3 1761 07882494 3

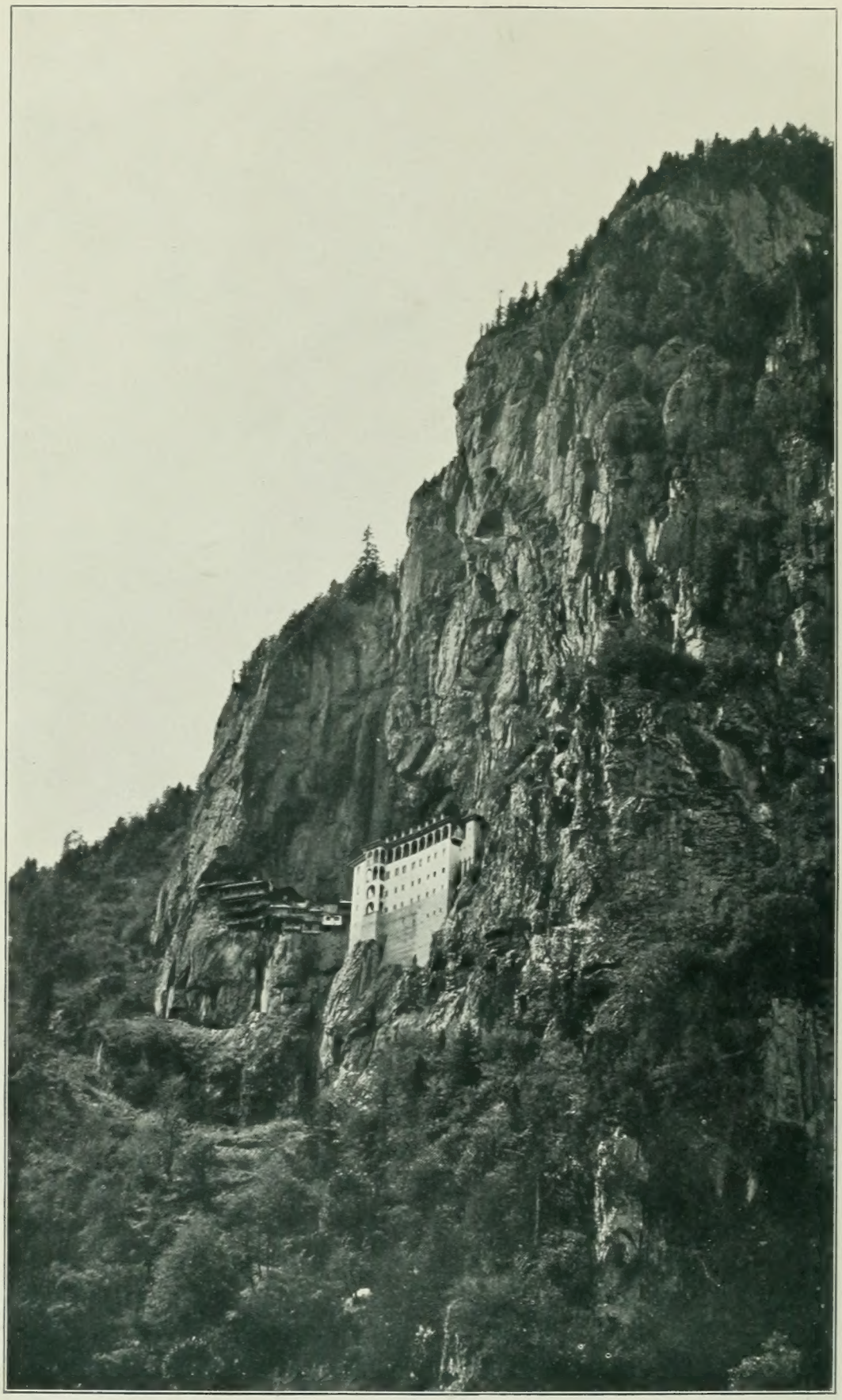
Durch Armenien und Der Zug Xenophons

v. Hoffmeister

B. G. Teubner

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/durcharmenienein00hoff



Das Höhlenkloster Sumela.

HAs
H 6995du

DURCH ARMENIEN

EINE WANDERUNG

UND

DER ZUG XENOPHONS BIS ZUM SCHWARZEN MEERE

EINE MILITÄR-GEOGRAPHISCHE STUDIE

VON

E. v. HOFFMEISTER
GENERALLEUTNANT Z. D.

MIT 5 VOLLBILDERN, 96 ABBILDUNGEN, MEIST NACH ORIGINALAUFNAHMEN DES VERFASSERS, 2 KARTENSKIZZEN IM TEXT SOWIE 2 KARTENBEILAGEN

1.—3. TAUSEND

567541
4.8.53

LEIPZIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1911

COPYRIGHT 1911 BY B. G. TEUBNER IN LEIPZIG.

ALLE RECHTE, EINSCHLIESZLICH DES ÜBERSETZUNGSRECHTS, VORBEHALTEN.

»Ex oriente lux.«
Aus dem Osten
kommt das Licht.

VORWORT.

Fern im Osten liegt ein großes schönes Land. Zwischen zwei Meeren sich dehnend, umsäumt und durchzogen von mächtigen Gebirgsketten mit Firnen ewigen Schnees, tragen seine baumlosen Hochflächen gewaltige Seen und geben Strömen das Entstehen, die das älteste Kulturland der Erde, Babylonien, und die Paradiesesgärten umfluteten.

Dies Land heißt Armenien.

Die Kunde von ihm reicht hinauf bis zur Sintflutsage, nach der auf dem höchsten und volkstümlichsten aller armenischen Berge, dem Ararat, die Arche des Stammvaters Noah haften blieb und aus ihr „jegliche Kreatur hervorging, sich zu mehren auf Erden". In die Geschichte trat es ein als selbständiges hethitisch-armenisches Reich, geriet aber bald zerstückt, geeint und wieder zerstückt unter die Herrschaft der Assyrer, Meder und Perser. Zur Winterszeit führte über seine schneebedeckten Fluren mit Kämpfen und Leiden Xenophon die Schar der Zehntausend zum Schwarzen Meere und gab uns in wertvollen,

heute noch vielfach zutreffenden Schilderungen ein Bild des damaligen Landes und seiner Bewohner. Alexander der Große fügte es seinem Reiche ein; nach Hannibals Plänen ward am felsenumsäumten Araxes die Königsstadt Artaxata erbaut. Dann kamen die Römer. Unter ihnen bildete Armenien den Wetterwinkel der Alten Welt und Jahrhunderte hindurch den Schauplatz verheerender Grenzkriege zwischen Römern und Parthern. Späterhin geriet es in die Gewalt der Chalifen, ward von den Mongolen Hulagus und Timurs verwüstet und ging schließlich zum größern Teile in den Besitz der Ottomanen über.

Damit war sein Geschick besiegelt. Vom Fuße des Türken platt getreten, schied es ein halbes Jahrtausend lang aus der Zeiten Laufe und aus der Bewegung der Völker; es war vergessen. Erst die neuern russisch-türkischen Kriege und noch mehr vor fünfzehn Jahren die grauenvollen Metzeleien unter Abdul Hamid brachten der staunenden Welt in Erinnerung, daß es noch ein Armenien gab, einen einst mächtigen Staat von hoher Kultur, und ein armenisches Volk, das von allen Völkern der Erde zuerst in seiner Gesamtheit sich zum christlichen Glauben bekannte und allein in zähem Festhalten an diesem während zweier Jahrtausende trotz aller Kämpfe und Spaltungen die Einheit seiner Rasse gewahrt, aber auch um des christlichen Glaubens willen die schwersten Bedrückungen und Drangsale zu erdulden hatte.

Solch jahrhundertelanges Vergessensein eines großen Landes und Volkes von der gesamten Mitwelt ist eine seltsame Erscheinung und ohne Beispiel in der Geschichte. Für mich sollte jedoch gerade darin der hauptsächlichste Anreiz liegen, Armenien wiederholt aufzusuchen und hierbei auch als Soldat nach den spärlichen Angaben Xenophons die militärisch wahrscheinliche Richtung seines Zuges aus dem Gebiete des Euphrat nach dem Meere festzustellen.

Dem Entschlusse folgt die Tat; in meinen Jahren durfte ich nicht zögern.

Die Reise ist beendet, das Ziel erreicht, und ein Gefühl warmen Dankes steigt in mir auf gegen das gütig waltende Geschick, daß es mich in einem reich bewegten Leben so vieles hat unternehmen und auch vollenden lassen.

Mein liebes Buch! Getreulich gab ich in dir, was ich empfand und durchlebte. Folge nun getrost deinen älteren Brüdern „Aus Ost und Süd“ und „Kairo – Bagdad – Konstantinopel“ hinaus in die Welt, erzähle von fernem Land und Volk, von Vergangenem und Gegenwärtigem, von Kriegstaten und Schlachtfeldern, von Ruinen und Klöstern, von Wintersstarre und Lenzespracht. Und dann sei uns ein wackerer Führer auf dem Zuge der Zehntausend von Meer zu Meer, und zeige insonderheit, wo und wie einst Xenophon durch Not und Gefahr seine Schar hinüberbrachte über die eisigen Berge und Flächen Arme-

niens, sich selbst zu Lob und Preis und allen zu unsterblichem Nachruhm.

Leite uns, mein Buch, auf daß wir nicht irren, sondern das Richtige finden und erkennen!

HEIDELBERG, im August 1911.

E. v. HOFFMEISTER.

Beim Aufstieg auf den Kop Dagh.

HAUPTSÄCHLICH BENÜTZTE SCHRIFTEN.

Abich, H., Aus Kaukasischen Ländern. Reisebriefe, 2 Bde, Wien 1896.

Ainsworth, W. F., Travels in the track of the ten thousand greeks. London 1844.

Bodenstedt, Fr., Die Einführung des Christentums in Armenien. Berlin 1850.

Brosset, Les ruines d'Ani. 2 Bde. Petersburg 1860/61.

Chantre, Mad. B., A travers l'Arménie russe. Paris 1893.

Curzon, R., Armenia. A year at Erzeroom pp. London 1854.

Fallmerayer, Dr. J. Ph., Fragmente aus dem Orient. 2 Bde. Stuttgart und Tübingen 1845.

–, Geschichte des Kaisertumes von Trapezunt. München 1827.

Greene, F. V., The Russian Army and its compaigns in Turkey in 1877/78. 2 Bde. London 1879.

Hahn, C. v., Bilder aus dem Kaukasus. Leipzig 1900.

–, Aus dem Kaukasus. Reisebriefe und Studien. Leipzig 1892.

Hamilton, J., Reisen in Kleinasien. 2 Bde. 1843.

Hartmann, Martin, Der islamische Orient. Leipzig 1910.

–, Die Frau im Islam. Halle a. S. 1909.

–, Der Islam. Geschichte, Glaube, Recht. Leipzig 1909.

Haupt, R., Der mohammedanische Orient. Halle a. S. 1905.

Hertlein, F. K., Xenophons Anabasis. Berlin 1857.

Hoffmeister, E. v., Aus Ost und Süd. Wanderungen und Stimmungen. Heidelberg 1907.

–, Kairo – Bagdad – Konstantinopel. Wanderungen und Stimmungen. Leipzig und Berlin 1910.

Koch, Prof. Dr. K., Der Zug der Zehntausend nach Xenophons Anabasis. Leipzig 1850.

Koch, K., Die kaukasischen Länder und Armenien. Leipzig 1855.

Lauteschläger, Oberlehrer S., Beiträge zur Xenophonlektüre. Jahresbericht des Großh. Ludwig-Georgs-Gymnasiums. Darmstadt 1901.

Lehmann-Haupt, Armenien einst und jetzt. Reisen und Forschungen. 1. Bd. Berlin 1910.

Lynch, H. F. B., Armenia. Travels and Studies. 2 Bde. London 1901.

Moltke, H. v., Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei. Berlin 1876.

Murray, J., Handbook for Travellers in Asia Minor, Transcaucasia, Persia etc. London 1895 1907.

Naumann, E., Vom Goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat. München 1893.

Petersen, W., Aus Transkaukasien und Armenien. Leipzig 1885.

Rehdantz, C., Xenophons Anabasis. Berlin 1882.

Rohrbach, P., Im vordern Asien 1901.

—, Vom Kaukasus zum Mittelmeer 1903.

Sachau, E., Am Euphrat und Tigris 1900.

—, Reise nach Syrien und Mesopotamien 1883.

Strecker, Über den Rückzug der Zehntausend. Berlin 1886.

Thielmann, Frhr. M. v., Streifzüge im Kaukasus, in Persien und in der asiatischen Türkei. Leipzig 1875.

Tozer, Rev. H. F., Turkish Armenia and Eastern Asia Minor. London 1881.

Uschakow, Geschichte der Feldzüge des General Paskewitsch in der asiatischen Türkei (1828–29). Leipzig 1838.

Vollbrecht, Dr. W., Wörterbuch zu Xenophons Anabasis. Leipzig 1899.

Wagner, M., Reise nach Persien und dem Lande der Kurden. 2 Bde. Leipzig 1852.

Xenophons Anabasis. Griechisch und deutsch. Leipzig 1858.

INHALTS-VERZEICHNIS.

Seite

DURCH ARMENIEN. EINE WANDERUNG.

I. Südrußland—Poti—Tiflis 3
II. Tiflis—Kars 21
III. Kars 31
IV. Das Gefechtsfeld bei Kars 41
V. Die Ruinenstadt Ani 59
VI. Kars—Erserûm 70
VII. Erserûm 99
VIII. Erserûm—Dschevizlik 122
IX. Das Höhlenkloster Sumela 145
X. Dschevizlik—Trapezunt—Kerasund 157
Schlußwort 168

DER ZUG XENOPHONS BIS ZUM SCHWARZEN MEERE. EINE MILITÄR-GEOGRAPHISCHE STUDIE.

Einleitung 171
I. Der Aufmarsch von Sardes bis Issos am Mittelländischen Meere 189
II. Der Vormarsch von Issos nach Babylonien bis zur Schlacht bei Kunaxa 203
III. Der Rückzug aus Babylonien und zwar bis
a) zu den Kurdischen Bergen 222
b) in die Ebene Pasin 230
c) zum Schwarzen Meere 241
Schlußwort 252

DURCH ARMENIEN

EINE WANDERUNG

(HIERZU KARTE I)

„Spät ist es schon und weit noch der Weg.
Lasset uns eilen, — eilen!“
(Kehrreim eines russ. Volksliedes.)

»Der Himmel ist hoch
und der Zar ist weit.«
(Russ. Sprichwort.)

Zirkassierin.

I. Südrußland – Poti – Tiflis.

Wer die europäisch-russische Grenze überschreitet, einerlei ob in Wirballen, Alexandrowo oder, wie ich 1905 und diesmal durch Galizien kommend, in Podwoloczyska, betritt eine andere Welt. Denn wenn Eisen und Geist der Neuzeit auch manchen Stein aus der Grenzmauer Rußlands brachen, – sie besteht als solche doch noch fort und bildet eine merkliche Scheide zwischen dem Westen und Osten. Wir erkennen dies schon bei dem Gange durch das unsaubere, zugig kalte, von Gendarmen angefüllte Zollhaus, sowie während der Fahrt durch die unendlichen eintönigen Flächen, noch vielmehr aber ringsum in dem Leben eines Volkes, uns fremd in Geist, Glaube und Sprache, in Tracht und in Sitte.

Und dieser Eindruck hält vor, er ändert sich nicht, ob wir auch Tausende von Werst zurücklegen. Gleichförmigkeit und Raumverhältnisse wirken ermüdend; wenig nur lohnt Wechsel in Landschaft und Farben dem Reisenden mancherlei Entbehrung und mangelnde Bequemlichkeit. So betritt denn auch heute noch trotz des zusammenschließenden Zuges der Zeit und trotz gebesserter Verkehrsmittel nur selten der Fuß des wanderungslustigen Fremden den russischen Boden.

Und wie in dem weiten Lande, sind auch innerhalb der großen russischen Volksmasse die Unterschiede nur gering, für Auge und

Ohr kaum bemerkbar. Desto wichtiger erscheint es daher für uns, die fremden Äußerungen des gesamten russischen Lebens zu erforschen. Darin liegt aber, meine ich, gerade die Schwierigkeit; denn wir lesen in unzähligen Schriften, wie weit die Ansichten auseinander gehen, und zwar nicht nur der meist nach Augenblickseindrücken urteilenden Reisenden, sondern auch der in Rußland ansässigen Ausländer. Meist Geschäftsleute, leben diese inmitten des fremden Volkes, dessen Wesen ihnen wenig anziehend, dessen Sprache ihnen rauh und zungebrechend, dessen Lied ihnen eintönig erscheint. Lob und Tadel fließen gar häufig aus Erfolg oder Mißerfolg; selten nur treten sie dem russischen Volke näher, fast nie wird ihnen das Slawenland in Wahrheit zur Heimat.

Und doch darf ein so großes, uns so unmittelbar angrenzendes Volk, wie das der Russen, wohl einen gerechten Anspruch darauf erheben, nicht flüchtig nach wechselnden Erscheinungen abgeurteilt und nicht mit fremdem, sondern mit eigenem Maßstabe gemessen zu werden. Seine Vergangenheit und die Beschaffenheit seines Landes wollen mit Fleiß und Liebe erforscht sein, um unter der Oberfläche das Wesen und dessen Urquell, die Volksseele, zu ergründen.

Seit bald vierzig Jahren, seitdem ich mich mit russischer Sprache und russischem Schrifttume beschäftige, habe ich, sooft es mir nur möglich war, Rußland aufgesucht und das rätselhafte Land wohl ein halbes dutzendmal kreuz und quer durchwandert. Meine beiden letzten Reisen fielen in die Jahre 1904 und 1905 und damit in die Zeit des russisch-japanischen Krieges mit all ihren vielseitigen Eindrücken und Stimmungen.[1]) Um so verlockender war es für mich, dieses Mal denselben Weg wieder zu wählen, den ich 1904 durch Südrußland nach dem Kaukasus genommen hatte.

Während der Kriegsjahre, auch schon gleich nach Beginn des Krieges im Frühjahr 1904, war die Stimmung in ganz Rußland eine äußerst gedrückte. Jetzt ist diese wohl besser, wir hören

1) Vgl. Aus Ost und Süd von demselben Verfasser: Kaukasus und Armenien 1904, sowie Persien und Zentralasien 1905.

sogar wieder lachen, was man damals gänzlich verlernt zu haben schien. Im großen und ganzen aber vermag ich einen wesentlichen Unterschied nicht zu erkennen. Noch liegt dieselbe dumpfe, den Atem beklemmende und auf die Seele drückende Luft über den weiten Flächen, und man sieht — ich spreche hier nur vom Süden und dem Kaukasus — ebenso selten eine Zeitung lesen und hört ebenso wenig über Politik sprechen wie damals. Mehrfach habe ich während der Fahrt oder sonst gelegentlich auf politische Verhältnisse angespielt; da war es aber sofort, als ob ein Bann sich auf die Anwesenden lege. Man schaute sich an, zuckte die Achseln und schwieg. Als ich einmal in einem größeren Kreise, wo man genau wußte, wer ich war, ganz harmlos äußerte, die Duma scheine mir jetzt verständiger als am Anfange und vom Reden mehr zur Arbeit übergegangen zu sein, schaute man mich allerseits wie betroffen an, und mein Nachbar warf seine Zigarette weg mit den kaum dieser geltenden Worten: „Tschort wosmí", der Teufel soll sie holen! Mit der sogenannten russischen „Verfassung" hat es überhaupt eine eigene Bewandtnis. Ein russischer Kaufmann wiederholte mir in bezug hierauf den, wie ich glaube, Mark Twain entlehnten Ausspruch: „Wir haben jetzt in unserem Lande drei schätzbare Güter, für die wir Gott nicht genug danken können, nämlich Redefreiheit, Preßfreiheit und die Klugheit, uns weder der einen noch der anderen zu bedienen." Auf jeden Fall scheint mir, weise sein zu wollen, heute in Rußland noch eine größere Torheit als vielfach anderwärts.

Dabei dürften Gendarmerie und Polizei, die beiden bis zur Spezialität ausgebildeten Hausmarken Rußlands, eher zahlreicher und auf jeden Fall nicht schüchterner sein als früher. Ich reiste mit Kaiserpaß und offenem Visier, der Statthalter des Kaukasus wußte Beginn, Verlauf und Zweck meiner Reise, und doch fühlte ich mich beobachtet, allerdings nicht in dem Maße wie in den Kriegsjahren, wo die Spionenfurcht geradezu Ungeheuerliches zeitigte — ich erinnere nur an meine Erlebnisse in Etschmiadsin, Samara und Orenburg[1]) —, aber doch hinreichend, um mir nie das Bewußtsein zu nehmen, überwacht zu sein. —

1) Vgl. Aus Ost und Süd S. 64, 104 und 105.

Das Fremdartige in der Gesamtheit tritt uns nirgends so unvermittelt entgegen und wirkt nirgends so unmittelbar auf uns ein wie in Kijew, der nach Nowgorod am Ilmensee ältesten und, Moskau nicht ausgenommen, russischsten aller Städte Rußlands. Deshalb habe ich es auch besucht, sooft ich in seiner Nähe vorbeikam, und konnte es mir auch diesmal nicht versagen, einen Abstecher dahin zu machen.

Welch ein Zauber umspinnt doch diese seltsame Kirchenstadt! Das Wetter war wunderschön. Sonnenglanz lag auf den zahllosen grünen, bunten und goldenen Kuppeln, und in mächtigem Eisgange wälzte der Dnjepr weit über die Ufer hinaus seine reißenden braungelben Wasser zum Meere.

Auf meiner Wanderung nach dem hochgelegenen Teile Kijews, der Festung mit der Lawra, dem ältesten und angesehensten russischen Kloster, fand ich die freundlichen Straßen belebt von geschäftigen Menschen, und von all den berüchtigten politisch-religiösen Rassekämpfen, die hier vor nicht langer Zeit ihren blutigen Austrag fanden, war nichts mehr zu spüren. Aber nicht der Handelsverkehr, so bedeutend er sein mag, ist es, der uns allenthalben in die Augen springt, auch nicht die bunte Menge kleinrussischer Bauern und Mädchen, oder die zahlreichen Bettler, Soldaten, Polizisten und Gendarmen, sondern die Priester und Pilger.

Als ich von der Lawra aus auf die Stadt und den Strom und auf die jenseits bis zu Don und Wolga sich unabsehbar dehnenden Steppen hinunterblickte, ward die ganze Geschichte Rußlands vor mir lebendig, die des Staates wie die der Kirche.

Hier, in Kijew, war der Hauptsitz des altslawischen Götzendienstes. Hierher brachten unter dem Großfürsten Wladimir, dem Sohne des kriegerischen Swjätoslaw aus dem Hause Ruriks, griechische Mönche um das Jahr Tausend den christlichen Glauben von Byzanz auf den Fluten des Dnjepr, und die Stadt ward eine „heilige“ durch die Taufe von Fürst und Volk. Mit Ausnahme von Armenien vermochte sich nirgends die neue Lehre so ohne jegliche Erschütterung einzuführen und auszubreiten wie in Rußland, hauptsächlich wohl deshalb, weil das altslawische Heiden-

tum, im wesentlichen eine Anbetung der Natur, keinen bestimmten Priesterstand hatte.

In dem Wandern des Herrschersitzes der russischen Fürsten von Nowgorod am Ilmensee nach Kijew, Moskau und Petersburg ist meines Erachtens in großen Zügen die Geschichte Rußlands gezeichnet: – des Staates in seiner Entwickelung zum halbeuropäischen Großfürstentum mit Hinneigen zum Orient, zum asiatischen Zarentum unter mongolischem Einflusse und zum europäischen Kaisertum durch gewaltsame Annäherung an Europa, – der Kirche in ihrer Einführung und Entwickelung zum Metropolitentum unter dem Patriarchen von Byzanz, zum selbständigen Patriarchentum unter Boris Godunow und schließlich in ihrer Verschmelzung mit dem Staate durch Errichtung der heiligen Synode unter Peter dem Großen.

Nach Wladimir zerfiel das Reich in Zwiespalt; Jahrhunderte vergingen.

Im Süden und Südosten, aus dem geheimnisvollen Innern Hochasiens, brachen türkisch-mongolische Völker in wilden Schwärmen mit unwiderstehlichem Andrange über die dort drüben jenseits des Dnjepr ausgebreiteten Flächen vor bis in das Herz Europas, um im Zurückfluten an den Steppen der Wolga haften zu bleiben, die durch Nähe und Ähnlichkeit mit ihrer asiatischen Heimat wohl die meiste Anziehung für sie haben mochten. Von dort aus, von ihrem Hauptsitze Sarai an der unteren Wolga, hielt „die goldene Horde“ zwei Jahrhunderte lang die Russen zinsbar; sie beließ ihnen nur ihre angestammten Fürsten und ihren Glauben, der mit dem Nationalgefühl und der gemeinsamen Sprache schon ein unzerreißbares Band um den russischen Osten geschlungen hatte und das Volk aufrecht hielt in dem unsäglichen Elende der Zeit.

Unter Iwan Kaljita übersiedelte 1328 das Großfürstentum von hier, von Kijew, nach Moskau, dessen Name sich erst in der Mitte des zwölften Jahrhunderts n. Chr. findet, und damit ward dieses an Stelle Kijews der volkstümliche und religiöse Mittelpunkt. Vielleicht war auf die Verlegung der Hauptstadt die Kirche nicht ohne Einfluß; denn während die Mongolen anstreben mußten, den

Großfürsten näher an sich heranzuziehen, konnte es auch der griechisch-russischen Kirche nur angelegen sein, dem Andrange der tatkräftigen, geistig überlegenen und in ihrem Aufbau bereits festgefügten lateinisch-abendländischen Kirche nach Osten hin auszuweichen.

Das moskowitische Zaren- und Patriarchentum erstarkte, das Mongolenjoch fiel und die griechisch-russische Kirche ward zu einer volkstümlich russischen. Aber wie Großfürsten und Patriarchen Hand in Hand gingen, den halbasiatischen Staat sorglich gegen die geistigen Wogen Europas zu umdämmen und jede Neuerung abzuwehren, so sonderte sich auch die russische Kirche von der Bewegung des Christentums ab: Staat und Kirche erstarrten.

Da erscheint seiner Zeit gleichsam zum Trotze, „wie ein Blitz in nächtlichem Gewitter", Peter der Große, der erste Kaiser, ein Riese an Leib und Geist, roh, gewalttätig und ungeschlacht, die Verkörperung des russischen Genius im Guten wie im Schlimmen, und beginnt seine umgestaltende Arbeit. Den Neuerungen widerstrebte vornehmlich die mit dem Volke enge verwachsene Kirche; der Wille des Kaisers kannte jedoch keinen Widerstand, und kühn griff er hinein in deren innerstes Leben, veränderte ihre Stellung zum Volke durch Verminderung ihres Besitzes und zum Staate durch Aufhebung des persönlichen Patriarchats und Errichtung der heiligen Synode, die er dem Staate unterstellte. Dies ist ohne Zweifel die folgenreichste der inneren Umgestaltungen Peters, denn dadurch fesselte er die Kirche fest an den Staat und machte ihren unbegrenzten Einfluß auf das Volk der einheitlichen Kraftentwickelung Rußlands nach außen und innen für alle Zeiten dienstbar.

In Peter dem Großen ward die Zukunft Rußlands geboren. Noch heute aber steht, wie damals, jedem neuernden Bestreben der Regierung die Kirche gegenüber als ein Ausdruck der Zähigkeit des Volkes und der Beharrlichkeit, als das eigentlich konservative Element; nur ist sie jetzt in ihrer Kraft geschwächt, mit dem Staate verbunden.

In dieser Verschmelzung von Staat und Kirche liegt das religiöse Nationalgefühl des russischen Volkes in Grund und Bedeutung. –

Kijew ist eine richtige Kirchen-, Priester- und Pilgerstadt, und man kann es so gar nicht besuchen, ohne sich mit der russischen Kirche zu beschäftigen und mit ihren zahllosen Dienern. Arm, unwissend und meist dem Alkohol ergeben, gleich dem Volke geknechtet und jeglicher Gedankenfreiheit beraubt, nehmen sie zu diesem eine wesentlich andere Stellung ein wie bei uns, denn sie sind weniger die Seelsorger ihrer Gemeinde als die Träger des Kultus und nur in ihrer Würde, nicht in ihrer Person geachtet. Das Volk begreift den Sinn der Glaubenssätze so wenig wie der Priester; bei geringem religiösem Wissensdrange besteht seine ganze Frömmigkeit nur in Äußerlichkeiten, wie in der Heiligenverehrung und in strengem Fasten, beides von störendem Einflusse durch die vielen Feiertage und die Verschlechterung der an sich schlechten Kost. Und doch ist, wiederum Armenien ausgenommen, nirgends die Kirche von solcher Herrschaft über das gesamte Volksleben wie in Rußland; ja sie ist so national geworden, daß sie sich ihren eigenen Herrgott, den „Russengott", ihre eigenen Mütter Gottes, die Kasansche und Ibersche, geschaffen und Rußland sogar geheiligt hat, denn der Russe nennt sein Vaterland nicht wie der Engländer oder Franzose das ihrige „Alt-England" oder „das schöne Frankreich", — er nennt es das „heilige Rußland", heilig durch das für seine Größe vergossene Blut, die Geschichte seiner Zaren, seine Kirche und die Gräber seiner Heiligen.

Diesen Eindruck von der Macht der Kirche hat man an keinem Orte Rußlands so sehr, als wenn man in Kijew durch die „heilige Pforte" das Innere der Lawra betritt. Hier befindet sich der älteste Sitz der schwarzen oder Klostergeistlichkeit, die strenge und fast gegensätzlich von der weißen oder weltlichen geschieden ist, eine eigentümliche, jedoch in der Geschichte begründete Erscheinung. Denn da das Christentum durch griechische Mönche nach Rußland kam, so hatten diese auch das Bestreben, in dem neuen Lande die größte geistliche Macht in ihrer Hand zu vereinigen und zu erhalten, mit andern Worten einen herrschenden mönchischen Klerus mit griechischem Gepräge zu bilden, dem bald in der niedern Geistlichkeit eine volkstümliche entgegen-

treten mußte; die erstere ward die schwarze, die letztere die weiße. Die schwarze Geistlichkeit hat denn auch heute noch als herrschender Stand fast ausschließlich die Leitung der Kirche durch Besetzung der obersten Würden, durch die Zensur und Unterstellung der geistlichen Lehranstalten. Und eifrig wahrt sie ihren Besitz.

Eine geistige Beschäftigung kennen weder die Mönche noch die weltlichen Priester, die Popen; grundsätzlich wird sie gemieden. Denn in der griechisch-katholischen Kirche ist alles geordnet und noch mehr als sonst jegliches Denken als ein gefährlicher Luxus verpönt; der Glaube steht fest, Fragen und Zweifel bedürfen keiner Erörterung mehr. –

Nach fünfunddreißig Jahren besuchte ich in der Lawra wieder die Höhlen des heiligen Antonius, unterirdische, schmale, ausgemauerte Gänge mit kleinen, teilweise noch als Kapellen benutzten Seitenräumen und vermauerten Nischen. In diesen hausten einst Einsiedler, die sich in einer seltsamen Verirrung menschlichen Geistes zur Erhöhung ihrer Buße bei lebendigem Leibe bis zum Halse in die Lehmerde eingraben ließen.

Und dann die Pilger! Es war nicht die Zeit der großen Feste (Juli und August) und doch von ihnen der von Mönchzellen eingeschlossene Klosterhof angefüllt. Hunderte von Meilen, vielleicht noch durch Eis und Schnee des langen russischen Winters, sind sie in entbehrungsvoller Wanderung mit müdem Schritt und abgezehrtem Leibe hierher gekommen, barhäuptig, in Bastschuhen, um die Schultern ein zerschlissenes Tuch, das bunte Hemd gegürtet, den Leinensack auf dem Rücken und in der Hand den Pilgerstab. Nun sind sie am Ziele; in stummer Anbetung, immer dem ergreifendsten Ausdruck menschlicher Unwürdigkeit, küssen sie die Stufen der goldüberladenen Himmelfahrtskathedrale, und in rührendem Glauben. Nehmet dem Volke seinen Glauben nicht! Was sollte aus all den Kreuzesträgern der Menschheit werden, die das in graue Sorge gehüllte Leben dahinschleppen, zusammenbrechend unter der Last, wieder aufgepeitscht von Hunger und Not und ohne Erbarmen vorwärtsgeschoben von ihren Leidensgenossen? Was aus den Millionen und aber Millionen Mühseliger

und Beladener, die eine Lichtgestalt zu sich ruft, wenn der Glaube nicht wäre, gleichviel in welcher Form, und die in jegliche Menschenseele hineingelegte Hoffnung auf eine ausgleichende Gerechtigkeit „im Jenseits"? Nehmet dem Dulder seinen Glauben nicht, nehmt ihn nicht weg, auf daß er nicht ohne Trost zugrunde gehe!

Und den Armen ist Trost geworden! In Weihrauch und Halbdunkel haben sie gebetet, und jetzt treten sie mit frohem Aufblick heraus aus der Kirchenpforte und sammeln sich um einen Greis mit weißem Barte. „Nun, Kinder, vorwärts, vorwärts nach Hause! Spät ist es schon und der Weg noch weit! Lasset uns eilen, eilen!" –

Wer Kijew gesehen hat, hält in dem auf dem Südrande der Pontischen Steppe kahl und reizlos gelegenen Odessa keine Rast. Ohne weiteres bestieg ich daher den mir von früheren Fahrten leider schon wohlbekannten Dampfer Puschkin, an dessen ehrwürdigem Äußern die Zeit anscheinend ebenso spurlos vorübergegangen war, wie sie ihm auch im Innern seine berechtigten Eigentümlichkeiten, die Ratten und schwarzen Käfer – von deren sonstigen Spielgefährten nicht zu reden –, belassen hatte; dabei wimmelte es in allen Räumen von Kindern, an sich erfreulich und auch nützlich für die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, bei Seereisen aber eine üble Zugabe.

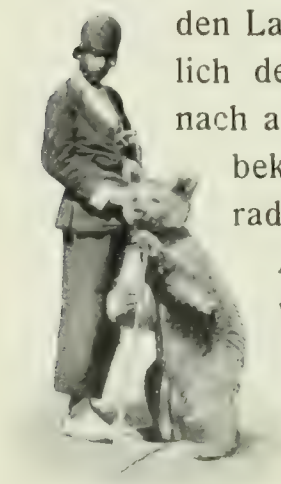
Das Schwarze Meer ist ein launischer Geselle. Im Jahre 1904 war es zu fast derselben Zeit – im April – spiegelglatt und sonnebeschienen, diesmal jedoch bewegt und bald ausgesprochen stürmisch; meine alten Freunde, die Delphine, zeigten sich nicht, und nur sturmfreudige Möwen rollten unstät über das Wasser. Die sonst helleuchtenden Kreidefelsen der Krim, von deren einem, aus der Artemis heiligem Haine, Iphigenie „das Land der Griechen mit der Seele suchte", die entzückenden Waldhöhen von Jalta, die buschig-grünen Vorberge des sagenumwobenen Kaukasus mit dem überragenden Schneedome des Elbrus, – Alles lag in grauen Nebel gehüllt. Einst waren die Gestade des klassischen Meeres umsäumt von einem Kranze blühender Kolonien, Trägern griechischen Geistes und griechischer Gesittung, gehärtet und gestählt in stetem Kampfe mit den kriegerischen Umwohnern; heute ist der Strand verödet.

In Poti verließ ich ohne sonderliches Bedauern den Puschkin mit den besten Wünschen für eine gedeihliche Weiterfahrt seiner sämtlichen Insassen und betrat zum drittenmal in meinem Leben den Boden Transkaukasiens. Dieses war unter dem Namen Kolchis schon im grauen Altertume bekannt; späterhin, sowie im Mittelalter, wo es auch von der zerstörenden und befruchtenden Hochflut der Völkerwanderung nur wenig berührt ward, geriet es fast in Vergessenheit, um erst im vorigen Jahrhundert durch das zähe Ringen der Bergvölker mit dem russischen Eroberer von neuem die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu lenken.

Kolchis galt für ein wildes Land. Schon Prometheus warnte die aus Europa flüchtende Io vor den Kolchern, denn sie seien „unholde, menschenfeindliche Gesellen, vor denen man sich hüten müsse“ (Äschylos Prometh. v. 714), und in kühnem Wagen zogen lange vor dem trojanischen Kriege zu Ruhm und Beute die griechischen Argonauten hierher.

Das alte Phasis und heutige Poti wurde angeblich vor drei Jahrtausenden von Milet aus besiedelt. Strabo, der es selbst besucht hat, rühmt seine Größe und die Fruchtbarkeit seines Gebietes; der viel ältere Hippokrates aber gibt von seiner Umgebung folgende anmutige Schilderung: „Die Niederungen des Phasis (Rion) sind sumpfig, heiß und waldbedeckt. Die Menschen leben in Pfahlbauten aus Holz und Reisern. Sie genießen warmes, vom Sonnenbrande fauliges Wasser und sind von Fieber entkräftet.“

Und dies trifft im wesentlichen heute noch zu. Die ganzen Ost- und Südufer des Schwarzen Meeres sind fieberreich, das in den Lagunen des Rion gelegene Poti ist aber recht eigentlich der Mittelpunkt, von dem die aufsteigenden Dünste nach allen Seiten hin ausstrahlen. Obwohl mir dies wohlbekannt war und ungeachtet meiner Empfänglichkeit gerade für Fieber, wählte ich trotzdem Poti als diesmaligen Ausgangspunkt meiner Wanderung nach Armenien, weil ich die berüchtigten Rionsümpfe selbst sehen und Kutais mit dem Kloster Gelati besuchen wollte.



Der durch Schlammbarren mangelhafte und durch die Ablagerungen des Rion stets weiter

vorrückende Hafen dient hauptsächlich dem Frachtenverkehre; Reisende kommen nur wenige und haben auch eigentlich hier nichts zu suchen, denn Poti ist wirklich ein trauriger Ort. Schweine, halbverhungerte Hunde, Bettler und Betrunkene, denen wie überall im weiten Rußland die Vorübergehenden mit verständnisvoller Teilnahme begegnen, zieren die übel gepflasterten Straßen. Der Bazar ist gleichfalls ärmlich; das Sehenswerteste auf ihm war noch ein persischer Bärenführer (Abb. S. 12). Dabei legt sich die dumpfig-heiße Luft lähmend auf die Glieder und mahnt zur Eile. Aber seltsam! Auch dort wohnen Menschen und vergnügen sich in ihrer Art. Fast unmittelbar an die Sümpfe angelehnt finden wir einen recht hübschen und sogar sauber gehaltenen öffentlichen Park voll tropischen Wachstumes: Magnolienbäume mit gerade aufspringenden Knospen, Bambus- und Zuckerrohre, ja sogar einige Palmen, unter deren spärlichen Fächern ein Liebespärchen Schatten suchte. Am Ende des Lustgartens erhebt sich ein efeuumsponnenes turmgeschmücktes Gebäude, die Dienstwohnung des Bürgermeisters, der mich freundlich in seine Behausung einlud.

Er erzählte mir, er lebe schon lange hier. Im Hochsommer und Herbste freilich herrsche das Fieber schrecklich, das mache aber nichts, – nitschewó –, man gewöhne sich daran; sonst sei es Gott sei Dank ganz gut und auch die Sicherheit von Person und Eigentum jetzt so groß wie nur irgendwo anderwärts. Das mag zutreffen. Früher, und namentlich während der Unruhen im Jahre 1905, stand es damit hier und mehr oder weniger im ganzen Kaukasus aber anders. Dem Besitzer einer Manganerzgrube in der Nähe, den ich zufällig hier traf, wurde damals am hellichten Tage durch das offene Fenster der Samowar (die Teemaschine) gestohlen. Eilends lief er zum Polizeimeister, kam bei dem jedoch schlecht an. „Was wollen Sie, Väterchen? Ein Samowar ist Ihnen fortgekommen? Ach, du lieber Gott, das ist ja gar nichts! Heute Nacht sind hier Pferde, Ochsen und Schafe, sogar ein adliges Fräulein ist gestohlen worden! Und da kommen Sie wegen eines lumpigen Samowarchens! Lassen Sie mich in Frieden, und kaufen Sie sich einen neuen!“ Derselbe Grubenbesitzer erzählte mir auch, das Erz in den Bergwerken sei reichhaltig und der

Hütten in den Rionsümpfen.

Arbeitslohn billig, nur fünfzehn Rubel (dreiunddreißig Mark) monatlich; er genüge aber vollauf, denn der Arbeiter stehle mindestens für fünfzehn Rubel dazu, eine Gepflogenheit, die er auch bei höherem Lohne beibehalten würde. Das Verderblichste für die Bevölkerung seien die tagelang andauernden Hochzeiten, die durch unmäßige Gastereien oft das ganze Hab und Gut verschlängen, und dann die in ähnlicher Weise gefeierten, leider unvermeidlichen Begräbnisse. –

Die berüchtigten Rionniederungen, die man auf der Bahnfahrt nach Kutais auf niedrigem Damme durchquert, sind weite, mit Gestrüpp durchwachsene, grünlich schimmernde Sumpf- und Wasserflächen, über die einzelne knorrige, von Efeu umwucherte Eichenstämme wie anklagend in die dunstig-bleierne Luft emporragen: eine unsagbar eintönige und schwermütige Landschaft. Sie erinnerte mich in vielem an die von mir vor fast vierzig Jahren besuchten, damals noch nicht entwässerten Pripetsümpfe der Poléssje zwischen Brest Litowsk und Mohilew. Hier wie dort, soweit das Auge reicht, keine Behausung, nichts Lebendiges auf Erden, kein Vogel in der Luft, kein Laut. Feindlich, drohend steht diese Natur dem Menschen gegenüber; sie hat nichts mit ihm zu tun.

Hat man etwa in der halben Entfernung zwischen Poti und Kutais endlich den festen Boden erreicht, so atmet man auf, wie

von schwer lastendem Drucke befreit, und freut sich der herrlichen, ringsum im Frühlingsschmucke prangenden Schöpfung.

Längst ist der sechzigjährige Krieg im Kaukasus, ein Kampf weniger der Menschen gegen Menschen als gegen die übermächtige Natur, vorüber. Siegreich umkrallt der russische Doppeladler mit seinen Fängen die zwei Erdteile trennenden Firnen und Felsen, und friedlich liegen die Täler. Im übrigen aber hatte ich in ganz Transkaukasien, und fast mehr noch als während der Unruhen im Jahre 1905, den Eindruck herrschenden Kriegszustandes. Auf jeder, auch der kleinsten Station standen außer den unvermeidlichen, immer argwöhnisch blickenden Gendarmen Militärposten mit aufgepflanztem Seitengewehr, hinter sich meist einen kleinen Ablösungstrupp, und bei all meinen Fahrten traf ich zahlreiche Kosakenpatrouillen, die auch regelmäßig die Überlandpost begleiteten: ein die Reisefreudigkeit nicht gerade förderndes Bild.

Je näher man dem einige dreißigtausend Einwohner zählenden, an den reißenden Fluten des Rion und an den Hängen der hier auslaufenden Vorberge des Kaukasus reizend gelegenen Kutais kommt, desto mehr wandelt sich die ganze Gegend in einen Garten. Ja, Kutais, die alte Hauptstadt Aia oder Kytäa von Kolchis und die Heimat der Medea, ist eine richtige Gartenstadt, deren freundliche Behausungen einladend aus dem saftigen Grün edler Fruchtbäume und üppiger Koniferen, Lorbeer-, Myrten- und Magnolienbüsche hervorschauen. All die Lenzespracht wird überragt von den

Kutais. Alter Teil am Rion.

efeuumsponnenen Ruinen der Kirche des heiligen Georg, zu der vom rechten Rionufer ein ausgesucht tückischer Pflasterweg hinaufführt. Sie ward von dem Fürsten Bagration IV. und seiner frommen Gemahlin Helena, einer byzantinischen Kaisertochter, gegen die Mitte des elften Jahrhunderts in byzantinisch-armenischem Stile erbaut und vor mehr als zweihundert Jahren von den Türken zerstört. Ihre Steintrümmer bezeugen aber noch die einstige Schönheit des Baues. Während ich mir im Innern die machtvollen Rundbogen besah, klang aus einer nahegelegenen Klosterschule ein Chor von Knaben herüber. Sie übten für das bevorstehende Osterfest Gesänge ein, und zu ergreifender Wirkung mischte sich zwischen die hohen Diskantstimmen der tiefe Baß des Kirchensängers: „Góspodi pomílui“, der Herr erbarme sich unser!

Ruinen der Kirche des hl. Georg.

In der gesanglichen Liturgie der griechisch-katholischen Kirche liegt, wie im russischen Liede, etwas Schwermütiges. Im Vereine mit dem Halbdunkel des Raumes und den rauchgeschwärzten, auf dem Beter lastenden Säulen und Wänden ist sie ganz dazu angetan, die feierlich schmerzliche Stimmung auszulösen: „Der Herr erbarme sich unser!“

Von der Georgskirche gelangt man auf den Höhen entlang in wenigen Schritten zu den Trümmern des alten imeretischen Königsschlosses mit einem wunderbaren Rundblick auf die Stadt, auf den durch Felsenengen rauschenden Rion, die schön geschwungenen Linien der kaukasischen Vorberge und auf die zum duftverhüllten Meere sich hinabsenkende kolchische Ebene. Aber wo einst Glanz und Feste heimisch waren, wo der rote Kachetiner in frohem Kreise feurig durch die Adern rann, begeisternd zu Liebe und Ruhm, herrscht jetzt die Stille des Grabes, und die Steine liegen verwittert. Ein paar große Eidechsen entschlüpfen dem Fuß, – sonst keine Bewegung; alles öde und verlassen.

Etwa 20 km von Kutais entfernt grüßt uns nach einer herrlichen Fahrt durch blütenduftende Täler hoch vom Bergeshange das Kloster Gelati, eine Gründung des imeretischen Königs David „des Erneuerers“ aus dem Anfange des zwölften Jahrhunderts. In flottem Galopp nehmen die feurigen langschweifigen Rappen meiner Troika die Höhe. Durch die efeuübersponnene Umfassungsmauer führt nur ein schmales Tor, das mir erst auf wiederholtes Klopfen und nach vorsorglicher Prüfung durch ein Guckloch ein herzuschlürfender Pförtner öffnet. Es ist Mittagszeit, und brütend liegt die Sonne über dem grasdurchwachsenen Pflaster des weiten Hofraumes. Einzelne Mönche gehen ab und zu, den Blick gesenkt, mit Gebetbuch und Rosenkranz. Niemand kümmert sich um mich, und niemand spricht, denn die Ordensregel gebietet Schweigen.

Inmitten des Klosterhofes erhebt sich, aus großen Sandsteinblöcken zusammengefügt und noch ein Jahrhundert älter als das Kloster, die Marienkathedrale, deren Innenraum die übliche Kreuzesform zeigt, während die Wände von Fresken und Heiligenbildern überdeckt sind. Mit dünnem Klange riefen die Glocken zur

Kloster Gelati. Marienkathedrale.

Kirche, sie blieb aber vollkommen leer; nur ein paar Mönche knieten im Gebet, das ihre einzige Beschäftigung bildet, und zwar für gewöhnlich je zwei Stunden morgens, mittags und abends, in der gegenwärtigen großen Fastenzeit aber mit regelmäßigem Wechsel ohne Unterbrechung Tag und Nacht. Man möchte glauben, solch ausgiebige Gebetsübung müsse auch dem hartnäckigsten Bußbedürfnisse genügen. Dem scheint aber doch nicht so zu sein, denn es soll dort Andachtseiferer geben, die nach dem Gebet in der Kirche dieses gegen Teufelsspuk und zu weiterer Steigerung des Seelenheiles noch insgeheim in ihrer Zelle fortsetzen, soweit es des Fleisches Schwäche nur irgend zuläßt.

Unweit der Kathedrale steht das kleine halbverfallene Mausoleum des Königs David und daneben die Behausung der Mönche. Ich trete hinein und in einen lichten Raum; schweigend deutet der ernste Zellenbewohner auf einen Stuhl, den einzigen in dem dürftig ausgestatteten, unwohnlichen Gemache. Auf dem Betstuhl am Fenster liegt das Werk eines Kirchenvaters; die zuoberst aufgeschlagenen Blätter sind von der Zeit vergilbt, wohl ein untrüglich Zeichen, daß der andächtige Leser in reiflichem Nachdenken den Sinn der heiligen Worte mit Bedacht erwägt und einer die Ruhe des Geistes störenden sündlichen Hast durchaus abgekehrt ist.

Wie schon an anderer Stelle erwähnt[1]), haben die Klöster stets eine zwingende Anziehungskraft auf mich ausgeübt; wann und wo ich nur konnte, habe ich sie aufgesucht und bin am Wege an keinem ohne Einkehr vorübergegangen. Freilich, Ge-

1) Vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel von demselben Verfasser S. 27.

wandung und Inhalt des mönchischen Lebens sind wie seine Gesetze, Hoffnungen und Ziele im Grunde überall ähnlich, und verschieden nur durch das Ausmaß des Kraftaufwandes, den man zur Abtötung alles Weltlichen und zur Ablenkung jeglicher sinnlichen Eindrücke vom Wege des Heiles für erforderlich erachtet. Von solcher Kraft wird hier offenbar ein reichliches Maß verlangt; durch strenge Klosterzucht ist das ganze irdische Dasein der heiligen Brüder – nicht selten sollen allerdings auch räudige Schafe darunter sein – ausschließlich auf das Jenseits eingerichtet.

Noch immer stand der Mönch schweigend vor mir. Das einzige, was ich mühsam aus ihm herausbekommen konnte, war, daß gegenwärtig nur ein Abt und neun Brüder vorhanden seien, sowie daß vor fünf Jahren „in der Revolution" das Bergvolk der Kuritzen das Kloster plünderte und diesem deshalb seither zum Schutze gegen Diebsgelüste ein Wächter beigegeben sei. Er zeigte dabei durch das Fenster auf einen Polizisten, der im Schatten einer Linde, die Arme unter dem Kopf verschränkt, auf dem Rücken lag und mit vernehmlichem Schnarchen den Schlaf des Gerechten schlief, gewiß das Gescheiteste, was ein „Wächter" an dieser Stätte des Schlafes tun konnte. Als ich die Zelle verließ, las ich über der Türe die Mahnung asketischer Weltverneinung: memento mori, gedenke des Todes! –

Allezeit und überall hat die Kirche es verstanden, für ihre Gründungen mit löblicher Findigkeit sich der Natur anzupassen. So ist auch das Kloster Gelati schön gelegen und herrlich die Aussicht von ihm auf die in sonnigem Glanze ausgebreiteten Berge und Täler Imeretiens; sie sind in sattes Grün gekleidet

Imeretischer Bauer.

und überragt von der scharf in dem Himmelsblau abgekränzten Elbruskette des Kaukasus, unfreundlicher und wasserärmer als unsere Alpen, aber höher, wilder und großartiger.

Die Fahrt nach Tiflis ist zwiefach reizvoll durch Gegend und Menschen. Aus der sonnedurchglühten kolchischen Ebene steigt die Bahn durch enge Waldtäler, in denen die Blüten des Kirschlorbeers und Jasmins sich aus dunklem Grün hervordrängen und die wilde Feige ihre großen ausgezackten Blätter entfaltet, nach dem Rücken des die Wasserscheide zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere bildenden Suram-Gebirges an, durchschneidet es in langem Tunnel und senkt sich dann in das Gebiet des Kur hinunter nach Tiflis, immer in wechselnder Landschaft nicht selten alpinen Charakters. Und dann die Menschen! Wahre Prachtgestalten, tadellos an Wuchs, Haltung und Würde, in ihren weißen Lammfellmützen, braunen Tscherkessken und schwarzen Burken[1]). Die Stationen waren voll Lebens und Treibens, aber auch sämtlich wohlbesetzt von Soldaten und Gendarmen; bei der Einfahrt in Tiflis standen Militärposten mit aufgepflanztem Bajonett sogar Spalier längs des Zuges, gerade wie seiner Zeit bei meiner Ankunft in Baku[2]), so daß man wirklich glauben konnte, man sei in eine aufrührerische Stadt geraten.

1) Die Burka ist ein meist schwarzes Rad aus Ziegen- oder Kamelhaaren.
2) Vgl. Aus Ost und Süd S. 77.

Kosak.

Georgierinnen.

»Schlag die Tschadra zurück!
Was verhüllst du dich?«
(Mirza Schaffy.)

»Das Ende eines Dinges ist besser denn sein Anfang.«
(Pred. Salom. 7, 8.)

II. Tiflis – Kars.

Nicht gleich andern Städten des Orients kann Tiflis sich hohen Alters und einer großen Vergangenheit rühmen. Denn erst im Mittelalter trat es als Sitz der grusinischen Könige hervor, ward wieder und wieder durch die vorderasiatischen Völkerbewegungen und Perserzüge zerstört und hat uns so als Zeugen einstigen Glanzes allein die mächtigen hochragenden Trümmer des alten Schlosses bewahrt. Tiflis liegt zwischen steilen kahlen Felswänden langgestreckt in dem engen Tale des schäumenden Kur an der Grenze von Europa und Asien; es vereinigt Abend- und Morgenland. Seine vielen Kirchen und Türme georgischer Bauart, die weiten Straßen und Plätze mit den weißen russischen Gebäuden und mehr noch seine engen, oft steilen Gassen und Gäßchen mit ihrem nimmer rastenden buntfarbigen Volksleben in der Lichtfülle des Orients übten die alte Anziehungskraft auf mich aus[1]); leider war aber diesmal — Mitte April — das Wachs-

1) Vgl. Aus Ost und Süd S. 52.

tum der Pflanzen, und zwar in schroffem Gegensatze zu der lenzesfrohen kolchischen Ebene und den Waldhöhen des Suram, noch weit zurück, an den Bäumen kein Blatt, in den Straßen Wind und Staub. So waren es nicht die Reize der in den liebe- und weinseligen Liedern Mirza Schaffys überschwenglich besungenen Stadt, die mich mehrere Tage dort fesselten, sondern einmal das Bestreben, für meinen Besuch der Schlachtfelder bei Kars und der Ruinen von Ani die behördliche Unterstützung zu erlangen, ohne die in dem weiten Rußland nichts zu machen ist, und dann die Notwendigkeit, für die beabsichtigte mehrwöchentliche Karawanenreise zu Wagen und Pferd durch die unwirtlichen Gegenden Armeniens die erforderliche Ausrüstung zu beschaffen.

Bezüglich der Empfehlung an die Behörden hatte mir unser Auswärtiges Amt in Berlin mitgeteilt, daß der Statthalter des Kaukasus von der Kaiserlich Russischen Regierung mit Anweisung versehen sei, mir in weitgehendster Weise zur Erreichung meiner Zwecke behilflich zu sein. Es geschah auch alles so entgegenkommend wie möglich, aber doch mit einer gewissen Verzögerung, denn der Statthalter des Kaukasus, Graf Woronzow-Daschkow, war seit einiger Zeit schwer leidend und hatte kurz vorher die Geschäfte in die Hände seines Gehilfen, des Senators Baltazzi, übergeben, der sich erst über alles unterrichten mußte.

Für die Reise selbst nahm ich zunächst einen tüchtigen Dolmetscher in Dienst, der fertig russisch, türkisch und armenisch sprach, und mit dessen Hilfe ging es nun an die Erledigung der Einkäufe vom Feldbett bis zu Bindfaden und Streichhölzern. Auch diese Geschäfte nahmen eine geraume Zeit in Anspruch, obwohl ich aus vielfacher Erfahrung genau wußte, worauf es ankam, um nichts Wesentliches zu vergessen. Die freien Stunden wanderte ich unermüdlich in den persischen und grusinischen Quartieren umher. Armenier, Bauern in faltenreichem Rock und Lammfellmütze, Tscherkessen, Tataren, Popen mit langen Gewändern und Haaren, Bettler in zerrissenen Bastschuhen und Lumpen – alles drängte sich lärmend und löste sich nur vor den im Eilschritt kommenden und gehenden Militärtrupps oder stob auseinander vor den rücksichtslos durchjagenden Kosakenpatrouillen.

Tiflis.

Von den gepriesenen Georgierinnen sah ich auch diesmal nicht viel, und was ich sah, war mit geringen Ausnahmen wenig verlockend. Die Verhüllung des Orients läßt meist nur die Stirne frei und die kleinen Füßchen in Pantoffeln mit hohen Absätzen. Bisweilen blitzen aber doch unter der weißen Tschadra dunkle seelenvolle Augen hervor und erwecken den Wunsch: „Schlag die Tschadra zurück!“

Endlich war ich soweit reisefertig, als mir Graf Woronzow-Daschkow mitteilen ließ, er fühle sich zwar sehr leidend, könne es sich aber trotzdem nicht versagen, mich andern Tages um die Mittagszeit zu empfangen, falls ich noch so lange bleiben und mit ihm, einem im Bette Liegenden, vorlieb nehmen wolle. Da war denn nichts zu machen, und ich betrat wieder, wie vor sechs Jahren, das am Golowinski-Prospekt gelegene Statthalterpalais, vor dem die starke Wache ins Gewehr trat. Der in rot gekleidete Leibkosak führte mich sofort in das Schlafgemach des Grafen; obwohl ersichtlich von Schmerzen geplagt, empfing dieser mich mit ganz außerordentlicher Liebenswürdigkeit und sagte mir gleich, daß er meinen Namen bereits kenne und sich sehr freue, mir in jeder Weise behilflich sein zu können. Als ich mich nach fast einer Stunde angeregter Unterhaltung verabschiedete, versprach er mir nochmals, meine Sache selbst in die Hand zu nehmen, so daß ich ganz sicher sein könne, überall alles bereit zu finden. –

Tiflis. Tatarin.

Von Tiflis nach Kars gehen nach dem Fahrplan täglich zwei Züge, der eine nachmittags und der andere nachts. Um von der

Gegend etwas zu sehen, die mir von früher her nur bis halbwegs Alexandropol bekannt war, wählte ich den Nachmittagszug und wollte nun losfahren. Aber da stellte sich ein neues Hindernis ein, der Paß. Ja den, sagte mir der Dolmetscher, könne man nicht so rasch visiert erhalten, und zudem betrage die Taxe zwar nur achtzig Kopeken, aber unter fünf Rubeln sei nichts zu erreichen, da man die ganzen Schreiber erst schmieren müsse. So blieb mir nichts übrig, als eilig selbst auf die Polizei zu fahren, wo ich das Paßbureau gedrängt voll Menschen fand. Während ich mich noch in dem dumpfigen Raume umschaute, flüsterte mir ein besser gekleideter Mann zu, er warte schon volle sechs Stunden und werde wohl heute nicht mehr abreisen können. Dabei saßen an acht oder zehn Pulten ebensoviele junge Leute und kritzelten, mit dem Kopf auf dem Papier, emsig drauf los!

Wie im Orient, kennt man in Rußland den Wert der Zeit nicht. Es gibt in der russichen Sprache außer „nitschewo“ (nichts), das alle möglichen Deutungen zuläßt, kein so viel gebrauchtes oder besser mißbrauchtes Wort wie „ssejtschaß“, sogleich. Alles geschieht „ssejtschaß“, und alles dauert eine Ewigkeit. Solange dies unselige Wort in Übung bleibt, kann und wird es in Rußland nicht vorwärts gehen.

Ich wandte mich nun direkt an den Polizeichef, und siehe da, im Handumdrehen erhielt ich den Paß, erlegte meine achtzig Kopeken, die man mir nicht einmal abverlangte, und verließ, vom Adjutanten bis an die Treppe geleitet und unter den Bücklingen der armen Wartenden, stolz das Lokal. Heutzutage scheint es wirklich leichter, nach Rußland hinein-, als wieder herauszukommen. Auf jeden Fall steht es mit der unseligen Paßwirtschaft kaum besser als früher; sie ist an sich schon geeignet, einem das Reisen dort gründlich zu verleiden.

Tiflis. Holzträger.

Und dann das Bestechungswesen und die zahllosen niederen Beamten, die „Tschinowniks"! Ich hatte diese bereits an anderer Stelle[1]) als den Krebsschaden Rußlands, als dünkelhaft, faul, nach oben kriechend, nach unten grob bezeichnet und genau denselben Eindruck wieder. Dabei sind sie unglaublich unwissend. Wer mit ihnen zu tun hat, wird gut tun, sich den Ausspruch Katharinas II. gegenwärtig zu halten: „Il y a beaucoup de gens en Russie qui ignorent qu'une ville maritime a un port."

Nun ist seit dem letzten Kriege der Lebensunterhalt überall in Rußland, und ganz besonders in Transkaukasien, sehr viel teurer geworden, das meist niedrige Gehalt aber unverändert geblieben oder kaum erhöht. So sehen sich denn die Beamten, selbst wenn sie weiße Raben, mit anderen Worten in seltenen Fällen solide und nüchtern sind, um mit ihren Familien nur leben zu können, auf Nebeneinnahmen geradezu angewiesen, die sie auch als etwas ganz Selbstverständliches betrachten und nehmen, wo sie sie finden. Hier Abhilfe zu schaffen, mag schwierig genug sein, denn das Unwesen, dem man neuerdings durch die sogenannten Senatorenrevisionen zu Leibe zu gehen sucht, ist zu fest eingewurzelt, und wo der Kläger fehlt, fehlt auch der Richter. „Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit." Einzelne besonders hervortretende Flecken lassen sich wohl da und dort beseitigen, die Grundfarbe aber bleibt schmutzig und schließlich alles beim Alten. „A vouloir blanchir le nègre le barbier perd son savon!" Wie zutreffend sind jetzt noch die Schilderungen dieser Zustände, die wir aus der Feder Gogols, Dostojewskis, Turgenjews, Nekrassows und anderer haben! Mir war ja überall die Bahn geebnet, und ich hatte wirklich keine Veranlassung, zu klagen; man kann aber wohl sagen, daß der Arme und Geringe, so besonders der Bauer, auch heute noch dort zu keinem Rechte gelangen kann. Oft von weit her gekommen, wartet er in den Vorzimmern stunden- und tagelang; vielleicht wird ihm auf sein

Tiflis. Wasserträger.

1) Vgl. Aus Ost und Süd S. 108.

bescheidenes Mahnen noch bisweilen ein barsches „ssejtschaß“ oder „moltschatj“ (schweigen), bis er endlich die Mütze in der Hand dreht, sich bekreuzt und den langen Weg zurückgeht. Und all dies trägt er mit Geduld, von der die weise Vorsehung ihm ein reichliches Maß verliehen hat; er schimpft nicht einmal und findet nichts dabei, denn er kennt es nicht anders. So ist es ja schon zur Zeit der Leibeigenschaft gewesen. War einem Bauer das Strohdach auf seiner Hütte verfault oder vom Sturme beschädigt worden, und bat er um Stundung des Frohndienstes und um Holz und Stroh, sein Dach vor Eintritt des harten Winters herzustellen, so hätte der eigene Herr, der „Barin“, vielleicht ein Einsehen gehabt. Aber der lebte in Petersburg oder Paris, kümmerte sich um nichts, wußte von nichts und überließ alles dem Verwalter; er wollte nur Geld, viel Geld und beileibe keine Klagen, keine „désagréments“. Und der Verwalter schaffte das Geld ohne Barmherzigkeit, besonders wenn er, leider sei es gesagt, ein Deutscher war. Der Bauer wird fortgejagt einmal, zehnmal, hundertmal; die Hütte fällt ein, und er geht zugrunde. Was liegt daran! Viel und oft habe ich das weite Rußland durchwandert, nicht allein auf den breiten Verkehrswegen, sondern auch abseits von Dorf zu Dorf. Und immer dasselbe Bild. Elende Hütten lehnen sich an alte hölzerne, grün bekuppelte Kirchlein; daneben steht die Schenke. Der schmutzige Schafpelz ist Sommer und Winter das wichtigste Bekleidungstück des Bauern, das er nie wechselt, und worin er schläft, arbeitet, trinkt und stirbt.

Als Gogol seinen berühmten Roman „Die toten Seelen“ schrieb, nahm er sich zum Gegenstande die toten, seit der letzten Revision verstorbenen, aber noch in den Listen stehenden männlichen Leibeigenen; die Frauen hatten ja keine Seelen und zählten nicht mit. Ich meine, tote Seelen gibt es auch heute noch genug im weiten Rußland; es sind die in Armut, Schmutz und Unwissenheit lebenden Bauern, und dann alle die vielen Tausende, die zur Kirche gehen und sich bekreuzen, die essen, trinken, spielen und in trostloser geistiger Öde ihr Leben vertrödeln. Der vornehme Russe besitzt vollendete Formen und gemeiniglich eine bestrickende Liebenswürdigkeit; er liebt auch, besonders wenn er gut gegessen

und getrunken hat und sich so recht gesättigt und behaglich fühlt, mit schönen Worten zu „liberalisieren“ und seltsam sozialistisch gefärbte Ansichten über Menschentum und Menschenrechte zu entwickeln; all dies sitzt jedoch bei ihm nur mehr äußerlich und berührt wenig den Kern, so daß immer noch ein gut Stück Wahrheit in dem liegt, was einst Diderot oder Napoleon I. und später andere gesagt haben: „Grattez le Russe et vous trouverez le Tartare!“ –

Vier Uhr nachmittags am 22. April 1910 verließ ich Tiflis. Der Zug war, wie meist in Rußland, überfüllt, denn es gehen nur wenige Züge, auf die sich der ganze Verkehr zusammendrängt, und der Wagenmangel ist groß. Während der Kriegszeit war es so, weil man von allen Bahnen eine Menge Material nach der sibirischen Bahn und ihren Zufahrtslinien abgeschoben hatte, und jetzt angeblich aus Sparsamkeitsgründen.

Nach längerer Fahrt über fruchtbares flachgewelltes Land durchbricht die immer ansteigende Bahn die schluchtenreichen, wilden grusinischen Berge und erreicht an der Station Karakliss vorbei, wo ich vor sechs Jahren den Zug verlassen hatte, um mit Extrapost den Goktschasee, Eriwan, Etschmiadsin und den Ararat zu besuchen[1]), um drei Uhr morgens Alexandropol. Hier ward mir die unangenehme Überraschung, daß der Zug wegen geringen Verkehres keinen Anschluß nach Kars habe, und ich neun Stunden auf denjenigen warten müsse, der erst nachts von Tiflis abgeht. Leider hatte ich verabsäumt, mich in Tiflis hinreichend zu unterrichten, falls man überhaupt dort Bescheid wußte, und außer acht gelassen, daß in Rußland und besonders in dessen entlegenen Gegenden ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen dem, was geschrieben steht und geschehen soll, und dem, was wirklich geschieht.

Zu machen war nichts. Ich mußte auf dem kalten zugigen Bahnhofe – Alexandropol liegt über 1500 m hoch – bleiben, denn nach der Stadt war es natürlich sehr weit, da ja die Russen eine wahrhaft erstaunliche Fertigkeit darin besitzen, die Bahnhöfe möglichst entfernt von den Wohnstätten anzulegen, – auch

1) Vgl. Aus Ost und Süd SS. 54 u. ff.

ein Hotel, das nur einigermaßen diesen Namen verdiente, nicht vorhanden.

Man muß nun in Rußland, und viel, gereist sein, um die Qual ermessen zu können, neun volle Stunden, dazu die Hälfte bei Nacht, auf einer kleinen russischen Station zuzubringen. Die großen Bahnrestaurants sind ja ganz gut und auch verhältnismäßig sauber, die kleinen aber, obwohl sie mit ihren allgemein üblichen Kerzenleuchtern, Petroleumlampen, Goldfischgläsern und Topfpflanzen einen nicht unfreundlichen Eindruck machen, sehr übel; Polster gibt es schon des Ungeziefers wegen nicht, und die wackeligen Stühle sind mit Vorsicht zu gebrauchen. Zunächst galt es, den Morgen zu erwarten. Hierzu wurden an der Wand, aber aus kluger Vorsicht etwas abgerückt, über die drei festesten Stühle ein paar Decken gelegt, dann die Lichter gelöscht, der Raum abgeschlossen, und ich schlief nun, so gut oder schlecht es gehen wollte, dem Tag entgegen in dem tröstenden Bewußtsein, daß alle Mühsal auf Erden so oder so ein Ende hat. Nachdem es einigermaßen hell geworden war, erschien ein zweifelhaftes Wesen in hohen Stiefeln und einem Kopftuche, wie ich herausbekam eine Frau, und machte rein, d. h. sie wirbelte mit einem Besen fingerdicken Staub auf, der sich dann wieder behaglich auf den gewohnten Platz niederließ. Waschen konnte ich mich selbstverständlich nicht, denn ein derartiges Bedürfnis liegt dort kaum vor; man muß sich nur immer von neuem wundern, mit wie wenig Wasser ein Russe auszukommen vermag.

Unter solchen Umständen gab es für mich kein Bleiben mehr, und ich faßte den mannhaften Entschluß, mir zu Fuß die Stadt anzusehen. Wie erwartet, war der Weg weit, staubig, baum- und strauchlos. Allmählich kamen ein paar einstöckige Steinhäuschen in Sicht, dann mehr, wirbelnde

Alexandropol. Arbeitergruppe.

Staubwolken, einige verschlafene Iswoschtschiks (Kutscher) mit kleinen struppigen Pferden, Polizisten, ein Trupp wandernder Arbeiter und marschierender Soldaten: ich war in der Hauptstraße. Ich muß gestehen, daß von den Hunderten russischer Städte, die ich gesehen habe, Alexandropol mit zu den trübseligsten gehört. Dagegen erschien mir selbst Poti trotz seiner Fieberluft noch ein beneidenswerter Ort, denn es hat doch das Meer und Pflanzenwuchs. Sieben volle Monate herrscht hier jedoch unbarmherziger Winter, und die übrige Zeit wird durch die schroffsten Witterungswechsel beeinträchtigt, so daß ein russischer Kapitän wohl recht hatte, den ich unterwegs sprach und der mir erzählte, er stehe schon zwölf Jahre in Alexandropol, aber es sei kein Leben, sondern der Tod. Dabei zählt die Stadt über dreißigtausend meist armenische Einwohner und war vor dem letzten russisch-türkischen Kriege als Gegenstück zu dem damals türkischen Kars eine wichtige Grenzfeste.

Zufällig las ich an einer Steinbaracke die Aufschrift: „Russische Bäder", und dies erschien mir, so zweifelhaft das Gehäuse aussah, wie ein Wink des Schicksals; eigentlich konnte ich ja gar nichts Besseres tun, als den Rest meiner Zeit in einem Dampfbade zu verbringen. In Erwartung eines ungewohnten Trinkgeldes machte sich denn der herbeigerufene Badewärter auch mit einer wahren Begeisterung über mich her und behandelte mich in dem überheißen Raume zwei Stunden lang so nachdrücklich, daß ich es geraten fand, den Rückweg zum Bahnhofe in einer der kleinen flinken Droschken zurückzulegen, von denen ein halbes Dutzend den seltenen Gast vor der Türe erwartete. Die Sonne schien, und es war warm.

Am Bahnhofe wußte ich gleich, daß der Mittagszug von Tiflis bald kommen würde, denn hinten und vorne standen bereits Gendarmen, und die Wache fehlte auch nicht. Mein Dolmetscher erzählte, schon dreimal hätten Gendarmen sich bei ihm erkundigt, wem das Gepäck gehöre, wer ich sei und wohin ich wolle, hätten sich alles aufgeschrieben und seien erst gegangen, als er ihnen wiederholt gesagt habe, ich käme vom Statthalter und reise zum Gouverneur von Kars. Eine angenehme Gegend! Mit der

gewohnten Verspätung lief endlich der Zug ein, und der hatte denn auch Anschluß.

Die dreieinhalbstündige Fahrt von Alexandropol nach Kars – es sind nur 75 km, aber man fährt langsam und sicher in Rußland – ist trostlos: eine kahle, steinige, menschenleere Hochfläche, zu beiden Seiten begrenzt von Bergzügen, die noch bis tief herunter mit Schnee bedeckt waren. Voll Interesse schaute ich mir nach Überschreiten des Karsflusses das Gelände an, auf dem die Gefechte bei Kars stattfanden; deutlich hoben sich die Bergkegel des kleinen und großen Jani, sowie dahinter, ganz in Schnee, der breite, an 2600 m hohe Rücken des Aladscha-Dagh heraus.

Tataren.

»Dem Freunde Kuchen,
Dem Feinde die Kugel.«
(Altes russ. Soldatenlied.)

III. Kars.

(Vgl. auch die Skizze zu Abschn. IV.)

Berittener Gendarm.

In Kars, wo man nichts sah außer Soldaten, erwartete mich der Polizeimeister, eine in Rußland allenthalben sehr gewichtige Persönlichkeit, ordengeschmückt am Bahnhofe, meldete mir, ich sei beim Gouverneur schon angesagt, und geleitete mich nach dem Hotel. Von dort machte ich mich unverzüglich auf den Weg zu dem Gouverneur Generalleutnant von Parkau, einem Deutschrussen, der meinen Wünschen auf das liebenswürdigste entgegenkam, mich für den Besuch der Gefechtsfelder, sowie der Ruinen von Ani seiner vollen Unterstützung versicherte und sogleich seinen Chef des Stabes, einen Oberst Lewitzki, kommen ließ. Da ich mir wohl bewußt war, daß trotz aller zur Schau getragenen Bereitwilligkeit meine Gegenwart in der russischen Festung mit Mißtrauen beobachtet wurde, so erklärte ich Seiner Exzellenz von vornherein und mehrfach, es käme mir nur auf die Gefechtsfelder und Ruinen an, von Kars wolle ich gar nichts sehen und würde es sogar vermeiden, in der Stadt allein umherzugehen.

Bei der nun folgenden, unter Hinzuziehung ortskundiger Leute stattfindenden Beratung stellte sich indessen heraus, daß mein

Unternehmen doch viel schwieriger war, als ich es mir gedacht hatte: zahlreiche Patrouillen, sagte man mir, müßten sofort die Wegeverhältnisse aufklären, denn der schwere schwarze, kaum aufgetaute Boden sei infolge reichlicher, erst kürzlich niedergegangener Regengüsse aller Voraussicht nach so morastig, daß man von Kars aus mit Wagen schwerlich durchkommen könne; zum mindesten würde die Beigabe eines stärkeren Kosakentrupps erforderlich sein mit zwei Reitpferden für mich, sowie um den Wagen durchzuhelfen, falls sie stecken bleiben sollten. Schließlich ward die Angelegenheit dahin geregelt, daß ich übermorgen früh mit zwei Wagen zu je vier Pferden und einer Eskorte von einem Offizier nebst zehn Kosaken losfahren und dann zusehen solle, wie ich über das Gefechtsfeld nach Ani (Luftlinie etwa 50 km) gelange. In Ani selbst könne ich aber nicht unterkommen; hierzu müsse ich durch eine Furt des Arpa Tschai[1]) nach dem jenseits gelegenen armenischen Kloster Koscha Wang. Für die auf den Morgen des folgenden Tages festgesetzte Besichtigung der Stadt stellte mir der Gouverneur, auf meine ausdrückliche Bitte und um jeden Schein des Verdachtes zu vermeiden, einen Kapitän, zugleich Gendarmeriedistriktsoffizier, zur Verfügung und lud mich auf drei Uhr nachmittags zum Diner ein.

Soweit war die Sache anscheinend zu allseitiger Zufriedenheit geordnet, und ich begab mich nun in mein Hotel, das ich erst jetzt, und mit steigender Besorgnis, in Augenschein nahm. Im Speiseraum standen, wie überall im weiten Rußland, auf dem Büfett die unvermeidlichen Kerzenleuchter und daneben kleine Schüsseln mit den Vorspeisen, der sogenannten Sakuska: Käse, Schinken, Lauch, Radieschen und Fische, alles vom Alter gelb, übelriechend und mit Fliegen übersät. Nach einem kaum genießbaren Imbiß sank ich in meinem – leider – mit Decken und Polstern reichlich ausgestatteten Zimmer todmüde auf das Lager. Der Genuß war jedoch nur von kurzer Dauer, denn bald erschienen so viele Wanzen, daß ich voll Entsetzen aus dem Bett

1) Tschai ist die türkische Bezeichnung für einen kleinen, Su für einen größeren Fluß, Dere für ein Tal, Dagh für einen Berg bzw. ein Gebirge und Tepe für einen Hügel.

sprang und mitten in der Stube mein über und über mit Insektenpulver bestreutes Feldbett aufschlagen ließ. Aber auch so sollte mir keine Ruhe werden; die unglaublich großen Quälgeister hatten mich bald wieder aufgespürt, ohne sich im geringsten um das Pulver zu kümmern. Schließlich blieb mir nichts übrig, als den Rest der bitter kalten Nacht ganz verzweifelt mit hochgezogenen Beinen auf einem Holzstuhle zuzubringen, eine doppelte Qual, da mir die letzte Nacht in dem Alexandropoler Bahnhofe noch in den Gliedern lag. Zu größerer Gefechtsbereitschaft nahm ich noch meinen Dolmetscher ins Zimmer und ließ das Licht brennen, um die Wanzen einzuschüchtern und die allenthalben hervorlugenden schwarzen Käfer mit dem absonderlichen Namen Prußaki (Preußen) in ihre Schlupfwinkel zu bannen. Wanzen und Käfer war ich so anscheinend einigermaßen los, nicht aber die Flöhe. Deren Beweglichkeit und Ortskenntnis sind ja an und für sich gewiß bewundernswert; große Geister, wie Goethe, haben sie ob ihres wilden Kampfes um das Dasein und gegen die bestehende Ordnung besungen, im Märchen Könige sie geliebt, mit dem eigenen Blute – eine Untertanen gegenüber immerhin seltene Gunstbezeugung – großgezogen und sogar zu Ministern gemacht. Das liest sich ganz schön; aber was hilft alle Poesie: dort sind sie einfach schauderhaft.

Wer so viel den Orient, das Paradies der Menschheit und des Ungeziefers, bereist hat wie ich, ist kein Neuling mehr und nachsichtig geworden und geduldig im Ertragen von Leiden. So viel Ungeziefer aber wie in dem buchstäblich verwanzten Transkaukasien, dessen glückliche Bewohner einen großen Teil ihrer Lebenskraft auf seine Bekämpfung verwenden müssen, gibt es, glaube ich, auf der ganzen übrigen Welt nicht. O, heiliges Rußland! Wie lange noch wirst du deine Flöhe, Wanzen und schwarzen Käfer, deine zahllosen Kirchen, halbverhungerten Popen und dein in Armut und Lumpen dahinlebendes Volk behalten, oder wann und wie soll es sich ändern? –

Der werdende Tag reifte in mir den festen Entschluß, unter keinen Umständen mehr eine Nacht in dem „Hotel“ zuzubringen, sondern, wenn es nicht anders ginge, lieber auf freiem Felde zu

nächtigen. Dann machte ich mich mit dem liebenswürdigen und für meine Not verständnisvollen Kapitän auf den Weg und besah mir die Stadt, soweit mir dies geraten erschien. Da deren Besuch Ausländern, insonderheit Militärs, bei dem herrschenden Argwohn und Paßwesen sehr erschwert ist, so wird sie von Fremden gemieden, und ich war gewiß der erste preußische Offizier, geschweige denn General, der überhaupt und insbesondere zu Forschungszwecken in ihren Mauern geweilt hat.

Kars, mit einigen zwanzigtausend Einwohnern, ist von alters her als Sperrpunkt der Straße von Tiflis über Alexandropol nach Erserûm von hoher strategischer Bedeutung und heute die stärkste Festung im kaukasischen Militärbezirk, sowie eine der bedeutendsten Rußlands. Es liegt über 1700 m hoch an dem vom Soghanli Dagh herkommenden Kars Tschai, der nur im Frühjahr reißend, den übrigen Teil des Jahres aber meist wasserarm ist und sich oberhalb Ani in den Arpa Tschai ergießt. Mit stürmischer Gewalt hat er sich durch die vom Soghanli Dagh auslaufenden vulkanischen Erhebungen einen Weg gebahnt und gerade bei Kars, das er im Norden mit einer Schleife umzieht, ein besonders tief eingeschnittenes, schluchtähnliches Tal geschaffen. Im Westen und Norden auf dem linken, sowie im Nordosten auf dem rechten Ufer des Kars Tschai treten steile kahle Felsen, schwierig zu ersteigen und 100—200 m die Talsohle überhöhend, unmittelbar an den Fluß heran, während nach Osten und Südosten das Gelände wesentlich freier und offener sich darstellt. In der Nordwestecke der eng an den Fluß angeklemmten Altstadt erhebt sich ein hoher alleinstehender Lavakegel mit der Zitadelle; sie ist militärisch jetzt wertlos, spielte jedoch bei allen früheren Kämpfen um die Festung eine hervorragende Rolle.

In der Nähe von Kars wurden die Türken um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von den Persern und am 1. Juli 1828 von den über Alexandropol vorrückenden Russen unter Paskewitsch geschlagen. Letztere, obwohl weniger zahlreich als die türkische Besatzung, erstürmten dann am 5. Juli von Süden und Südosten her die Stadt, fünf Tage später die Zitadelle und drangen unaufhaltsam über Erserûm bis in die Nähe von Trapezunt vor, wo

man bereits den Angriff der „Moskowiter“ erwartete. Es kam jedoch nicht dazu, ja Rußland mußte im Frieden von Adrianopel (14. September 1829) sogar den größeren Teil seiner Eroberungen, darunter auch Kars, wieder an die Türkei zurückgeben.

Während des Krimkrieges ward es unter der ausgezeichneten Leitung des englischen Generals Williams durch Anlage von Befestigungen auf den westlichen und nördlichen Bergen und eines vorgeschobenen Walles mit zwischenliegenden Forts auf der Ost- und Südseite zu einer starken Festung ausgebaut und dann gegen die um mehr als das Doppelte überlegenen Russen unter Murawjew, der die Höhen auf dem linken Ufer forcieren wollte, so vortrefflich verteidigt, daß es erst nach fünfmonatlichem Widerstande und nur durch Hunger und Seuchen bezwungen werden konnte. Im Frieden von Paris (30. März 1856) ward es abermals der Türkei belassen.

Erst nach dem letzten russisch-türkischen Kriege, in dem es die Russen nach wiederholter Beschießung in der Nacht vom 17. zum 18. November 1877 von Süden und Südosten her, also ähnlich wie Paskewitsch, erstürmten, wurde Kars mit dem ganzen Gebiete in dem Berliner Vertrage (13. Juli 1878) endgültig an Rußland abgetreten. Seither sollen die Russen, wie man mir dort erzählte, die Wegeverbindungen nach und zwischen den Außenforts vortrefflich ausgebaut, sowie diese selbst verstärkt und teilweise weiter vorgeschoben haben, um der größeren Schußweite heutiger Geschütze Rechnung zu tragen.

Wie gesagt erstieg ich die Höhen nicht, auch keinen Aussichtspunkt, obwohl man es vielleicht, wenn auch ungern, da oder dort gestattet hätte; bei dem aufmerksamen Umherwandern habe ich aber doch den Eindruck gewonnen, daß die mir gemachten Angaben zutreffend sind und innerhalb der Forts – im Jahre 1877/78 waren es deren zwölf, fünf auf der rechten und sieben auf der linken Uferseite des Kars Tschai – jetzt ein weiter Raum geschaffen wurde. Dadurch ist Kars zu einem großen Waffenplatze von hoher Bedeutung geworden, beansprucht aber auch zu seiner Verteidigung entsprechend starke Kräfte, und zwar um so mehr, als die das Ganze durchschneidende Schlucht des Kars

Tschai die Einheitlichkeit der Verteidigung, sowie eine rasche Verwendung der Reserven von einer Flußseite zur andern ganz wesentlich erschwert.

An sich ist ja das eingekesselte Kars, das nur ost- und südwärts eine Ausdehnungsmöglichkeit hat, am angreifbarsten von Westen und Norden her; denn hat man die dortigen Felsenhöhen, so ist die Stadt mit den rechtsufrigen Befestigungen nicht mehr zu halten. Gerade deshalb sind aber auf diesen Höhen, 2—4 km von der Talsohle entfernt, von General Williams die erwähnten Forts errichtet worden, von denen mir ein hoher Offizier in Kars gelegentlich sagte, er halte sie jetzt fortifikatorisch und artilleristisch für so stark, daß sie bei genügender Besatzung, Verproviantierung und Wasserversorgung nahezu uneinnehmbar seien.[1]) Zudem erschwere das vulkanische, wildzerklüftete westliche und nördliche Berggelände zwar die Verteidigung, weil es die Übersicht beschränke und die Bewegung hemme, sei aber aus den gleichen Gründen für den Angriff noch ungünstiger und ein Einbau von Belagerungsbatterien, die am besten noch aus dem südlich von Kars gelegenen Tale des Kars Tschai nach Westen hinaufgebracht würden, außerordentlich schwierig.

So haben wohl hauptsächlich mit Rücksicht auf die geschilderten Geländeverhältnisse sowohl Paskewitsch 1828, wie Loris Melikow 1877 die Festung von Südosten her angegriffen, obwohl 1877 die beiden südostwärts in die Ebene vorgeschobenen Forts Hafiz Pascha und Kanli in Anlage und Armierung besonders stark waren. Aber nicht allein taktisch, auch strategisch war der Stoß von Südosten und Süden her gerechtfertigt, denn ein Erfolg aus dieser Richtung mußte der Besatzung, wie es auch tatsächlich geschah, den Weg nach dem türkischen Hinterlande verlegen, da es unmöglich ist, größere Truppenmassen, noch dazu durch eine Zernierungslinie, über die westlichen Berge durchzubringen. In meiner Ansicht, daß mithin die Russen 1877 unter Demonstrierung gegen

1) Im Jahre 1877/78 mußte noch, und dies war ein großer Übelstand, zu sämtlichen oder doch zu den meisten Forts das Wasser aus dem Flusse herangeschafft werden; ob diese jetzt eigene Brunnen oder unterirdische Zuleitungen haben, mochte ich nicht erfragen.

die übrigen Fronten mit ihrem Angriffe auf die Befestigungen der rechten Uferseite das Richtige trafen, ward ich noch bestärkt, als ich später in südwestlicher Richtung am Kars Tschai entlang meine Reise nach Erserûm fortsetzte (vgl. S. 71).

Nach der Schlacht bei Aladscha Dag am 15. Oktober 1877 (vgl. S. 52 u. ff.) war die Garnison wohl stark erschüttert, trotzdem aber noch zu zähem Widerstande befähigt und, wie sich zeigte, auch dazu entschlossen, die Armierung der Werke genügend, die Verproviantierung auf lange Zeit hinaus gesichert. Da nun die Russen, um sich nicht einer ähnlichen Katastrophe wie bei und nach Sewin auszusetzen (vgl. S. 44), für ihre weitern Operationen nach Erserûm einer gesicherten Basis bedurften, der erfahrungsgemäß dort überaus strenge Winter vor der Türe stand und die Durchführung einer langwierigen Belagerung in dem steinigen, hartgefrorenen Boden, sowie die Verpflegung und Unterbringung der Truppen während einer solchen sich sehr schwierig gestalten mußten, so war man auf eine möglichst rasche Entscheidung angewiesen. Diese konnte nur durch einen Sturm herbeigeführt werden und zwar, im Hinblick auf das keine Deckung gewährende Angriffsfeld und die Feuerwirkung der Verteidigung, bei Nacht, nachdem man die in Frage kommenden Forts und soweit möglich das Zwischengelände und die Stadt selbst mit ihren Depots und Magazinen scharf mit Feuer eingedeckt hatte. Man wählte für den Sturm die Nacht vom 17. zum 18. November, da man für diese nach dem Stande des Mondes annehmen konnte, daß sie ebenso für die Sturmkolonnen hinreichend hell, wie andererseits dunkel genug sein würde, um die Türken an der vollen Ausnützung ihrer Verteidigungskraft zu hindern. Der sorgfältig angesetzte Sturm gelang, allerdings nur unter großen Opfern; nach Überwältigung der Forts auf dem rechten Ufer drangen am Morgen des 18. November die Russen in die Stadt ein: die ganze Garnison, noch etwa siebzehntausend Mann, mußte die Waffen strecken. --

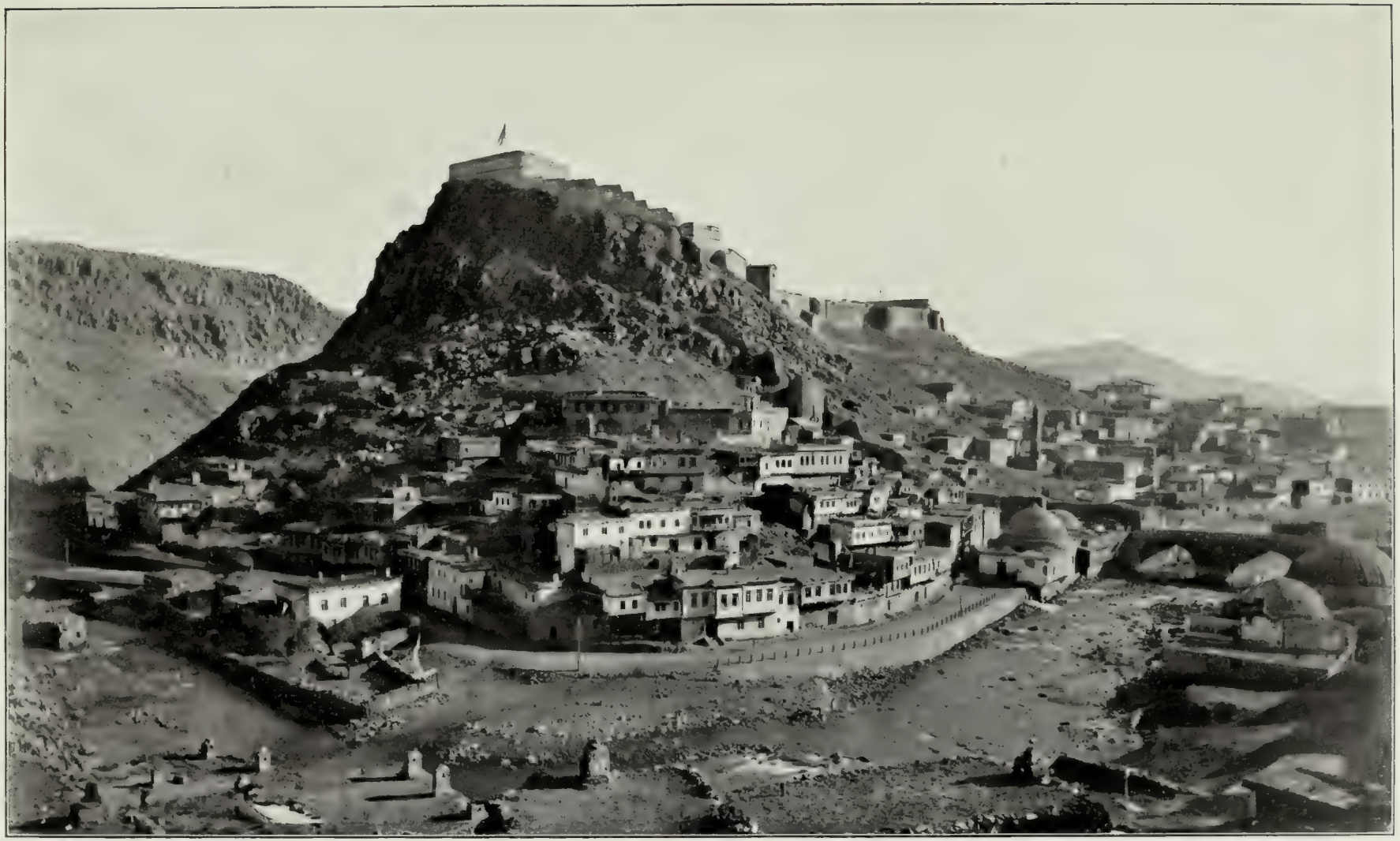
Malerisch nimmt sich das gelbe Gestein der alten, aus armenischer, seldschukischer und türkischer Zeit stammenden Zitadelle von der Brücke über den Kars Tschai – die Abbildung habe ich

zufällig von einem Photographen in Tiflis erwerben können – und noch besser von dem nahen Klubgarten aus, einer jammervollen Anlage mit wenigen kümmerlichen Bäumen, in dem baumlosen Kars aber immerhin eine wohltuende Erscheinung, und mit einem kläglichen hölzernen Klubhause. Voll Stolz wollte man mir dies sommerliche Rendez-vous der fashionablen Welt zeigen, aber zuerst war der Schlüssel nicht zu finden, und dann funktionierte das Schloß nicht, weil es, wie der herbeigeholte Wächter seelenruhig erklärte, „mit Dreck verstopft sei".

Während die im Süden an Stelle des alten Vorortes Orta Kapu neu erstandene Russenstadt nichts Bemerkenswertes bietet, ist eine Wanderung durch das vom Flusse ansteigende türkische Quartier mit seinen aufeinander gepackten dunkelfarbigen Steinhäusern nicht ohne Interesse. Viele Behausungen liegen noch in Trümmern oder sind verlassen, ein Hinweis, daß Kars in früheren türkischen Zeiten bevölkerter war als heutzutage. Nahebei befindet sich auch die größte Sehenswürdigkeit der Stadt, eine um das Jahr 930 unter dem armenischen Bagratiden-Könige Abas aus schwärzlichem Lavagestein erbaute, seltsam geformte Kirche, die später von den Türken in eine Moschee und neuerdings von den Russen in die griechisch-katholische Garnisonkirche umgewandelt wurde. Ein goldstrotzendes und angeblich wundertätiges Marienbild war erst kürzlich von Kijew hierher gebracht worden und der Gegenstand allgemeiner Verehrung.

Als ich nach dem „Hotel" zurückkam, ward mir die wenig erfreuliche Nachricht, daß nach Meldung der Patrouillen die Wege nach den Gefechtsfeldern und nach Ani von Kars aus tatsächlich grundlos seien, und ferner, daß man den Arpa Tschai zurzeit bei Ani nicht überschreiten könne. Letzteres war mir besonders störend, da ich ja auf dem jenseitigen Ufer in dem alten, in mehrfacher Beziehung interessanten armenischen Kloster Koscha Wang hatte nächtigen wollen.

Nach einer neuerlichen Beratung mit dem Chef des Stabes und dem Polizeimeister beschloß ich denn, das Gefechtsfeld und Ani nicht von Kars, sondern von Norden her zu besuchen und zwar von der zwischen Alexandropol und Kars gelegenen Station



Kars. Zitadelle.

Karajal aus, wo zufällig mein Kapitän als Gendarmeriedistriktsoffizier stationiert war und mir ein Unterkommen bot. Ich erklärte mit aller Bestimmtheit, noch heute mit dem Abendzuge, dem einzigen innerhalb vierundzwanzig Stunden, in Begleitung des Kapitäns dahin fahren zu wollen, um ein zweites Nachtlager in Kars zu vermeiden. Die Schilderung meiner nächtlichen Erlebnisse ward seitens der Herren zuerst mit ungläubigem Staunen vernommen, dann aber auf meine sichtbaren Beweise hin gleich auf russische Art eingegriffen, indem der Polizeimeister dem Hotelbesitzer sagen ließ, wenn er „die Schweinerei" nicht sofort abstelle, werde er das Hotel schließen und die Reinigung von Dienstwegen vornehmen lassen. Die Wirkung ließ nicht auf sich warten; bei meiner wenige Tage darauf erfolgten Rückkehr nach Kars fand ich Arbeiter eifrig damit beschäftigt, jahrelangen Schmutz auf die Straße zu werfen.

Das Diner beim Gouverneur war ein offizielles, in full dress mit Orden, und eine Anzahl von dreißig Damen und Herren zugezogen, letztere ob Militärs oder Beamte in Uniform, wie dies überhaupt in Rußland üblich ist. Wer in vornehmen russischen Kreisen viel verkehrt hat, vermag die ganze Liebenswürdigkeit zu ermessen, die dem Gaste entgegengebracht wird. Es ist zwar, das darf man besonders in Rußland nie vergessen, zwischen Wesen und Schein, zwischen dem Ding und seinem Namen ein gewaltiger Unterschied; die Art aber des Empfanges und der Aufnahme in einem russischen Salon hat etwas unbedingt Bestrickendes. Ich hatte Gelegenheit, mich frei zu bewegen, und nützte diese auch nach Möglichkeit aus, mußte mich jedoch mit Rücksicht auf den Abgang des Zuges schon bald nach den Toasten seitens des Gouverneurs auf unsern Kaiser in deutscher und von mir auf den russischen Kaiser in russischer Sprache verabschieden, trotzdem man mich dringend aufforderte, noch einen Tag zu bleiben, ja sogar mein Gepäck mittlerweile, ohne daß ich davon Kenntnis hatte, bereits in ein mir zur Verfügung gestelltes Zimmer des Gouvernementsgebäudes gebracht hatte. Und es war gewiß gut so, denn ich wollte ebenso unbedingt vermeiden, durch meine längere Anwesenheit irgendeine Verlegenheit zu

schaffen, wie ich dabei die alte Weisheit beherzigte, daß man zu bleibend gutem Gedächtnisse die Feste am besten unterbricht, wann sie am schönsten sind.

Hier und anderwärts habe ich mit einer Menge russischer Offiziere gesprochen. Einige standen schon zwanzig und mehr Jahre in Kars, und alle klagten offen über die Unmöglichkeit, heute in Rußland ohne Protektion vorwärts zu kommen. Es sei schlimmer als je; man wisse in Petersburg gar nicht, wie es im Lande aussehe. Zudem könne man bei den niedrigen Gehältern und den außerordentlich gestiegenen Preisen nach Belieben verhungern; es frage kein Mensch danach.

Dankend nahm ich die gütige Einladung des Gouverneurs an, nach meinen Besichtigungen des Gefechtsfeldes, sowie der Ruinenstadt Ani nicht im Hotel, sondern bei ihm Wohnung zu nehmen, und verließ fünf Uhr nachmittags in Begleitung des Kapitäns mit der Bahn Kars.

Jetzt begann eigentlich erst meine Reise.

Kosakenoffizier.

»Die Kugel ist eine Törin,
Das Bajonett allein ein ganzer Mann.«
(Ssuwórow.)

»Hört, ihr jungen Leute, höret zu,
Was wir alten euch vom Krieg erzählen.«
(Altes russ. Soldatenlied.)

IV. Das Gefechtsfeld bei Kars.

(Vgl. Karte I und Skizze S. 45.)

Ochsengespann bei Karajal.

Nach zweistündiger Bahnfahrt kamen wir auf Station Karajal an. Es war schon völlig dunkel und nicht leicht, sich von dem Stationsgebäude auf morastigem Wege und in einem Schneeregen nach dem Häuschen durchzuarbeiten, in dem, nahe dem gleichnamigen Dorfe, der Kapitän eine ganz leidliche Dienstwohnung innehatte. Trotz der späten Stunde und obwohl die Hausfrau, eine anmutige Georgierin, vorher nichts von meiner Ankunft wußte, war in kurzer Zeit meiner und meiner Leute Unterkunft geregelt, sowie für den andern Morgen in der Ortschaft eine Troika bestellt, und ich konnte mich nun nach einer Tasse wärmenden Tees auf dem tadellos saubern Diwan zu wahrlich wohlverdienter Ruhe ausstrecken.

So befand ich mich denn glücklich in Karajal, einem armseligen Dörfchen, das mir nur ganz zufällig dem Namen nach als vorübergehendes Hauptquartier des Großfürsten Michael im letzten Kriege bekannt war, und von dem ich mir nie hätte träumen lassen, daß es einmal auch mein Hauptquartier werden würde. Bis jetzt hatte ich eigentlich noch recht wenig geleistet, und doch fühlte ich mich körperlich schon so mitgenommen, wie sonst

nur nach großen Anstrengungen; es war kalt und mich fröstelte, ein unwillkommener Vorbote. Hatte ich aber von jetzt ab Glück und schlug die Reise ein, dann wollte ich gerne alles erduldet haben und noch viel mehr ertragen, denn „je größer das Mühen, desto schöner der Lohn", und „selig sind ja, die um der gerechten Sache willen leiden".

Die nächsten Tage waren von sieben Uhr früh bis tief in die Nacht hinein mit täglich 80 bis 90 km auf schlechtesten Wegen und querfeldein bei Schnee, Regen und Sonnenschein in steter Begleitung des Kapitäns und einer Abteilung berittener Gendarmen der Besichtigung des Gefechtsfeldes, sowie der Ruinen von Ani gewidmet. Daß ich durch die Verhältnisse genötigt war, nicht von Kars aus, sondern von Norden her in das Gelände hineinzufahren, erwies sich nachträglich nur von Vorteil, denn ich konnte mir so darin, und mit aller Muße, den ganzen Aufmarsch und Angriff der Russen, sowie die Gegenstöße der Türken festlegen.

Wenn man von dem letzten russisch-türkischen Kriege hört, dann sind es Plewna und Schipkapaß, Totleben, Gurko, Skobelew, Osman und Suleiman Pascha; daß jedoch auch in Asien Operationen und Schlachten stattfanden, von geringerer Bedeutung zwar und mit schwächern Kräften, aber in schwierigstem Gelände, von mutvoller Aufopferung zeugend und von hoher militärischer Begabung, ist wenig bekannt; kaum sind sie geschildert worden, niemand hat darüber gelesen. So war es einer der hauptsächlichsten Beweggründe für meine diesmalige Wanderung durch Armenien, die Gefechtsfelder bei Kars und Erserûm aufzusuchen und mir über den Verlauf der Begebenheiten an Ort und Stelle Aufklärung zu verschaffen.

Zum Verständnisse der Gefechte bei Kars, sowie bei Erserûm, auf welch letztere ich in einem spätern Abschnitte zurückkomme (vgl. S. 94 u. ff.), sei mir gestattet, nach dem mir zugänglichen Material einen kurzen Abriß der Geschehnisse auf dem armenischen Kriegstheater vorauszuschicken.

Bei Beginn des russisch-türkischen Krieges 1877/78 lief die auf Karte I punktierte alte Grenze vom Schwarzen Meere nördlich Batum und Ardahan vorbei mit einem Bogen um Kars nach

Süden; die genannten Orte befanden sich also noch in türkischem Besitze. Von Bahnen war nur die Strecke Poti – Tiflis vorhanden.

Die Russen hatten (vgl. Karte I) vier Detachements aufgestellt und zwar am untern Rion gegen Batum, bei Achaltschik gegen das stark befestigte Ardahan, bei Alexandropol (das Zentrum mit den Hauptkräften) gegen die Festung Kars und bei Eriwan gegen die kleine Feste Bajazid. Die beiden wichtigsten Detachements Alexandropol und Eriwan befehligten zwei Armenier, die Generale Loris Melikow und Tergukasow; der Oberbefehl lag in der Hand des Großfürsten Michael. Man hatte die Absicht, zunächst Ardahan und Bajazid zu nehmen und Kars einzuschließen. Dann sollten nach Maßgabe der Verhältnisse die Detachements Achaltschik und Eriwan, sowie der vor Kars nicht benötigte Teil des Detachements Alexandropol konzentrisch auf Erserûm vordringen, während dem durch schwieriges Gebirgsgelände abgetrennten Detachement Rion der Küstenschutz überlassen blieb mit selbständiger Operation gegen Batum.

Die Türken standen, durchweg schwächer, den russischen Kräften in entsprechenden Gruppierungen gegenüber; den Oberbefehl führte Mukhtar Pascha.

Läßt man die Abteilungen am Rion bzw. bei Batum, die sich gegenseitig die Wage hielten, außer Betracht, so zählten die Russen etwa siebzigtausend Mann mit starker Kavallerie und über zweihundert Feldgeschützen, die Türken dagegen nur an fünfzigtausend Mann mit kaum nennenswerter Kavallerie und hundert Feldgeschützen.

Gegen Ende April 1877 überschritten alle vier Detachements der Russen die damalige Grenze. Ardahan konnte erst nach verlustreichen Kämpfen und unter Heranziehung von Teilen des Detachements Alexandropol am 17. Mai genommen werden; Bajazid dagegen fiel ohne Schwertstreich, worauf sich Tergukasow sofort im Murad- (Euphrat-) tale westwärts wandte, bis zum Delibaba-Passe vordrang und diesen nach einem siegreichen Gefechte am 16. Juni besetzte. Das russische Zentrum war bis in die Gegend von Kars vorgerückt und vor ihm Mukhtar Pascha ohne weiteres, unter Belassung einer beträchtlichen Garnison in Kars, nach dem Soghanli-Dagh und weiter in eine starke Position bei Sewin

zurückgegangen; dort stand er näher an dem Gabelpunkte der Straßen von Kars und Bajazid nach Erserûm und hatte es leichter, eine Vereinigung der ihn von diesen beiden Seiten bedrohenden feindlichen Kräfte zu verhindern. Die Russen schlossen nunmehr Kars ein, brachten ihre unter außerordentlichen Schwierigkeiten vorgezogene Belagerungsartillerie in Stellung (die letzten Batterien am 25. Juni) und die Beschießung begann.

Überall waren die Türken somit im Rückzuge und deren Lage durch das Vorgehen Tergukasows in ihrer rechten Flanke bereits so bedenklich geworden, daß man zu jener Zeit leicht geneigt sein konnte, den Feldzug schon für verloren zu geben.

Da, wirklich im letzten Augenblicke, raffte sich Mukhtar Pascha auf, eilte mit einem Teile seiner Kräfte von Sewin nach dem Delibaba-Passe, griff dort am 21. Juni Tergukasow bei Esbek Elias überraschend an und warf ihn über den Paß zurück. Dann kehrte er ebenso schnell nach Sewin um und schlug dort schon vier Tage darauf, am 25. Juni, einen Angriff des Generals Heimann so vollständig zurück, daß die Russen genötigt waren, nicht nur die kürzlich begonnene Belagerung von Kars aufzuheben, sondern sogar bis hinter den Karsfluß zurückzugehen. In einer auch im späteren japanischen Kriege mehrfach verhängnisvoll gewordenen Unterschätzung des Gegners hatte man russischerseits bei Sewin unter Nichtachtung der modernen Waffenwirkung mit zu geringen Kräften und ohne genügende Feuervorbereitung in dicken Massen mit der blanken Waffe angegriffen, ein Verfahren, das damals auch fast gleichzeitig auf dem europäischen Kriegsschauplatze (Plewna) und späterhin zu Anfang des russisch-japanischen Krieges zu großen Enttäuschungen und Verlusten geführt hat. Offenbar lebt eben in der russischen Armee trotz aller neuernden Vorschriften immer noch der slawischer Eigenart entsprungene und durch die Überlieferung gewissermaßen geheiligte Ausspruch Ssuwórows: „Die Kugel ist eine Törin, das Bajonett allein ein ganzer Mann."

Mukhtar Pascha rückte langsam bis in die Höhe von Kars vor und nahm eine Stellung mit Flügelanlehnung an den Arpa Tschai und Kars, die Front ungefähr nach Norden.

Mittlerweile waren auch von Wan her starke Kurdenscharen unter Faik Pascha auf Bajazid vorgegangen, hatten die Zitadelle eingeschlossen und den im Murad-(Euphrat-)Tale zurückweichenden Tergukasow gezwungen, nordwärts nach Igdir auszubiegen, wo er Verstärkungen an sich zog, abermals nach Bajazid vorrückte, am 10. Juli die heldenmütige Besatzung der Zitadelle befreite und dann wiederum auf Igdir zurückging.

Im westlichen Kaukasus waren türkische Truppen gelandet und die Bergvölker im Aufstande.

Mithin sehen wir um die Mitte des Monats Juli infolge der glänzenden, fast an napoleonische Schachzüge der Jahre 1796 und 1814 erinnernden Operation Mukhtar Paschas auf der inneren

Linie die gesamte, mit unzureichenden Kräften unternommene russische Offensive abgeschlagen und die Russen beinahe genau da wieder angekommen, wo sie sich bei Beginn des Feldzuges befanden. Ardahan hatten sie gewonnen, aber zehntausend Mann verloren und einen gefährlichen Aufstand im Rücken.

Das Gelände östlich Kars (vgl. Skizze), auf dem sich nunmehr die entscheidenden Vorgänge abspielten, und das ich mir genau ansah, ist ein an 2000 m hoch gelegenes Plateau, das sich zwischen Alexandropol und Kars vom westlichen Fuße des Alagös bis zu der bedeutenden Erhebung des Soghanli Dagh hinzieht. Inmitten des meist tief eingeschnittenen Arpa Tschai, in seinem mittleren Laufe damals Grenzfluß zwischen Rußland und der Türkei, und des Kars Tschai bildet es eine flache Wölbung, indem es nach Norden, sowie nach den beiden Flüssen hin in allmählicher Senkung abfällt. Im Süden wird es von dem bis 2600 m hohen Aladscha Dagh und den Höhen von Awliar und Vizinkeui begrenzt, die dessen westliche Fortsetzung in Richtung auf Kars bilden. Sie heben sich, von Norden her gesehen, deutlich heraus und sind vom Aladscha Dagh, sowie unter sich durch ziemlich tiefe Einschnitte getrennt.

Das Plateau von Kars selbst ist, streng genommen, keine Fläche, sondern ein welliges Gelände, das durch seine großen Linien Verteidigung und Angriff in gleicher Weise begünstigt, indem es ebenso dem Verteidiger eine weitreichende Feuerwirkung gestattet, wie dem Angreifer, ganze Brigaden, uneingesehen von gegnerischer Seite, zu bewegen und zu verschieben. Den ungefähren Mittelpunkt bilden die auf einer geringen Erhebung gelegenen, zumeist von türkisch sprechenden Griechen bewohnten Dörfer Subotan und Hadschi Veli. Nördlich des Aladscha Dagh und der vorgenannten Höhen von Awliar und

Griechinnen bei Subotan.

Hütte in Hadschi Veli.

Vizinkeui sind fortartig und annähernd in einer Richtung vier alleinstehende, je an 100 bis 200 m hohe kahle und ziemlich steile Hügel in das flache Gelände vorgeschoben: der Utsch Tepe (Dreigipfelberg), der Kisil Tepe (rote Berg), sowie der Große und der Kleine Jani. Gleich dem gesamten Massiv des Aladscha Dagh offenbar vulkanischer Natur – der Große und der Kleine Jani bilden vollkommene Kegel –, erleichtern sie, von allen Seiten sichtbar, die Orientierung sehr und wurden natürlich von ausschlaggebender Bedeutung für die taktischen Maßnahmen und Erfolge der beiderseitigen Armeen.

Die ganze Landschaft ist völlig übersichtlich, ohne Baum und Strauch. Die wenigen von Armeniern, Griechen und Türken bewohnten, aus Lehmhütten bestehenden Dörfer stecken zur Hälfte im Boden, weisen nur wenig Mauerwerk auf und lassen sich so in dem Einerlei des Geländes erst bei näherem Herankommen unterscheiden. Einige davon umschließen steinerne, jetzt halbverfallene Türme, in denen von alters her die Bewohner in Not und Gefahr Zuflucht suchten und ihre geringe Habe bargen. Der schwere schwarze Boden ist reichlich mit Steinen besät; nach Regengüssen und besonders im Frühling nach der Schneeschmelze, also gerade zur Zeit des Beginnes der Operationen und auch bei meinem Besuche, ist er gleich den wenigen vorhandenen Naturwegen tief und grundlos und damit jegliche Truppenbewegung außerordentlich behindernd, – im Sommer hart und ausgedörrt.

In der zweiten Hälfte des Juli und der ersten des August verhielten sich beide Gegner ruhig. Die Russen waren wiederum über den Kars Tschai vorgerückt und standen von der Straße Alexandropol–Kars über den Kisil Tepe nach Ani, also mit einer über 20 km langen Front nach Südwesten, – die Türken ihnen gegenüber am Nordabhange des Aladscha Dagh, den rechten

Flügel am Arpa Tschai, den linken, aus Teilen der Garnison Kars bestehend, auf dem Großen und Kleinen Jani. Auf jeder Seite, bei den Türken aber einschließlich der Garnison Kars, mögen etwa vierzigtausend Mann verfügbar gewesen sein, also kaum zwei Mann auf den Meter Front; während die Russen jedoch im Laufe des August und September bedeutende Verstärkungen zu erwarten hatten, standen Mukhtar Pascha solche nicht oder nur in geringem Maße in Aussicht, und vor allem ermangelte er, wie schon oben erwähnt, fast völlig der Kavallerie.

Noch aber leuchtete ihm die Sonne des Glückes. Am 18. August, vor Eintreffen wesentlicher Verstärkungen, griff Loris Melikow an den Janihügeln den linken Flügel der Türken an in der Absicht, sie von Kars abzudrängen. Nach der bitteren Lehre von Sewin hatte man den Angriff diesmal gut vorbereitet und sachlich durchgeführt; er scheiterte jedoch, weil er zu schwach war. Als nun am 24. August die Russen den Angriff vom 18. erneuern wollten und hierzu erhebliche Kräfte von ihrem linken Flügel und Zentrum nach dem rechten Flügel zogen, wußte Mukhtar Pascha die von ihm in Erfahrung gebrachte Schwächung der russischen Front zu nützen, indem er mit allen verfügbaren Truppen den Kisil Tepe, sowie das Dorf Subotan erfolgreich angriff und trotz aller Gegenstöße der Russen behauptete. Nun war deren Lage sehr gefährdet, das Zentrum zurückgebogen, und der linke Flügel am Arpa Tschai hing mehr oder weniger in der Luft. Hätte Mukhtar Pascha am folgenden Tage, dem 25. August, seinen Angriff gegen das russische Zentrum mit gleicher Energie erneuert, so war für ihn die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, es zu durchbrechen oder doch, und mit ihm die gesamte russische Front, noch weiter auf Alexandropol zurückzudrängen.

Es geschah aber nichts. Mukhtar Pascha verblieb in den gewonnenen Stellungen und zwar, wie ich nach seinem bisherigen Verhalten mit Bestimmtheit annehme, nicht, weil er sich etwa mit dem ihm von Sultan für seine Siege verliehenen Titel „Ghazi", der Siegreiche, begnügte oder aus Mangel an Tatkraft, sondern weil seine Truppen durch die mehrtägigen Gefechte – er hatte an dreitausend Mann verloren — zu sehr geschwächt und erschöpft waren.

Da auch Tergukasow, obwohl verstärkt, gegen seinen bis über Igdir hinaus in die Gegend südwestlich Eriwan vorgerückten Gegner, jetzt unter der Führung Ismail Paschas, nichts auszurichten und ihn nur festzuhalten vermochte, um dessen Vereinigung mit Mukhtar Pascha zu verhindern, so finden wir Ende August und Anfang September die Türken ebenso auf ihrem Höhepunkte, wie der Ausgang des Juni ihren Tiefpunkt bezeichnet hatte. Aber schon wurde der Umschwung vorbereitet, denn den Russen strömten aus der Heimat bedeutende Verstärkungen zu, während die Türken auf sich angewiesen blieben und zudem mit Seuchen zu kämpfen hatten, die infolge der Anhäufung von Verwundeten und Kranken bei ungenügender ärztlicher Hilfe in erschreckender Weise um sich griffen. —

Unmittelbar nach dem unglücklichen Gefechte bei Sewin (25. Juni) waren russischerseits vier weitere Divisionen mobilisiert worden, davon zwei, um die Aufstände im Kaukasus niederzuhalten, und zwei andere, die 1. Grenadier-Division in Moskau und die 40. Infanterie-Division in Saratow an der Wolga, für die Armee vor Kars. Die Heranführung dieser beiden Divisionen mußte naturgemäß geraume Zeit in Anspruch nehmen, da mittels Bahn, Schiff und Fußmarsch Tausende von Kilometern zu überwinden waren.

So kam es, daß die letzten Transportstaffeln erst gegen Ende September vor Kars eintrafen. Damit gewannen die Russen die doppelte Überlegenheit. Großfürst Michael übernahm jetzt persönlich das Kommando und ergriff sofort die Offensive gegen die noch immer in der Linie Utsch Tepe – Kisil Tepe – Subotan – Großer und Kleiner Jani stehenden Türken und zwar wiederum gegen ihren linken Flügel, immer in dem taktisch wie strategisch richtigen Gedanken, den Gegner von Kars abzudrängen oder abzuschneiden. Abermals jedoch hatten die Russen keinen rechten Erfolg; denn während am 2. Oktober nur der Große Jani genommen werden konnte, die übrigen Angriffskolonnen aber abgeschlagen wurden, machte Mukhtar Pascha tags darauf seinerseits gegen den russischen linken Flügel einen kräftigen Vorstoß, der zwar ebenfalls mißlang, aber doch die Russen zur Verstärkung ihres linken Flügels, sowie zur Aufgabe

des am Tage vorher genommenen Großen Jani nötigte, dessen Besatzung vollkommen abgetrennt war und nicht mit Wasser versorgt werden konnte.

Wenn somit Mukhtar Pascha auch bei diesen Gefechten tatsächlich im Vorteile blieb, so waren es für ihn doch mehr oder weniger nur Pyrrhus-Siege, da die beiderseitigen außerordentlich hohen Verluste – angeblich je an dreitausend Mann – ihn besonders empfindlich treffen mußten.

Nun geschah etwas ganz Unerwartetes. Mukhtar Pascha beschloß nämlich, die bis dahin siegreich behaupteten Positionen zu räumen und seine Truppen rückwärts in der Linie Aladscha Dagh-Awliar-Vizinkeui zu konzentrieren, unter alleiniger Festhaltung des Kleinen Jani zur Deckung der Straße Alexandropol-Kars. Gleichzeitig beorderte er Ismail Pascha von südwestlich Eriwan in Richtung auf den Arpa Tschai näher an seinen rechten Flügel heran. In der Nacht vom 8. zum 9. Oktober führte er seine Absicht aus, und die Russen besetzten die von ihm verlassenen Stellungen. –

Die überraschende Maßnahme Mukhtar Paschas versuchte man bisher allein damit zu erklären, er habe, da zudem der Winter mit starkem Schneefalle und strenger Kälte einsetzte, den diesjährigen Feldzug für beendet angesehen und seine Armee Winterquartiere beziehen lassen wollen. Diese meiner Ansicht nach etwas kindliche Annahme halte ich nicht für zutreffend, glaube vielmehr, daß der Pascha seine Truppen trotz aller Erfolge für zu erschüttert und geschwächt hielt, um angesichts der täglich anwachsenden Überlegenheit des Gegners die ausgedehnten Stellungen fernerhin halten zu können, und daß er deshalb seine Kräfte, so gut es ging, auf kleinerem Raume und zu engerem Anschlusse an Kars zusammenfassen wollte. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint mir der auf den ersten Blick seltsame Entschluß Mukhtar Paschas, nachdem ich mir auch an Ort und Stelle seine bis-

Schwarzer Stier auf dem Gefechtsfelde.

herige zerrissene und im Verhältnisse zu seiner Stärke ungewöhnlich weite Position angesehen habe, durchaus gerechtfertigt, ja sogar, wie die Verhältnisse einmal lagen, geradezu geboten; denn will eine schwache Verteidigung erfolgreich sein, so darf sie sich nicht zersplittern, besonders nicht einem stark überlegenen Angriffe gegenüber. Um mehr Raum zwischen sich und den Gegner zu legen, tat man vielleicht sogar gut daran, noch weiter bis zum Soghanli Dagh und nach Sewin zurückzugehen, sich auf Erserûm zu basieren und Kars sich selbst zu überlassen. Mukhtar Pascha hätte dann allerdings auf die übrigens so schon recht zweifelhafte Vereinigung mit Ismail Pascha fürs erste wohl gänzlich verzichten müssen, für seine Armee jedoch genügende Bewegungsfreiheit gewonnen; denn entweder mußten die Russen mit allen ihren Kräften zunächst Kars einschließen und nehmen, was immerhin geraume Zeit beanspruchte, oder, wie vor der Schlacht bei Sewin, sich abermals teilen.

Es ist schwer zu sagen, was den türkischen Führer bewog, sich weiterhin an Kars anzuklemmen; ob es die Rücksichtnahme war auf die bereits in die Wege geleitete Heranziehung Ismail Paschas oder auf den derzeitigen Verteidigungszustand der Festung oder schließlich, und vielleicht hauptsächlich, auf den Zustand seiner Truppen. Das Zurückgehen nach dem Soghanli Dagh und Sewin bedeutete immerhin eine Operation auf 100 km Entfernung vor dem Feinde unter den ungünstigsten Witterungs- und Wegeverhältnissen. Ob dazu seine Truppen noch die Fähigkeit hatten, will mir mehr als fraglich erscheinen. Unzweifelhaft waren diese bereits schwer mitgenommen, schon umschwärmten die Kosaken auf allen Seiten, auch auf der von Erserûm, die türkischen Stellungen, und der Pascha hatte keine Möglichkeit der Aufklärung, da ihm die Mittel dazu fehlten. Aus einem gelegentlichen Berichte ersehe ich, daß er damals die Russen noch für viel stärker hielt — er schätzte sie auf hunderttausend Mann —, als sie in Wirklichkeit waren.

Meine vorstehend entwickelte Ansicht über die Beweggründe für die rückwärtige Konzentration Mukhtar Paschas nach dem Aladscha Dagh, nämlich Erschütterung und Schwäche seiner

Truppen, findet durch die nun folgenden Ereignisse eine gewisse Bestätigung.

Wie erwähnt, hatten die Russen die von den Türken geräumten Stellungen ungesäumt eingenommen, und der Großfürst Michael, damals mit seinem Hauptquartier in meinem zufälligen Standorte Karajal, beschloß nunmehr aus ihnen erneut die Offensive und zwar diesmal unter Einsatz der gesamten Kräfte. Sein leitender Gedanke war, den Gegner in der Front zu beschäftigen und festzuhalten, inzwischen mit einer starken Kolonne, weit ausholend, dessen rechten Flügel zu umfassen, dadurch gleichzeitig die Vereinigung der von Osten her bereits im Anmarsche gemeldeten Truppen Ismail Paschas mit den türkischen Hauptkräften zu verhindern und nach Eintreffen der Umgehungskolonne im Rücken des Feindes diesen von allen Seiten anzugreifen und zu vernichten. Hierzu sollten nach einer sehr klaren Disposition der rechte Flügel, General Graf Grabbe, vom Kleinen Jani, das Zentrum, General Heimann, vom Großen Jani und von Subotan, und der linke Flügel, General Kusminsky, vom Kisil Tepe her gegen die feindliche Front vorgeschoben werden, eine starke Reserve bei Kulweran verbleiben und General Lasarew mit über zwanzigtausend Mann die Umgehung ausführen.

Daß der Großfürst diesen Plan fassen konnte, ist ebenso ein Beweis für sein Gefühl unbedingter Überlegenheit, wie für seine genaue Kenntnis der in der türkischen Armee herrschenden Zustände. Denn gaben dem bis dahin so aufmerksamen und tätigen türkischen Führer die Stärke und Verfassung seiner Truppen noch die Möglichkeit einer Offensive, so lag doch die große Gefahr vor, daß er während der mehrere Tage lang dauernden Umgehung Lasarews und bevor diese wirksam werden konnte, seine Kräfte zusammenraffte, auf Kisil Tepe und Subotan zum Angriff vorführte und die russische Stellung durchbrach. Dann waren die Russen in einer üblen Lage und, wie es in solchen Fällen stets zu geschehen pflegt, der Umgehende selbst umgangen. Das unbestreitbare Verdienst der russischen Leitung bleibt es daher, den kühnen Umgehungsplan nicht nur gefaßt und zur Ausführung gebracht, sondern auch die türkischen Trup-

pen dahin richtig eingeschätzt zu haben, daß sie, geschwächt und in ihrem inneren Halte erschüttert, wohl noch auf der Stelle fechten und sterben konnten, aber nicht mehr bewegungs- oder gar angriffsfähig waren.[1])

So sehen wir denn gewissermaßen auf dem Gefechtsfelde selbst und fast in Reichweite des Gegners eine taktische Umgehung sich vollziehen, wie deren, auch was den Erfolg anbetrifft, die ganze Kriegsgeschichte uns nur wenige Beispiele aufzuweisen hat. Wesentlich allerdings für das Gelingen war die ausgiebige Verwendung des von Lasarew mitgeführten und nach Maßgabe des Vormarsches eingebauten Feldtelegraphen, den die Türken, auch wenn sie etwa davon wußten, aus Mangel an Kavallerie zu unterbrechen gar nicht in der Lage waren. Der Feldtelegraph hielt den Großfürsten über die Bewegungen Lasarews fortwährend auf dem laufenden und ermöglichte schließlich

---

1) Ich möchte hier vergleichend auf die Vorgänge in der Schlacht bei Liaoyan des russisch-japanischen Krieges hinweisen, in dem sich die russischen Truppen von Anfang bis zu Ende bewunderungswürdig schlugen, und zwar trotz der geradezu entmutigenden Führung Kuropatkins. Dieser, ein richtiger Theoretiker, der auf der Karte spielend die Armeekorps durcheinanderwarf, aber ihre physische Leistung nicht kannte, hatte stets einen tiefsinnigen Plan, kam jedoch niemals dazu, ihn durchzuführen, es sei denn, daß es sich um den Rückzug handelte.

In der Schlacht bei Liaoyan hatte vor der Front des zehnten russischen Korps auf dem linken russischen Flügel und zu dessen Umfassung Kuroki mit Teilkräften den Übergang auf das rechte Ufer des Taitsyho begonnen. Diese schwierige und unglaublich kühne Operation riß die an und für sich schon schwache erste japanische Armee in zwei Teile auseinander und mußte sie einer fast sicheren Niederlage oder bei zufällig nicht völligem Gelingen einer russischen Offensive doch einer außerordentlichen Störung aussetzen, wenn Kuropatkin — und er hatte dazu reichlich die Mittel — in die entstandene Lücke kräftig vorstieß. Trotzdem konnten die Japaner den gefährlichen Plan fassen und ihn auch durchführen, weil sie den russischen Oberbefehlshaber richtig einschätzten und von seiner Unentschlossenheit kein energisches Draufgehen befürchteten. Hier war es also die genaue Kenntnis des russischen Führers und nicht, wie bei Kars seitens der Russen, diejenige des Zustandes der türkischen Truppen.

Und der Erfolg gab den Japanern recht; er bewies aufs neue, daß einer unentschlossenen Führung gegenüber auch die gewagteste Offensive angezeigt ist und den Sieg in sich trägt (vgl. das kürzlich erschienene russische Generalstabswerk über den russisch-japanischen Krieg).

nach Ort und Zeit ein richtiges und sicheres Eingreifen aller Teile zu vollständigem Siege. –

In der Nacht vom 9. zum 10. Oktober brach die Kolonne Lasarew von Karajal in der Richtung nach Ani auf (vgl. S. 52), überschritt östlich des Utsch Tepe den damals niedrigen Arpa Tschai, marschierte südlich bis Kambinsk, wo sie von Truppen Tergukasows beträchtlich verstärkt wurde, machte dort, immer nur bei Nacht und in größter Stille sich bewegend, scharf rechts um, ging abermals über den Arpa Tschai und wandte sich dann, unter Detachierungen nach Süden gegen die von dorther erwarteten Truppen Ismails, westwärts nach Digur, wo nach drei anstrengenden Nachtmärschen ein Rasttag eingeschoben wurde. Am 14. Oktober marschierte Lasarew nordwestlich weiter, stieß bei Bazardschik auf eine ihm von Mukhtar Pascha dorthin eilends entgegengeschickte Abteilung, warf diese nordwärts auf Vizinkeui zurück und traf abends bei Orlok ein. Damit war die Umgehung planmäßig vollendet, und Lasarew stand, noch dazu nach einem siegreichen Gefechte, im Rücken des türkischen linken Flügels. Das Spiel der Türken war jetzt schon unrettbar verloren; es handelte sich für sie nur noch um Tod oder Übergabe.

Am 15. Oktober zweieinhalb Uhr früh erhielt der Großfürst in Karajal, seinem damaligen Hauptquartier und meinem jetzigen Standorte, ein Telegramm Lasarews über seine Erfolge am vorhergehenden Tage und befahl nunmehr den bereit gehaltenen Kolonnen unverzüglich den konzentrischen Angriff auf die Höhen von Vizinkeui und Awliar, sowie auf den Aladscha Dagh. Er selbst ritt nach Hadschi Veli vor, und auch ich begab mich dorthin: das ganze russische Angriffsfeld lag vor mir.

Ein Friedensbild bei Subotan.

Mit Tagesanbruch ging hier über Hadschi Veli Heimann mit den Hauptkräften gegen die Höhe von Awliar vor, das türkische Zentrum zu durchbrechen, rechts (westlich) drüben Graf Grabbe vom Kleinen Jani aus gegen

die Höhe von Vizinkeui – das Dorf selbst konnte ich, vielleicht der trüben Beleuchtung wegen, nicht erkennen – zur Vereinigung mit dem von Süden angreifenden Lasarew, und links (östlich) von mir, vom Kisil Tepe her, Kusminsky gegen den Aladscha Dagh. Überall hatten sich die Türken auf den Höhen bzw. an den Hängen eingegraben. Vor mir fuhr die Artillerie Heimanns bis auf 1500 m an die feindlichen Positionen heran, in einer Linie auf und überschüttete die türkischen Schützengräben mit vorzüglich wirkenden Schrapnells; die Infanterie folgte in den flachen und doch genügende Deckung gebenden Mulden – ich sah sie förmlich sich im Gelände vorwärts bewegen – und erstürmte gegen Mittag die Höhen. Nach todesmutiger Verteidigung wandte sich die von der Artillerie geradezu dezimierte Besatzung in wilder Flucht nach Vizinkeui, das eben Graf Grabbe von Norden und Lasarew von Süden genommen hatten: Zentrum und linker Flügel der Türken waren geschlagen. Was nicht geblieben war oder gefangen wurde, flutete nach dem von Anhöhen verdeckten Kars. Die Kosaken hieben ein.

Aber noch wurde der Nord- und Nordwesthang des Aladscha Dagh von den Türken gehalten. Dagegen wandten sich nun Kusminsky von Norden, Heimann und dahinter Lasarew von Nordwesten her, wobei die Kolonnen Heimanns den deutlich erkennbaren Einschnitt zwischen dem Awliarhügel und dem Westabhange des Aladscha Dagh zu überschreiten hatten. Auch hier konnten die Türken jetzt ihre Stellungen nicht mehr halten; sie versuchten westwärts nach Vizinkeui durchzubrechen, fanden aber den Weg von Lasarew verlegt und mußten, noch an siebentausend Mann stark, die Waffen strecken.

So war denn mit einbrechender Dunkelheit und nach heldenmütigstem Widerstande die gesamte türkische Armee bis zur Vernichtung geschlagen. Mukhtar Pascha selbst verließ erst in vorgerückter Stunde seinen Standpunkt am Westabhange des Aladscha Dagh; wie durch ein Wunder entkam er fast an der Front Heimanns und Lasarews entlang nach Kars und von dort am folgenden Tage mit einem kleinen Trupp in das Tal von Olti und weiter nach Erserûm.

Von den Türken waren vier- bis fünftausend Mann, – ein unverhältnismäßig hoher Prozentsatz –, im Kampfe gefallen, verwundet oder auf der Flucht niedergehauen; fast ihre sämtlichen Geschütze und reiche Vorräte an Munition und Proviant fielen in die Hände der Russen, die nur etwa fünfzehnhundert Mann verloren.

Mit der Schlacht am Aladscha Dagh war der Feldzug in Armenien entschieden, denn schon einen Monat später ward auch Kars mit einem Siegespreise von siebzehntausend Gefangenen, über dreihundert Geschützen und riesigem Kriegsmaterial in verlustreichem Sturme genommen (vgl. S. 37).

Wohl fanden späterhin vor dem mit Glück und Tapferkeit gehaltenen Erserûm noch Gefechte statt, die der Beachtung wert sind (vgl. S. 94 u. ff.), sich jedoch seitens der Türken nur mehr als letzte Zuckungen eines mit dem Tode Ringenden darstellen. In ihrer Bedeutung reichen sie lange nicht an die Kämpfe um Kars heran, bei denen wir als Soldaten der Zähigkeit und Hingabe in Verteidigung und Angriff, der Operation Mukhtar Paschas auf der inneren Linie, der weiten Umgehung Lasarews vor der Schlacht bei Aladscha Dagh, sowie in dieser dem Zusammenwirken aller Teile zu vollständigstem Siege unsere Bewunderung nicht versagen können.

Nach den mir zugänglichen Berichten erfuhr der türkische Führer erst dann von der Umfassung Lasarews, als dieser bereits in seinem Rücken angelangt war, und zwar durch Spione, die in Ermangelung von Kavallerie die Aufklärung besorgten, ein angesichts der Kosakenlanzen nicht ganz unbedenkliches Geschäft. Ich habe auf der Fahrt von Karajal nach den Ruinen von Ani den Marsch Lasarews in seinem ersten Teile genau verfolgen können (vgl. S. 59) und mir auch östlich des Utsch Tepe die zu meiner Zeit infolge Hochwassers ungangbare Furt angesehen, durch welche die Russen das erste Mal den Arpa Tschai überschritten. Wenn nun auch, wie bereits erwähnt, die Märsche nur bei Nacht und außerdem unter Beobachtung aller möglichen Vorsichtsmaßregeln – kein Sprechen, kein Feuer, Umwickeln der Räder mit Stroh u. a. – stattfanden, und wenn auch die großen welligen Linien im Gelände wohl geeignet sind, Deckung gegen die Hoch-

ebene von Kars zu gewähren, – der Aladscha Dagh überragt doch alles, und auf ihm hat Mukhtar Pascha unzweifelhaft Beobachtungsposten gehabt. Lasarew führte über zwanzigtausend Mann mit achtzig Geschützen und einem notwendigerweise nicht unbedeutenden Train, da man ja die Verpflegung für Mann und Roß auf mindestens acht Tage sicherstellen mußte; die Kolonne war also meilenlang, wenn man die schlechten oder gänzlich fehlenden Wege in Betracht zieht. Da kann ich mir nun nicht denken, daß der Pascha angeblich gar nichts von der ganzen Umgehung gewußt haben sollte, bis diese südlich des Aladscha Dagh in seinem Rücken eintraf. Ich glaube, daß er wohl keine genaue, jedoch eine allgemeine Kenntnis davon hatte, aber nichts dagegen zu unternehmen vermochte, weil er sich in der Front nicht loslösen und seine Truppen überhaupt nicht mehr zu einem größeren Schlage bewegen konnte. Mukhtar Pascha war ein Türke; als er nun das Verhängnis näher und näher kommen sah, setzte bei ihm wohl auch das Kismet ein, der Glaube an das dem Menschen voraus bestimmte Schicksal, in das blind sich zu ergeben religiöse Pflicht jedes Moslem ist: für den Soldaten ebenso eine Quelle hoher Tugenden[1]), wie Fehler. Den General Lasarew aber muß auf seiner weiten, die Entscheidung bringenden Operation – diese Empfindung hatte ich, als ich am Arpa Tschai stand – ein großartiges Gefühl der Verantwortlichkeit und daneben der Siegessicherheit beseelt haben: schade, daß es mir nicht vergönnt war, dabei zu sein.

Die Schlacht am Aladscha Dagh und die nachfolgende Erstürmung von Kars sind unvergängliche Ruhmesblätter in den Annalen der russischen Armeegeschichte. Sie zeigen, daß ein gut vorbereiteter, sorgfältig angesetzter und kräftig durchgeführter Angriff auch gegen moderne Waffen und Befestigungen zum Ziele führt, und daß im Wägen und Wagen allein der große Erfolg liegt, wie im Leben des einzelnen, so auch in dem der Völker und wiederum besonders im Kriege.

Man könnte fragen, welchen Einfluß die Festung Kars auf den

1) v. Moltke, Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei S. 274: „Der Fatalismus in ungeschwächter Kraft ist ein mächtiger Hebel für den Mut."

Gang der Ereignisse ausübte, und in wieweit ihr Vorhandensein sich als vorteilhaft oder nachteilig für die türkische Kriegführung erwies. Da meine ich nun, daß sie zuerst den schwierigen Aufmarsch der Türken deckte und erleichterte, vielleicht aber auch dazu verleitete, ihn zu weit nach vorne zu verlegen (vgl. Port Arthur im russisch-japanischen Kriege), daß sie späterhin dem Pascha durch die den Russen aufgenötigte Kräfteteilung die Möglichkeit des Erfolges von Sewin verschaffte, sowie danach seinen Truppen eine sichere Flügelanlehnung und wertvolle Hilfsmittel bot, daß sie aber schließlich, ähnlich andern großen Waffenplätzen (Metz), der eigenen Armee zum Verhängnis ward. Anstatt sich selbst zu verteidigen, so die Feldarmee stärker und freier zu machen und deren Schlagfähigkeit zu erhöhen, zog Kars diese immer wieder an sich heran, fesselte sie mehr und mehr und hemmte sie in ihrer Kraftäußerung, bis schließlich beide, Armee wie Festung, und eine durch die andere, zugrunde gingen. –

Mein Besuch des Schlachtfeldes war äußerst beschwerlich, und ich bedurfte zur Durchführung des Einsatzes meiner letzten Kräfte; wenn es mir aber damit und der vorstehenden Schilderung gelungen ist, zur Kenntnis des Geländes und der in ihm stattgehabten Begebenheiten beizutragen und die militärische Jugend zum Studium der fast vergessenen Kriegstaten auf armenischer Erde anzuregen, soll mir dies der schönste Lohn und alle Mühsal vergessen sein.

„Hört, ihr jungen Leute, höret zu,
Was wir alten euch vom Krieg erzählen."

Gruppe von Griechen bei Hadschi Veli.

»Einst wird kommen der Tag,
da die heilige Ilios hinsinkt.«
Homer. Ilias VI. 448.

V. Die Ruinenstadt Ani.

(Vgl. auch die Skizze des Gefechtsfeldes bei Kars.)

Ani. Tor von außen.

Noch vor Tagwerden breche ich von Karajal auf. Der fast grundlose Weg führt stundenlang in südöstlicher Richtung, genau wie sie Lasarews Umgehungskolonne (vgl. S. 54) eingeschlagen hat. Vor mir erheben sich die bekannten Zeugen blutiger Tage: der Utsch-Tepe, nahe rechts (westlich) davon der Kisil Tepe, dahinter (südlich) der Schneedom des Aladscha Dagh und weit rechts (westlich) drüben kegelförmig der Große und Kleine Jani. Ich sehe mir am Arpa Tschai, der seine gelben reißenden Fluten tief in das Erdreich hineinwühlt, die seinerzeit von den Russen benützte, jetzt ungangbare Furt an und fahre dann nördlich um den Utsch Tepe herum und zwischen diesem und dem Kisil Tepe hindurch. Ein paar elende armenische Dörfer von der S. 47 geschilderten Beschaffenheit liegen am Wege; demütig kommen die Dorfältesten an das Gefährt, ziehen die Mütze und neigen sich zum Gürtel. Der Himmel wölbt sich dunkel über der steinigen, baumlosen Landschaft, und vom Aladscha Dagh her peitscht, den Atem benehmend, ein scharfer Wind mit eisigen Schneeflocken das brennende Gesicht. Da tritt halb links vorwärts unvermittelt

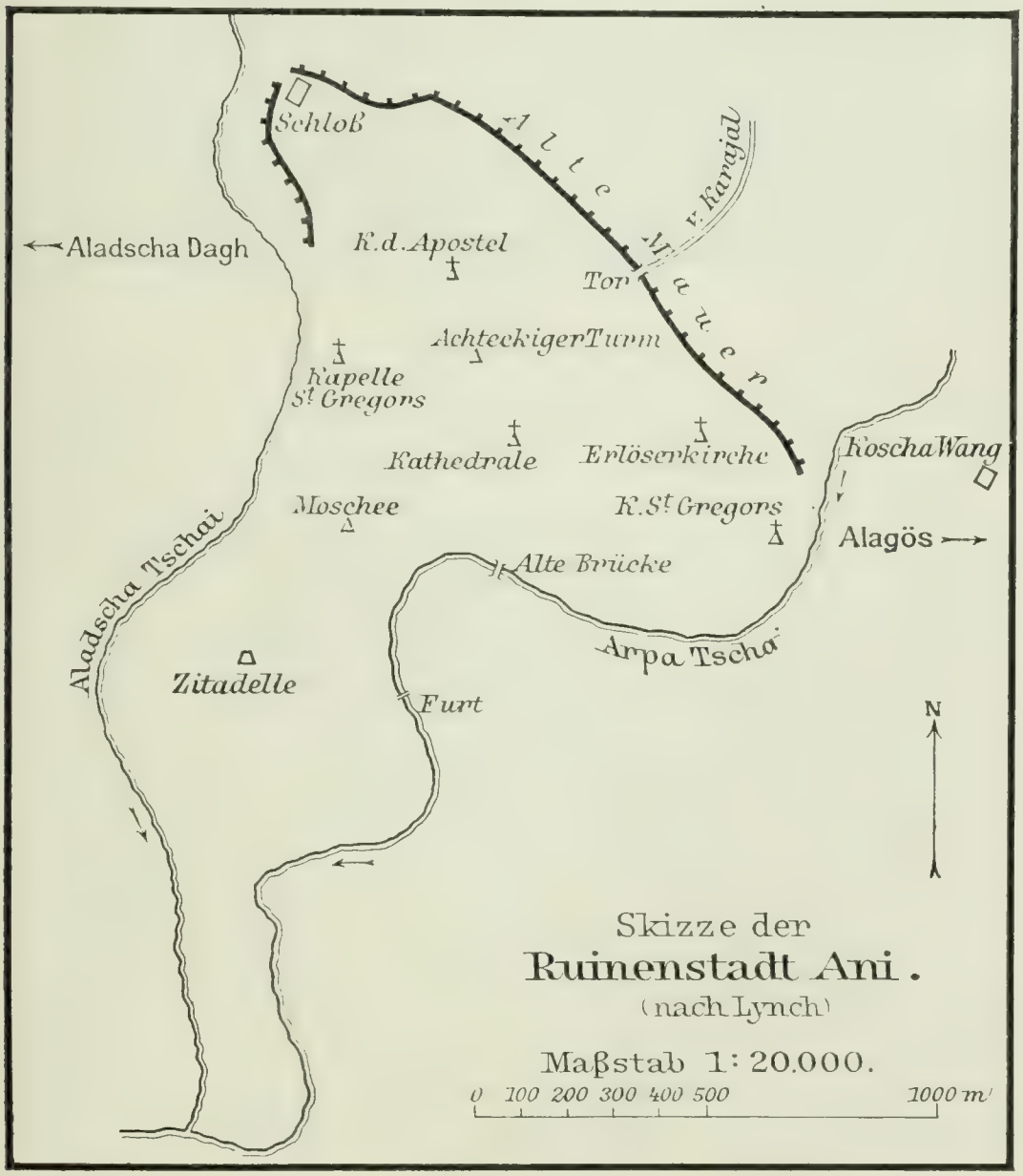
aus der welligen Fläche ein seltsam geformter, den Höckern eines Kameles ähnlicher und auch Kamelbuckel (Agadawa Dagh) benannter Berg heraus und gleich darauf vor ihm und näher heran ein langer, turmbewehrter Wall von rotbraunem Gestein mit Kuppeln und gezacktem Mauerwerk dahinter. Der Wagen biegt in einen überwölbten, von Steintrümmern bedeckten Torweg ein, und vor mir liegt weitgeöffnet die Ruinenstadt Ani.

Der Eindruck ist kein froher. Nicht ragen, wie bei griechischen und römischen Bauten, nicht wie in Palmyra oder Baalbek, schmucke Säulen und luftige Bogen in einen leuchtenden Himmel, nicht wühlt forschende Arbeit sichtbar den schuttgefestigten Boden auf, wie in Babylon und Assur: grau in grau dehnt sich ringsum öde und verlassen das merkwürdige Totenfeld einer einst mächtigen, längst gestorbenen Königsstadt. Wo einstmals hunderttausend Menschen lebten, strebsam in Kunst und Wissenschaft und sich rührend in Ackerbau und Handel, wo von „tausend Kirchen" die Glocken hinausläuteten und die Beter riefen zum Bilde des Gekreuzigten, da hausen jetzt nur ein paar Bauern, sowie als Hüter der Vergangenheit und als Wächter der Gegenwart ein würdiger Greis mit wallendem weißen Barte, ein armenischer Mönch. Er lebt schon viele Jahre hier in einer unwohnlichen, kalten Steinbaracke. Allwöchentlich, zur Winterszeit auch erst nach längerer Frist, zieht er mit seinem treuen Gefährten, einem gleichfalls hochbejahrten Eselein, in die benachbarten Dörfer und sucht sich seinen Unterhalt zusammen. An der Türe seiner Behausung heißt er mich willkommen und bewirtet mich mit Käse, Honig und trockenem Brote; er selbst genießt nichts, denn es ist Fastenzeit. Auch ich darf nicht lange rasten: mit rührendem Eifer, mit einer wahren Begeisterung für seine Schätze drängt er mich, seine Trümmerheimstätte zu besuchen.

So machen wir uns denn bald auf den Weg, zunächst nach einem nahegelegenen kleinen Museum, in dem mit liebevoller Sorgfalt allerlei Fundstücke – Ringe, Schmuckgegenstände, Krüge, Steine mit Inschriften und anderes – aufgestellt und geordnet sind. Am beachtenswertesten ist wohl eine ziemlich roh gearbeitete, aber ausdrucksvolle Statue des armenischen Bagratiden-

Königes Gagik I. (um das Jahr 1000), eines frommen Herrn, dem Ani eine große Anzahl seiner kirchlichen Bauten verdankt. Auch Grabgewölbe hat man pietätlos geöffnet, in denen die Alten ihre Toten für alle Ewigkeit sorglich versteckt und geborgen glaubten.

Schon vor einem halben Jahrhundert hat die Kaiserlich russische Regierung sich der Ruinen Anis angenommen, und auch jetzt hält sich, wie mein Führer mir erzählte, seit mehreren Jahren während der Sommermonate der Petersburger Archäologe Professor Marr hier auf, um mit großem Erfolge die baulichen Reste, namentlich in bezug auf Inschriften, zu durchforschen. Ich bin



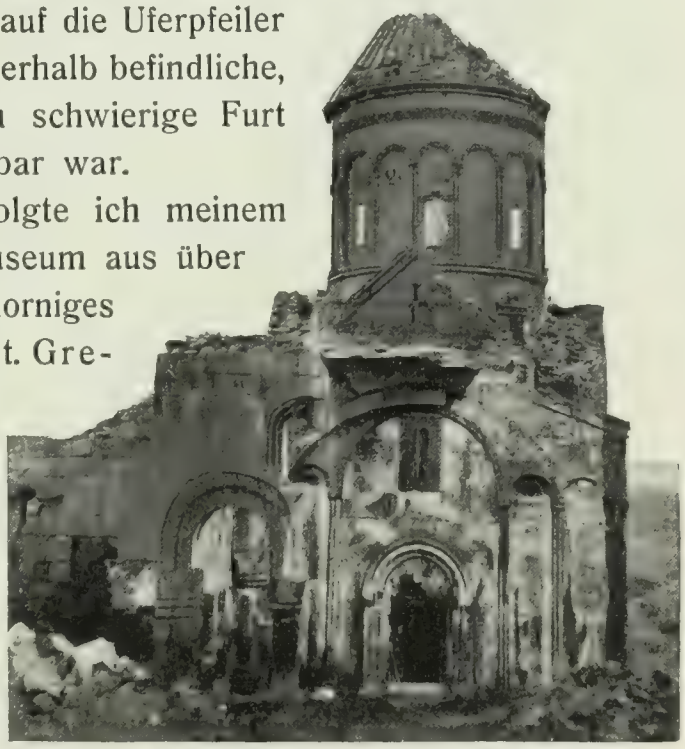
Erlöserkirche (S. 64). Kapelle St. Gregors (S. 65).

Kathedrale (S. 64).

weder Gelehrter noch Künstler; was ich daher in nachstehendem gebe, macht keinen Anspruch auf wissenschaftliche Gründlichkeit, sondern soll lediglich eine anschauliche Schilderung des Hauptsächlichsten sein von dem, was ich gesehen habe, und wie es sich mir als Laien darstellte.

Ani, „die Stadt der tausend Kirchen", liegt zwischen dem Arpa Tschai und Aladscha Tschai auf einer von Norden nach Süden zu sich verengenden Felszunge, die von den 30 bis 60 m tiefen Schluchten der genannten Wasserläufe umschlossen und nur an der mauerbewehrten Nordseite offen ist. In den fast senkrechten tuffartigen Talwänden sind stollenartig in langen Reihen und übereinander Grotten eingehöhlt, einstmals die Behausungen ärmerer Einwohner und später von mönchischen Einsiedlern. Von den dunkelrötlichen Steilhängen führte eine mächtige Bogenbrücke über den Arpa Tschai hinüber nach Koscha Wang, wo in geweihter Erde die Bagratiden-Könige ruhen, und wo innerhalb noch gut erhaltener Ringmauern die Hallen standen, in denen die feierlichen Rats- und Reichsversammlungen von Ani abgehalten wurden. Leider konnte ich das jetzige Kloster Koscha Wang nicht besuchen, da die Brücke mit ihren noch aus den Ansätzen erkennbaren kühnen Bogen bis auf die Uferpfeiler eingestürzt ist und die weiter unterhalb befindliche, zu gewöhnlichen Zeiten schon schwierige Furt durch das Hochwasser ungangbar war.

Mit steigendem Interesse folgte ich meinem Führer von dem genannten Museum aus über Stock und Stein und durch dorniges Gestrüpp ostwärts zur Kirche St. Gregors des Erleuchteten. Sie erhebt sich auf dem jäh abfallenden Hochufer des tief unten rauschenden Arpa Tschai, in Anlage und Ausmaß von den edelsten Verhältnissen und ein wahres Juwel byzantinisch-armenischer Baukunst. Eine



Kirche St. Gregors des Erleuchteten.

von schlanken Pfeilern getragene, schön gewölbte Vorhalle führt in das geräumige Innere, das mit reichen, noch gut erhaltenen Freskomalereien und in der mittleren Kuppelwölbung mit einem Kolossalgemälde der Jungfrau Maria geschmückt ist.

Etwa 250 m nordwestlich davon steht die turmähnliche Erlöserkirche (Abb. S. 62), um das Jahr 1000 erbaut und einst als kostbare Reliquie ein Stück des Kreuzes von Golgatha bergend, und westwärts weiter, annähernd in der Mitte des breiten nördlichen Stadtteiles, das größte und besterhaltene Denkmal Anis, die Kathedrale (Abb. S. 62). So alt wie die Erlöserkirche, und gleich dieser wahrscheinlich von dem Könige Gagik I. gegründet, tritt sie dem Beschauer als ein über die Geschmacksrichtung aller Zeiten erhabenes Kunstwerk von sieghafter Schönheit entgegen. Das machtvolle, in meist gothischen Linien gehaltene Kreuzgewölbe, dessen eingestürzten Turm vier gewaltige Pfeiler trugen, wird an dem einen Ende durch einen halbkreisförmigen, von einer Halbkugel überwölbten Raum, die sogenannte Apsis altchristlicher Baukunst, abgeschlossen. Gerne hätte ich noch länger in dem Innern der Kathedrale verweilt, das sich trotz aller Lücken eine wunderbare Akustik bewahrt hat; mein Führer mahnte jedoch mit Rücksicht auf die Tageszeit und das viele, was noch zu sehen wäre, zur Eile. Und er hatte recht.

An einem zusammengebrochenen achteckigen Turme – vermutlich einem ehemaligen Minareh – und der schönen, innen von der eingestürzten Kuppel zum Teil verschütteten Kirche der Apostel mit zierlichen Ornamenten auf Mosaikgrunde vorüber, gelangten wir zu dem in der äußersten Nordwestecke auf einer Anhöhe gelegenen Königsschlosse. Dessen riesige Unterbauten senken sich weit in die Tiefe des Aladscha Tales hinab, dem die Hauptfassade zu-

Kirche der Apostel. Portal.

Ruinen von Ani. Der Königspalaſt der Bagratiden.

gewandt ist. Es muß von den oberen Stockwerken ein herrlicher Blick gewesen sein in die Talschlucht und auf den schön geformten Aladscha Dagh dahinter, sowie auf die Stadt und die weite wellige Ebene bis hinüber zu den Schneegipfeln des Alagös.

In einiger Entfernung südwärts, gleichfalls am Talrande des Aladscha Tschai, steht als eine rühmliche Zeugin damaliger Baukunst die zierliche turmähnliche Kapelle St. Gregors (Abb. S. 62) mit acht Altarnischen in der inneren Rundung und einem mantelförmigen Dache, und dahinter, mitten in der schmalsten Stelle der Stadtfläche, auf dem nach den beiden tief unten rauschenden Flüssen jäh abstürzenden Felsengrate eine Moschee mit graziösem Minareh (Abb. unten). Eine Inschrift nennt als ihren Erbauer den ersten Seldschukenfürsten Manuchar. Von ihr aus sieht man über die scharfen Talränder hinunter auf die eingestürzte Brücke und in die Felsenschluchten des Arpa Tschai und Aladscha Tschai.

Nach Süden erhebt sich das Gelände zu einem Hügel, der von der Zitadelle gekrönt war. Es sind davon jetzt nur noch die Grundmauern vorhanden und in deren Innerem die Reste eines Gebäudes mit einem überwölbten Anbau, nach seiner Lage vielleicht eines Reduits für die Besatzung, und die einer Kapelle. Von der Zitadelle aus reicht der Blick südwärts über den bis zum Zusammenflusse des Aladscha Tschai mit dem Arpa Tschai sich mehr und mehr verengenden Felsengrat, an dessen südlichem Ende auf einer ansehnlichen Erhebung noch Mauerreste und zerfallene Türme deutlich erkennbar sind, sowie nordwärts über das ganze Trümmerfeld der Stadt. Dies stellt sich von hier aus als eine flachgewellte Fläche dar mit grasbewachsenen Schutthügeln und grubenförmigen Einsenkungen, überragt von Ruinen größerer Bauten und besät mit

Moschee mit Minareh.

zahlreichen Steinblöcken verschiedener Farbentöne von dunkelgrau bis zu lichtbraun. Irgendwelche Straßenzüge oder Plätze lassen sich nicht unterscheiden und werden auch nur in beschränktem Maße vorhanden gewesen sein; denn der Umfang der Stadt ist mäßig, und zudem nahmen Kirchen und Festungswerke einen erheblichen Raum ein. Hat daher Ani in seiner Blütezeit wirklich hunderttausend Einwohner gezählt, wie armenische Geschichtschreiber glaubhaft berichten, so muß die Bevölkerung, selbst wenn wir Tausende auf die Höhlenwohnungen verweisen, ganz außerordentlich eng zusammengedrängt gelebt haben, da ja nicht anzunehmen ist, daß in jenen bewegten Zeiten Stadtbewohner sich außerhalb der schützenden Wälle ansiedelten.

Meine fast fünfstündige Wanderung hatte mich zunehmend wunderbar gefesselt. Nun war sie zu Ende, und ich setzte mich hier oben hin, um auszuruhen. Im Verscheiden vermochte die Sonne noch die Wolken zu durchbrechen; mit rötlichem Lichte hüllte sie erwärmend die in Todesstarre ausgebreitete Landschaft ein. Soweit man sehen und hören konnte, keine Bewegung, kein Laut. Und doch! In all dem ergreifenden Schweigen der Gegenwart sprechen die staunenswerten Werke der Toten vernehmlich zu mir aus längst vergangenen Zeiten.

Wann Ani gegründet wurde, läßt sich nicht bestimmen. Wie wir aber annehmen dürfen, ist es sehr alt und bestand wohl schon ein Jahrtausend, als es im zehnten und elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung unter dem Königsgeschlechte der Bagratiden (859–1045) zur Hauptstadt Armeniens erhoben (961) und ein glänzender Herrschersitz wurde. Seine Herrlichkeit war jedoch nur von kurzer Dauer. Im Jahre 1064 erschien der Seldschuken-Sultan Alp Arslan vor seinen Wällen, erstürmte die Stadt nach fünfundzwanzigtägiger Belagerung von der Nordseite her, wo sie durch Steilabhänge nicht geschützt und am leichtesten verwundbar war, und ließ sie in Flammen aufgehen. Was übrigblieb oder wieder erstand, wurde dann durch die Scharen Hulagus und des durch Entsetzen unsterblich gewordenen Timur Lenk zerstört, vor dem Völker und Städte vernichtet in den Staub sanken, und

schießlich im Jahre 1319 durch ein heftiges Erdbeben zusammengeworfen.

Alle diese furchtbaren Stürme der Zeiten haben die uns verbliebenen Bauwerke Anis wunderbar überdauert. Wenig besucht und erst in neuerer Zeit der Forschung erschlossen, sind sie stumme und doch beredte Zeugen des Werdens und Vergehens einer der merkwürdigsten Großstädte des Orients und geben uns in ihrem toten Gestein, vielleicht besser als pergamentne Rollen dies vermögen, ein Bild von dem geistigen Leben der Zeit, der sie ihre Entstehung verdanken.

Eine letzte schwere Heimsuchung kam über Ani, als im Jahre 1605 der große Schah Abbas zwölftausend Familien zur Auswanderung nach Persien zwang, um sie dort in seiner neu gewählten Hauptstadt Isfahan anzusiedeln. Das Verfahren, infolgedessen gewiß ein großer Teil auf der monatelangen Wanderung durch unwirtliches Land und die Sand- und Salzwüsten Persiens zugrunde ging, wird wohl ebenso gewalttätig gewesen sein, wie wir es von Dschulfa wissen, einer andern damals bedeutenden armenischen Stadt, die zur nämlichen Zeit von dem gleichen Schicksale betroffen wurde.[1]) Dort lautete nach einer aufgefundenen Inschrift der Befehl: „Hört, ihr Einwohner von Dschulfa! Der große König Schah Abbas befiehlt euch, ihm nach Persien zu folgen. Ihr habt drei Tage Zeit zur Vorbereitung. Wer immer nach diesen drei Tagen noch hier betroffen wird, wird getötet werden und sein Gut dem großen Könige gehören. Wenn einer flieht oder sich verbirgt, soll der Angeber seinen Besitz, der große König aber seinen Kopf bekommen." –

Von alters her hieß Ani „die Stadt der tausend Kirchen". Diese Benennung wird zu einem guten Teile der Wirklichkeit entsprochen haben; denn was wir heute vor uns sehen, sind fast ausschließlich die Reste kirchlicher Bauten, – eine seltsame Erscheinung, die indessen ihre Erklärung in der Geschichte findet.

1) Heute ist Dschulfa ein trauriger Ort inmitten eines weiten Trümmerfeldes und nur als vorläufiger Endpunkt der Bahn von Eriwan nach Täbris, sowie als russische Grenzstation von einiger Bedeutung.

Als einstmals der vertrieben gewesene armenische König Tiridates und sein Verwandter Gregor nach längerer Abwesenheit in ihre Heimat zurückkehrten, da war es Gregor, der mit flammender Begeisterung das Christentum predigte und im Jahre 276 Fürst und Volk zur Annahme des Evangeliums bewog. So ward „St. Gregor der Erleuchtete“ zum Apostel Armeniens und dieses das erste Land, das ganz zum Christentume übertrat und es zur Staatskirche machte. Die unsäglichen Verfolgungen und Drangsale, die seither die Armenier um ihres Glaubens willen erlitten, machten ihnen diesen nur um so teuerer; Volk und Kirche wurden eins, füreinander duldend und leidend durch die ganze Geschichte bis auf die Gegenwart. Heute ist Armenien zwischen drei Mächte geteilt und sein Volk über den ganzen Orient zerstreut; die ältere und höhere Kultur aber, die erstaunliche Lebenskraft des hochbegabten Volkes und seine durch den gemeinsamen Glauben bedingte Zusammengehörigkeit vermochten keine Völkerstürme zu erschüttern und keine feindlichen Gewalten zu zerstören.

Mehr und mehr ward das gesamte Leben des Volkes so kirchlich und die Kirche wiederum so volkstümlich wie nirgends sonst in der Welt, Rußland nicht ausgenommen. Gewiß waren die Geschicke der Armenier durch die Natur ihres Landes und dessen Lage auf der Grenze des fast ununterbrochen in tötlichem Kampfe miteinander ringenden Morgen- und Abendlandes bedingt, daneben aber ganz wesentlich auch durch ihre Kirche und deren seit dem Konzile von Chalcedon (451) gesonderte Entwickelung. Darum finden wir auf den armenischen Trümmerstätten und besonders auf denen der Hauptstadt Ani, in der ja naturgemäß die ganze Größe und Innigkeit des religiösen Lebens sich zusammenfaßten, vornehmlich und fast ausschließlich nur die Reste von Bauten, die dem Gebete gewidmet waren.

Sie liegen vor mir in ihrer Fülle und Schönheit, leise gleiten die Abendschatten darüber hin; meine Zeit ist um, und ich muß fort zu weiter nächtlicher Fahrt. Aber ich scheide nicht wie von anderen Ruinen, versöhnt durch eine lichtvolle reiche Vergangenheit mit der düstern Armut der Gegenwart, nicht ver-

mögen die Steine unter der rückschauenden Betrachtung farbiges Leben zu gewinnen; sie bleiben grau und tot, gemahnend, daß nach den ewigen Gesetzen auch das Große und Herrliche auf Erden dem Untergange verfallen muß, und daß „alles, was besteht, nur wert ist, daß es zugrunde geht".

Ani. Tor von innen.

»Wie soll ich kommen, Geliebte, zu dir,
Vorbei an Wasser und Feuer?«
»So nimm das Wasser und lösch' das Feuer,
Und komm', ach komm' zu mir.«
(Armen. Volkslied.)

Armenierin.

VI. Kars – Erserûm.

Am 29. April zehn Uhr früh verließ ich das gastliche Gouvernementsgebäude in Kars. Noch einen Blick zurück auf die hochragende Zitadelle, deren Fahne wie zum Abschied im Winde flatterte, und hinaus gings auf guter Straße über den wildschäumenden Kars Tschai in den kühlen, sonnigen Morgen. Wieder war ich jetzt mein eigener Herr auf freier Wanderung, und befriedigt von all dem Gesehenen und Erlebten legte ich mich voll Behagen in die Polster des mir von der Post gestellten „Wagens des Gouverneurs" zurück. Das Schimmel-Viergespann sauste über das holperige Pflaster dahin, vorbei flogen Häuser und Hütten und gaffende Menschen. Der stattliche Jämschtschik (Kutscher), der mir zu Ehren sein Festkleid angelegt hatte, drehte sich um: „Heute, Herr, ist's gut!" –

Von Kars bis zur russischen Grenzstation Karaurgan – 100 km – läuft mit vier, in annähernd gleichem Abstande zwischenliegenden Poststationen eine vortrefflich angelegte, vom Telegraphen gefolgte Chaussee. Sie führt in allgemein südwestlicher Richtung zunächst am Kars Tschai aufwärts durch hügeliges Gelände, das nach beiden Seiten hin den Ausblick verwehrt; einen Moment glaubte ich ostwärts etwa $1^1/_2$ km entfernt auf einer flachen Erhebung ein Fort zu entdecken, vielleicht nur eine Augentäuschung.

Dann weitet sich das Tal zu einer fruchtbaren, gut angebauten, welligen Ebene. Ich ließ anhalten und gewann hier beim Rückblick auf das zwischen dunkeln Felsen eingekesselte Kars, noch mehr als in diesem selbst, den Eindruck, daß die von den Russen 1877 gewählte südöstliche Angriffsfront mit Durchbruch von Süden her das Nächstliegende und Richtige war. Gerade vor mir kam die hohe Schneekette des Soghanli Dagh heraus; links (östlich) zogen sich die Ausläufer des gleichfalls noch bis tief herunter mit Schnee bedeckten Aladscha Dagh, die Ruinenstadt Ani verhüllend, an den Fluß heran. Und auf den unübersehbaren Schneefeldern lag wärmend die Morgensonne; leichte, lichtbesäumte Wölkchen huschten mit flüchtigen Schatten darüber hin, vereinigten sich zu losem Spiele und lösten sich auf in Nebel und Duft. Ja, mein Kutscher hatte recht: es war wirklich gut!

Eine nach Männerart reitende Kurdin kommt entgegen und will sich scheu verhüllen, schwere Pflüge mit vier und mehr Gespannen davor wenden die Erde, auf daß sie Frucht bringe, ein paar müde Wanderer in Bastschuhen und den Kopf umwunden ruhen am Wege und verneigen sich tief, mit Kosaken und Soldaten jagt die Post aus Sarikamysch vorbei, – und dann nichts mehr.

Rastlos geht der Lauf; schwarz und schwer, wie in den Steppen Südrußlands, ist ringsum der Boden und eintönig die Landschaft; kein Baum, kein grünes Blatt, kaum eine schüchterne Grasnarbe erfrischt das Auge, kein Geschöpf Gottes stört die Einsamkeit. Telegraphenstangen und Meilensteine fliegen vorüber, eine wohlige Müdigkeit legt sich auf die Glieder und wiegt uns ein.

Ich liebe die Wagenfahrt in Rußland und in Armenien mehr als irgendwo sonst, denn nirgends wird so gefahren wie dort. Die Pferde

Reitende Kurdin.

dampfen, von leisem Zuruf getrieben, näher rückt die Ferne, die Formen treten heraus und wieder ins Schattenhafte zurück. Werst folgt auf Werst, und dabei für das Auge des Eilenden immer dasselbe Bild: Ruhe in der Bewegung, Bleiben im Wechsel. Sage mir, du weites, du heiliges Rußland, sage doch, warum greifen deine unendlichen Flächen mir immer so an das Herz hinan, deine Flächen, auf denen lockend die Sonne ruht und doch nicht vermag, den Hauch der Schwermut und des Leidens zu durchdringen? Sage mir, bis wohin willst du dich noch dehnen und strecken? Oder hast du schon deine Grenzen gefunden? Werden deine Glieder erstarken an gemeinsamem Leibe zu riesiger Kraft, oder werden sie verdorren und abfallen? Wo willst du hin, und was wird aus dir? –

Da biegt schon der Wagen in eine breite Dorfstraße ein. Wir haben Mittagszeit. Rechts und links, mit dem Giebel nach vorne, stehen saubere weiße Häuschen, deren eines gerade von einem Mädchen frisch gestrichen wird; vor einem andern sitzen Bauern und auch ein altes Mütterchen, das vergebens sucht, sich in der Lenzessonne zu erwärmen. Das Dorf mit dem stolzen Namen Wladikars, Beherrscherin von Kars, ist eine Ansiedelung russischer Sektierer, der Molokanen oder Milchesser, so genannt, weil sie zur Fastenzeit Milch genießen. Ich lasse halten und trete in ein Haus, zufällig das Gebetshaus. An den Wänden des reingehaltenen Raumes stehen nur Holzbänke und Holzschemel; Kanzel, Altar und Heiligenbilder fehlen. Ein strammer Bursche in hohen Stiefeln, nach Bauernart das Haar rundgeschoren und das rote Hemd über den Hosen gegürtet, bietet mir zum Willkomm mit tiefer Verneigung Milch in hölzerner Schüssel.

Pflügende Bauern.

Die Molo-

kanen sind im ganzen südlichen Kaukasien, wohin sie von der Staatskirche zum Ersatze der ausgewanderten Moslim verwiesen wurden, sehr verbreitet. Schon 1904 auf meinen damaligen Fahrten durch Armenien habe ich sie in vielen Dörfern angetroffen und stets gerne bei ihnen Rast gehalten; nüchtern und arbeitsam, sehen sie unter sich strenge auf Zucht, Sitte und guten Ruf. Gleich den weniger zahlreichen Duchoborzen (Geisteskämpfern), mit denen sie überhaupt viel Gemeinsames haben, lassen die Molokanen als einzige Quelle ihrer Religionsbegriffe nur die Bibel gelten, die sie unter sich in patriarchalischer Weise, ohne Priester und Kirche lesen und erklären; die Kinder werden nicht getauft und die Heiraten ohne kirchliche Trauung einfach durch die Väter oder deren Vertreter für gültig erklärt. Bei Eriwan nahe dem Goktschasee habe ich seinerzeit ein Molokanendorf gefunden mit dem Namen Terpenie, Geduld, und wahrlich die Geduld, und zwar in dem weiten russisch-orientalischen Sinne, ist ihre Losung geworden und hat sie durch die Jahrhunderte alle Verfolgungen und Drangsale überstehen lassen; in enggeschlossener Gemeinschaft fristen sie das oft kümmerliche Dasein heiteren Sinnes und auf ihren Gott hoffend in Geduld.

Bettler, Schnee essend.

Das Sektenwesen ist eine der russischen Kirche ganz eigentümliche Erscheinung. Die Sektierer (Raskolniki) entstanden zur Zeit des Zaren Alexei Michailowitsch um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bei der allgemeinen Kirchenumgestaltung

durch den Patriarchen Nikon, indem sich, unzufrieden mit den Änderungen dieses Kirchenfürsten, zahlreiche Anhänger des Althergebrachten (Starowjerzüi, Altgläubige) bei der ursprünglich großen Duldsamkeit der russischen Kirche aussonderten und besondere Gesellschaften, Sekten, bildeten. So haben in der Entstehung und weiten Verbreitung des Sektenwesens, – und darin liegt meines Erachtens auch dessen nicht zu unterschätzende politische Bedeutung für die Gegenwart –, die starre Vergangenheit, das Altrussentum mit der Abneigung gegen jegliche Neuerungen und gegen alles Fremde Ausdruck gefunden und die Sekten, deren einzelne sogar sittlich verwerflichen Glaubenssätzen huldigen, sich seit Peter dem Großen immer schroffer und feindlicher zu dem neuernden Staate und auch zur Kirche gestellt: eine Ursache häufiger Bedrückungen und Unruhen. –

Hinter dem großen armenischen Dorfe und der ersten Poststation Begli Achmed, auf der ebenso wie auf den folgenden Pferde und Kutscher gewechselt wurden, beginnt die immer dem Kars Tschai folgende Chaussee langsam anzusteigen. Wenige Dörfer – Griechen, Russen, Armenier und Kurden – liegen am Wege oder seitlich an den Hängen. Dann wird das Tal enger, schroffer, wilder. Ein riesiger Adler zieht über mir in schwindelnder Höhe weite Kreise. Nackte Felsen türmen sich empor, und auf ihnen zeigen sich, schon nahe vor Sarikamysch, wie schüchtern und gleich einem Naturwunder, zuerst spärlich und dann allmählich sich zu einem Gehölze verdichtend dunkle, mit Birken vermischte Fichten, seit langer Zeit wieder die ersten Bäume und, wie man mir sagte, die einzigen im ganzen Bezirke von Kars. Heiß brennt die Sonne auf mein in flotter Fahrt dahinjagendes Gefährt und auf den jetzt unmittelbar am Wege liegenden Schnee. Weit schon liegen Festungswerke, Schlachtfelder und Ruinen zurück; mir

Mein Wagen.

ist aber wohlig zu Mute, fast wie in der Jugendzeit, wo das sorglose Herz bewegt wird von oft törichtem und doch immer süßem Sehnen und Hoffen.

Von Begli Achmed ab ist mein Rosselenker ein aus Charkow eingewandeter Kleinrusse Iwan. Er ist der richtige Typus eines Jämschtschiks, wie man ihn von demselben eigenartigen Gepräge und von Gogol, Turgenjew und andern vortrefflich gezeichnet überall im weiten Rußland findet. Ununterbrochen spricht er mit seinen Pferden, jetzt nur noch dreien, und nimmt sich kaum Zeit, auf meine Fragen zu antworten. Das mittlere unter der Duga, dem Krummholz, nennt er „Wurstmacher" (Kolbasnik, vielfach im Volke auch eine Bezeichnung für Deutsche), die beiden stets galoppierenden Beipferde „Hofrat" und „wirklicher Staatsrat". Wo er die Bezeichnungen her hatte, weiß ich nicht, vielleicht kannte er nicht einmal ihre Bedeutung; dann war aber zufällig die Titelwahl eine glückliche, denn der „wirkliche", also eine Exzellenz, war schon recht wackelig und bedenklich struppiert. „Gelt, Hofrat, heute haben wirs gut! Ja, das ist ein Herr! Den schau an! Und du, alter Wurstmacher, kannst auch besser laufen! Fressen willst du, aber nicht arbeiten, du Pope, du!"

Eben hatten wir das lange Molokanendorf Selib durcheilt und an einer malerischen Mühle vorbei einen reißenden Zufluß des Kars Tschai überschritten, als plötzlich der Wagen hält. Iwan zeigt nach vorne: ein Leichenzug kommt entgegen, für den rechtgläubigen Russen stets eine schlimme Vorbedeutung. Voraus ein eintönig singender Pope, dahinter vier Bauern, baarhäuptig, mit müdem Gange, einen Brettersarg auf den Schultern, dann zwei, drei andere und ein weinendes Weib. Nachdenklich nahm Iwan seine Dienstmütze ab, schlug ein Kreuz, kratzte sich – eine im heiligen Rußland gar mannigfachen Beweggründen entspringende Tätigkeit – im Nacken, spuckte aus, sagte nach dem Toten hin: der Teufel soll ihn holen! zu seinen Pferden: los, ihr Narren! und wir fuhren vorbei. Lange noch hörte ich den Klagegesang des Priesters: „Herr Gott, wir wollen beten! Herr Gott, erbarme dich unser!" Da plötzlich hält der Wagen wieder und neigt sich mit einem Ruck zur Seite: das rechte Vorderrad war herausge-

fallen: der Tote hatte die Schuld. Bedächtig kletterte Iwan vom Bock, nahm abermals die Mütze ab, kratzte sich und sah dem Leichenzuge nach: „Schlecht, Herr, sehr schlecht!“ Besorgt nahm ich den Schaden in Augenschein, und richtig war nicht nur das Rad herausgerutscht, sondern auch der Splint verloren gegangen. Mit größter Seelenruhe besah sich Iwan die Sache, suchte unter seinem Kram lange nach einem Stückchen Holz, setzte das Rad ein und steckte den neuen Splint durch. Dann kratzte er sich wieder im Nacken, sagte „Gott sei dank, gut,“ gab aus irgendeinem Grunde dem „wirklichen“ eins in die Rippen, spuckte noch einmal mit Entschiedenheit nach dem Toten hin aus, kletterte mit einem „der Teufel soll ihn holen“ auf den Bock, und weiter gings, was das Zeug hielt. Jetzt war aber Iwan schlechter Laune; er sprach nichts mehr. – Es ist ja mit dem unheilbringenden Begegnen eines Toten natürlich nur ein Aberglaube, aber sehr seltsam schien mir der Vorfall doch. –

Um fünf Uhr abends, nach mehr als 60 km, überfuhren wir auf guter Brücke den Kars Tschai und bogen in das zwischen

Haus in Selib.

bewaldeten Höhen in einem Kessel eingebuchtete Sarikamysch ein, wo ich leidliches Unterkommen fand.

Russische Poststation.

Sarikamysch ist ein ziemlich großer Ort, obwohl es im wesentlichen nur aus einer einzigen Straße besteht, in der es von Schenken, Verkaufsbuden aller Art und von Soldaten wimmelte; die ausgedehnten Kasernenanlagen befinden sich nördlich davon oben am Rande eines Fichtengehölzes. Damals lag schon eine Infanterie-Brigade dort, und demnächst sollte noch eine weitere hinzukommen, so daß wohl jetzt eine ganze Division vereinigt ist. Sarikamysch bildet einen auf der Straße von Kars nach Erserûm an den Fuß des Soghanli Dagh vorgeschobenen und dadurch sehr wichtigen Posten. Zur Zeit meiner Anwesenheit war Kars noch Endstation der Bahn; es arbeitete aber gerade trotz der, wie erwähnt, recht guten Chaussee ein Eisenbahnbataillon an der Weiterführung der Bahn nach Sarikamysch, und zwar zu schnellerem Fortgange gleichzeitig von Kars und Sarikamysch aus. So wird diese Bahnstrecke gewiß längst vollendet sein und damit nicht nur Sarikamysch an militärischer Bedeutung noch gewinnen, sondern Rußland überhaupt neben dem Ausbau von Kars und seiner Truppenverteilung auch durch die Verkehrsmittel hier eine wesentliche Überlegenheit über die Türkei erlangt haben, die im ganzen nördlichen und östlichen Kleinasien keine einzige Bahn und nur mangelhafte Wegeverbindungen besitzt. –

Ich wollte am anderen Tage weiter über den russischen Grenzort Karaurgan hinein nach dem türkischen Armenien. Aber seltsam, so nahe auch die Grenze liegt (kaum 40 km entfernt), der Abschluß ist hier ein so vollständiger, daß niemand Bescheid

Der Soghanli Dagh.

wußte, wie es jenseits aussieht, nicht einmal der schon mehrere Jahre in Sarikamysch stationierte Bezirkschef, den mir der Gouverneur von Kars zur Verfügung gestellt hatte. Es blieb mir schlechterdings nichts übrig, als zunächst Karaurgan zu erreichen und dort zu sehen, wie ich weiterkäme.

So fuhr ich denn am anderen Morgen mit vier Pferden und einem Vorreiter los, wiederum bei herrlichem Wetter. Bald lag Sarikamysch hinter mir, und auf immer guter Straße ging es in flottem Galopp und in breitem, fichtenbewaldetem Tale dem 3000 m hohen Soghangli Dagh entgegen. Tiefblau wölbte sich der Himmel über den sonnebeleuchteten Schneefeldern in einsamer Winterlandschaft. Hier drang im Jahre 1828 Paskewitsch nach der Erstürmung von Kars vor nach Erserûm und fast bis vor die Tore von Trapezunt; hier wälzten sich 1877 türkische und russische Kolonnen vor- und zurückgehend hin und her. Heute fänden bis zur Grenze militärische Operationen keine Schwierigkeit; damals aber war der Weg so schlecht, daß vielfach Geschütze und ganze Trainkolonnen tagelang stecken blieben.

Nach anderthalb Stunden gelangte ich mitten im Schnee nach der Paßhöhe (2300 m), und ohne Aufenthalt ging es nun in langen Windungen und an einem reißenden Bache entlang hinunter der türkischen Grenze zu. Längst schon waren die Bäume verschwunden, und wieder war alles öde und kahl. Gerade vor (südwestlich) lag das breite Tal des dem Kaspischen Meere zuströmenden Aras (Araxes), der einst gepriesene Gau Pasin Xenophons; er wird begrenzt von den herrlichen Bergformen des

südlichen Randgebirges, das die Quellgebiete zweier der berühmtesten Ströme des Altertums, des Aras und Euphrat, scheidet. Rechts (nördlich) steigt mächtig der Schakhar Dagh empor; an seinen Hängen haften gleich übereinander geworfenen Steinhaufen und kaum erkennbar ein paar griechische und türkische Dörfer.

Um die Mittagszeit fuhr ich in die breite, von saubern Steinhäuschen eingefaßte Dorfstraße einer anscheinend neuen Siedelung ein, es war Karaurgan. In einem Augenblick fand die sonst so schwierige Paßangelegenheit ihre Erledigung. Anstatt mein verdächtig umfangreiches Gepäck nachzusehen, bewirtete mich der Zollgewaltige mit einem Glase Tee, und ungesäumt setzte ich, sogar in dem russischen Postwagen, durch ein schmales Wiesental meinen Weg nach dem nahen türkischen Grenzorte Ködek fort.

Die Grenze ist hier so angelegt, daß der Soghanli Dagh und der Austritt aus diesem noch vollständig im Besitze der Russen sind, eine weitere Stärkung ihrer ohnehin schon den Türken überlegenen Stellung (vgl. S. 77).

Wie die Kaiserlich russische, war auch die Kaiserlich ottomanische Regierung durch unser Auswärtiges Amt in Berlin von dem voraussichtlichen Verlaufe und Zweck meiner Reise in Kenntnis gesetzt und ersucht worden, mich bei ihrer Durchführung tunlichst zu unterstützen. Obwohl ich daher das weitgehendste Entgegenkommen der türkischen Behörden erwarten durfte, hatte ich doch aus Vorsicht noch von Tiflis aus dem Wali von Erserûm geschrieben, daß ich demnächst von Kars her sein Wilajet betreten würde. In Karaurgan ist die Welt wie mit Brettern vernagelt; auch dort hatte man mir nichts Näheres über die jenseitigen Wegeverhältnisse, besonders in der gegenwärtigen Jahreszeit, sagen können. Ein Ver-

Türke am Wege.

Türkische Grenzwache in Ködek.

kehr findet fast nicht statt, und selbst die telegraphische Verbindung hinüber geht nicht direkt, sondern geradezu unbegreiflicher Weise mit einem Umwege von hundert Meilen über Kars, Batum und Trapezunt.

Um so mehr war ich überrascht, als bei meiner Annäherung an Ködek die mir wohlbekannten, schauerlich geblasenen türkischen Hörner ertönten und die Grenzwache im Paradeanzuge präsentierend ins Gewehr trat. Der befehligende Bimbaschi (Major) kam mir ein paar Schritte entgegen und geleitete mich, indem er mich nach türkischer Sitte unter den Arm faßte, damit mein Fuß nicht an einen Stein stoße, in das Wachgebäude, wo alles festlich hergerichtet war und ein bereits fertiger Imbiß gereicht wurde. Auf meine verwunderte Frage, wie er meine Ankunft erfahren konnte, erwiderte mir der Major, es sei ihm vom Wali strenge anbefohlen worden, aufzupassen; da habe er denn schon seit längerer Zeit bei Tag und Nacht einen Beobachtungsposten ausgestellt und dieser ihm vor einer Stunde gemeldet, der fremde Pascha sei in Karaurgan eingefahren. Mehr kann man wahrlich nicht verlangen!

Nun handelte es sich um das Weiterkommen. Die einen sagten, es ließe sich hierzu ein Wagen benutzen, die andern, dies sei unmöglich; Reittiere waren aber nicht zu haben und ebenso keine Packpferde. Nach langen Verhandlungen auf dem Bazar des alten türkischen Ortes erklärte sich endlich ein Armenier bereit, für den außerordentlich hohen Preis von fünfundvierzig Rubeln bis Erserûm einen Wagen mit vier Pferden zu stellen unter der sofort bereitwillig angenommenen Bedingung, daß der Bimbaschi noch sein eigenes Packpferd, einen kräftigen Schimmel,

bis Köprikeui mitgehen lasse, denn bis dahin sei der Weg sehr schlecht, was sich auch als richtig erwies.

Ködek selbst liegt tief im Grunde an einem reißenden Bache, der, gerade stark angeschwollen, die von den Zoll- und Wachhäusern zum Orte führende Brücke weggerissen hatte, ein Ereignis, dem man sonst wohl keinerlei Aufmerksamkeit zugewandt hätte, indem Menschen und Tiere eben einfach durchs Wasser schritten, solange es nötig war. Die Rücksicht auf meine Person hatte jedoch dazu geführt, ein paar lange, bedenklich schwankende Balken überzulegen, auf denen ich zwischen zwei Seilen, und immer von dem Major handgreiflich behütet, hinüberschwebte. Hierbei war das Unterfassen wirklich von einer gewissen Berechtigung.

Sofort geht es ohne Weg und Steg über schwarzes steiniges Erdreich an der schrägen Böschung einer ansehnlichen Höhe stark bergan. Von Fahren war natürlich keine Rede, vielmehr mußten wir trotz der vier vorzüglichen Pferde alle, auch die begleitenden Soldaten und Gendarmen, den Wagen schieben und stützen, daß er vorwärts kam und nicht abglitt. Welch' ein Unterschied zwischen den Wegeverhältnissen auf russischer und türkischer Seite! Dabei gestaltete sich das Wetter wenig günstig; aus schwerem Gewölke fiel frostiger Regen, und zwischendurch stach die Sonne. Ein paar Ochsengespanne, die sich mühsam nach Ködek hinunterquälten, ein Mollah und sein Esel, eine türkische Familie auf der Wanderung mit ärmlichem Hausrat, – sonst keine Bewegung, nichts, was Odem hat, alles wie erstorben! Und immer höher geht der Anstieg; der kaum mehr erkennbare Weg

Packpferd des Bimbaschi in Ködek.

wird tief und sumpfig, die Pferde versinken bis zu den Knien im Schlamm, dem Packpferd rutscht die mangelhaft befestigte Last ab und liegt im Kot. Auch der Wagen macht mir Sorgen; er ächzt und stöhnt – verdächtige Anzeichen, die mir in Ursache und Wirkung von meinen früheren Fahrten im Orient zur Genüge bekannt sind. Eine solche Wirtschaft vermag eben weder eine lebendige Kreatur noch ein totes Stück Holz auf die Dauer auszuhalten.

Gegen vier Uhr nachmittags, nach zwei schweren Stunden, erscheint rechts vorwärts das Dörfchen Chorum. Schon überlege ich, ob es nicht ratsamer ist, dort zu bleiben und die Nacht unterzukriechen, einerlei wie, – da klärt sich der Himmel auf und die Gegend wird freier und flacher. Also weiter, südlich an dem Plateau von Sewin vorbei, wo Mukhtar Pascha am 25. Juni 1877 in befestigter Stellung die Angriffe der Russen siegreich abschlug (vgl. S. 44), über eine steinige Ebene und dann auf tiefgefurchtem Lehmwege hinunter nach dem armseligen, mitten in einem überschwemmten Tale liegenden Armenierdorfe Sanzach. Mehrfach müssen wir durch wildschäumende Bäche und lange über sumpfige Wiesen, in deren Schlamme zwei Eselkarawanen ruhen, ein trauriger Anblick und doch ein Augentrost, denn es sind ja wieder lebendige Geschöpfe.

Ochsenkarawane bei Ködek.

Schon dämmerte es, als ich, immer durch Sumpf und Wasser, um sieben Uhr abends nach dem kleinen, halb im Boden steckenden Kurden- und Osmanendorfe Azap gelangte.

Hütte in Azap.

Als Rastort war es nicht vorgesehen und so nichts vorbereitet, eine Weiterfahrt nach dem noch über 20 km entfernten Köprikeui jedoch unmöglich; hier mußte genächtigt werden. Nach längeren Verhandlungen fand ich in der etwas erhöht und abseits stehenden Hütte eines Osmanen, eines wundervollen Typus männlicher Kraft und Schönheit, Unterkunft. Diese war bei näherer Besichtigung allerdings wenig verlockend: ein enges, fensterloses, zugiges Loch nach Art der Hotels auf meiner Bagdadfahrt. Wie damals ward denn auch hier das Feldbett aufgeschlagen, der Kochtopf in Tätigkeit gesetzt und das übliche Huhn zubereitet, soweit es dessen wahrscheinlich reifes Alter und die zweifelhafte Kunst meines Dolmetschers gestatteten. Die Zwischenzeit benützte ich, mit Stock und Revolver bewaffnet und in Begleitung zweier Soldaten, zu einem Gange durch das Dorf, obwohl meine Leute mich warnten und auch mein Wirt dringend zur Vorsicht riet.

Der Himmel, von rötlich gelbem Scheine der untergegangenen Sonne wundervoll beleuchtet, hatte sich jetzt völlig geklärt. Das feurige Rot im Westen war in sich zusammengesunken, leise zogen die Schatten des Abends aus der Ferne herauf; die Natur hielt Feierstunde. In den engen schmutzigen Gassen herrschte aber reges Leben. Kühe, Schafe, Ziegen wurden von zerlumpten, unheimlich aussehenden Gesellen eingetrieben. Hohe, schlank gewachsene Frauen schleppten in Steinkrügen Wasser nach den Hütten, aus denen dünne Rauchstreifen aufstiegen; neugierig musterten sie mich mit blitzenden Augen unverhüllt oder unter dem schwarzen Umhange hervor und stoben bei meinem Nahen auseinander. Dafür stürzten ungehindert von allen Seiten aus Erd- und Steinlöchern, den Eingängen der ungastlichen Behausungen, wütend kläffende bissige Kurdenhunde auf mich los, so-

daß ich alle Mühe hatte, mich ihrer näheren Berührung zu erwehren.

Über die Kurden habe ich schon an anderer Stelle mehrfach gesprochen (vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel SS. 203, 210, 212 und 220). Mag sein, daß sie, wie die Gelehrten wollen, von den Medern abstammen. Auf jeden Fall sind sie ein zähes, stolzes, rauflustiges Geschlecht, das seit Xenophons Zeiten (Karduchi, vgl. S. 232) unter Griechen, Römern, Parthern, Byzantinern, Sarazenen, Persern und Türken seine wilde Art und mehr oder weniger seine Unabhängigkeit bewahrt hat. Es sind große kraftvolle Menschen, rauh wie ihre Heimat, die ihren Charakter geschaffen hat und die sie über alles lieben, wenn sie auch arm und steinig ist, – die Männer mit meist scharf geschnittenen Gesichtern, Adlernasen, dunklen Augen und hohlen Wangen, die silbergeschmückten, zumeist, aber nicht immer und überall, verhüllten Frauen in der Jugend nicht selten von ausgesprochener Schönheit. Ob seßhaft oder Nomaden, – die Sippe, die Blutsverwandtschaft, die Stammesangehörigkeit bildet die Grundlage ihrer Verfassung, Herkommen ist Gesetz, das Gastrecht heilig und die Blutrache von ungebrochener Gewalt bis ins dritte und vierte Glied. Diese ist freilich verwerflich und mit einem gefestigten Staatsgefüge unvereinbar, doch aber auch wieder der Ausfluß eines gewissen Rechtsgefühles und Rechtsbewußtseins in Ländern, wo seit Jahrtausenden die Sicherheit von Person und Besitz für nichts galt und Gesetzlosigkeit das einzige Gesetz war. Die reicheren unter ihnen, besonders die Stammeschefs, lieben es, sich malerisch

Ein Kurdenchef.

und bunt zu kleiden und möglichst viele Waffen zu tragen, wobei es weniger darauf ankommt, ob diese etwas taugen und etwa nach hinten anstatt nach vorne losgehen, als darauf, daß sie recht groß sind und ein stattliches Aussehen haben. Es mag nicht ratsam sein, mit Kurden anzubinden, und eine nähere Bekanntschaft mit ihnen gehört gewiß nicht zu den Annehmlichkeiten, besonders nicht, wenn man, wie es bei Inlandreisen meist der Fall zu sein pflegt, größere Geldsummen bei sich trägt und sie unvorsichtigerweise gar sehen läßt, denn die Kurden sind eine rohe Gesellschaft, und man braucht sie nach dem Zwecke des Dolches nicht erst zu fragen; – ich habe jedoch mit ihnen in Wüste und Zelt, in der Hütte und auf der Wanderung nur gute Erfahrungen gemacht und rechne gerade die Wüstennächte, die ich in ihrer Mitte verbrachte, zu den schönsten Erinnerungen an das Karawanenleben des Orients.

Als ich mich nach der spärlichen Abendmahlzeit – das Huhn zählte natürlich zu den Stammesmüttern und war ungenießbar – noch hungrig, dafür aber auch ohne Verdauungsbeschwerden auf meinem Feldbette ausstreckte und von der schwarzgeräucherten Decke in genauen Zwischenräumen schwere Wassertropfen irgendwo auf den lehmigen Boden herabfielen, die sich nicht verlohnte, nach Danaëart aufzufangen, da sie durchaus nichts Goldenes bargen, als die Mäuse anfingen, ihren nächtlichen Spuk zu treiben, zu rascheln und zu pfeifen, da mußte ich mich fragen: was hat dich nur seit einem Jahrzehnt alljährlich hinausgetrieben in die weite Welt? Was hat dich immer mehr und immer rastloser unwirtliche Gegenden und einsame Pfade aufsuchen lassen, wo freiwillig kein vernünftiger Mensch wohnt und wandelt? Warum hast du das alles getan, und dazu erst in einem Lebensalter, in dem die Jugend zurückliegt und der Körper sich nur noch unwillig übergroßen Entbehrungen und Anstrengungen fügt? Warum? Ja, wenn ich das wüßte! Ich kann es nicht ergründen, auch dort in jenem innersten Seelenwinkel nicht, wohin der alternde Mensch abrückt von der Welt, wo er sich seine Einsamkeit schafft, sein Allerheiligstes im Verkehre mit sich selbst ganz allein. Es erging eben an mich das Gebot: Du sollst! Und dem

Gebote bin ich gefolgt, mußte ich folgen, selbst wenn ich gewußt hätte, dabei zugrunde zu gehen. So habe ich die Welt gesehen, und gerne will ich das Gesehene auch schildern zu Nutz und Frommen der Leser, soweit es meine Kräfte gestatten. Schwierig jedoch bleibt die Sache allewege, denn ein Erzähler meiner Gattung soll vor allen Dingen unterhalten und angenehm einschläfern. Dabei darf er nur Neues bringen in gefälligem Redefluß und auch belehren, aber beileibe nicht zu viel! Sonst legt man sein Buch gelangweilt beiseite oder nimmt es erst gar nicht in die Hand. Und das täte mir leid und wäre vielleicht schade!

Der kleinere Teil der Reise lag hinter mir, vor mir der größere, schönere, wichtigere: wo marschierte Xenophon? Es gibt nun Menschen, mit denen sich ganz gut leben läßt, die an allem Anteil nehmen und auch verständig reden, und doch liegt ihrem gesamten Tun ein gewisses Etwas zu Grunde, das nicht nach außen tritt, ein in ihnen unablässig arbeitender Gedanke, ich möchte sagen eine fixe Idee. Zu diesen Menschen gehörte damals ich. Seit meiner Abfahrt aus Kars sah, hörte und sprach ich, wie sonst; denken konnte ich aber nur an das eine: wie gelangten die Griechen von dem armenischen Hochlande nach Trapezunt, und wo sahen sie das Meer? Dieser Gedanke verließ mich keinen Augenblick; um seinetwillen ertrug ich freudig Hunger und Durst, Dorn und Gestein, finstere Löcher, herabträufelndes Wasser, raschelnde Mäuse. Er beschäftigte mich Tag und Nacht. Im Traume zog ich mitten in bewaffneter Schar über Berg und Tal, schlug mich mit wilden braunen, bärtigen Gesellen herum, blieb im Schnee stecken — und wachte auf. Ein spärlicher Sonnenstreif glitt über mein Lager und kündete den Tag.

Ich hatte gründlich verschlafen und natürlich meine ganze Gesellschaft mit mir; ich mochte sie darum nicht schelten. Nun aber war Eile geboten, denn „schon war es spät und der Weg noch weit“. In kurzer Zeit war alles marschfertig. Tee freilich gab es leider nicht; mein Gastfreund besaß keine Holzkohlen mehr, und so lange, bis mit getrocknetem Mist und feuchtem Reisig das Wasser zum Kochen gebracht würde, wollte ich nicht warten. Da trat denn der Frühschnaps ein, eine allewege köstliche Morgen-

gabe, ein Seelentrost für bejahrte Leute, wie wir es schon von der alten Stine wissen, der wackern Mutter weiland seiner Exzellenz des kleinstaatlichen Helden Freiherrn Leberecht vom Knopfe.

Heute war der erste Mai. Als ich aus meiner Behausung heraustrat, mußte ich andächtig die Hände falten: Um mich ein Tag voll Glanz und Leuchten! Herr Gott, war das schön! Ganz anders wie gestern abend, wo das Licht mangelte und die ermüdeten Sinne versagten. Hoch und prunkvoll steht schon in duftigem, weißlichblauem Himmelsraume die Sonne; strahlend und siegreich ist sie aufgestiegen, wie „ein Held zu laufen den Weg". Aus dem Dorfe dringen vereinzelte Stimmen, Hunde bellen, es blöken die Schafe, hell durcheinander klingen die Halsglocken der ausgetriebenen Tiere, und über den Hütten kräuselt sich lichter Rauch in kräftig-herber Luft. Vor mir – westwärts – und rechts und links ragen bald näher, bald ferner mächtige Bergketten empor, zackig die Häupter und weiß von Schnee. Dazwischen dehnt sich das breite Arastal mit dem glitzernden Silberbande des vielteiligen Flusses, in den Tiefen überlagert von lichtberändertem, sonnedurchleuchtetem Nebel. An den Gräsern perlt der Tau, jauchzend streckt sich jeder Halm und sehnend der Sonne entgegen. Herrlich ist doch die Schöpfung, wo man sie anfaßt, und glückselig der Mensch, dem es verliehen ist, mit offenem Auge und starkem Empfinden ihre Wunder zu schauen und über die Not des Alltags hinweg sich daran zu erheben! – Vor der Abfahrt gelang es mir noch, wohl nur vermöge meines ehrbaren Aussehens, nach langem Zureden und mit Hilfe von reichlichem Bakschisch eine hübsche Kurdin, entschleiert und natürlich in Gegenwart und mit Genehmigung ihres Mannes, vor meinen Kodak zu bringen. Gewiß waren noch schönere und jüngere

Kurdin.

vorhanden, aber man trug ängstlich Sorge, sie mich nicht sehen zu lassen.

Der Weg ging, zunächst von ähnlicher Beschaffenheit wie gestern, bald hinauf, bald hinunter; das Schlimmste waren die zahlreichen querlaufenden Wasserrinnen, bei deren Durchfahrt man richtige Clownkunststücke vollführen musste, um in dem klapperigen Wagen sich und das Gepäck zu verstauen. Nach einer mühseligen Stunde stiegen wir an den Aras hinab und zogen nun diesem entlang auf seinem linken (nördlichen) Ufer, abwechselnd über ödes Steinland und durch Sumpf und Wasser. Ein elendes, halb ertrunkenes Dorf, ein emsig trippelndes Eselein, bei dem unter der Last nur Kopf und Beine sichtbar waren, ein paar Tauben und Wasservögel, – sonst nichts. Man konnte schwermütig werden, wäre die Sonne nicht gewesen – und die Hoffnung.

Endlich, nachdem wir schon drei Stunden unterwegs waren, erreichten wir Köprikeui, wo ich von gestern auf heute hatte nächtigen sollen. Der Kaimakam (Ortsvorstand) kam mir entgegen, begrüßte mich im Namen des Wali, bedauerte, daß ich gestern nicht gekommen sei, und sagte, er habe bis spät auf mich gewartet, und bei einem Armenier seien Quartier und ein „Festmahl" für mich bereitet gewesen. Der ziemlich große, von Kurden und Armeniern bewohnte Ort macht einen nicht unfreundlichen Eindruck. Er liegt am Einflusse des Kala Tschai in den von Süden kommenden Aras, über den für die Straße nach Bajazid eine altertümliche, auffallend wohlerhaltene Steinbrücke führt (daher der Name Köprikeui, Brückendorf), und bildet so den militärisch wichtigen Gabelpunkt der Straßen von Kars und Bajazid nach Erserûm. Hier beabsichtigte Mukhtar Pascha nach der verlorenen Schlacht bei Aladscha Dagh den nachdrängenden Russen Widerstand zu leisten, musste sein Vorhaben jedoch aufgeben und auf

Kamel treiber. Tatare.

Erserûm zurückgehen, da seine Truppen vollständig versagten. Von weit größerer Bedeutung, als dieserhalb, war der Ort aber für mich, weil ich meiner Ansicht nach hier auf den Weg Xenophons stieß und ihm nunmehr westwärts folgte, eine Annahme, die sich bei mir mehr und mehr festigte und schließlich zur Überzeugung wurde.

Persischer Derwisch.

Gegen elf Uhr früh brach ich nach kurzer Rast von Köprikeui auf, und zwar die Arasbrücke links liegen lassend, weiter auf dem linken (nördlichen) Ufer des Kala Tschai. Das Packpferd hatte ich dem guten Bimbaschi nach Ködek zurückgeschickt, denn der Weg sollte jetzt besser werden. Und so war es auch. Die Gegend ward flacher und fruchtbarer, überall arbeiteten auf den Feldern Gruppen von Bauern, und blendend lag die Sonne auf den rechts und links nahe herantretenden Schneeketten. Auch die Straße wies mehr Verkehr auf; zahlreiche Kamel- und Eselkarawanen kamen entgegen oder ruhten am Wege, es begegneten mir Wanderer zu Fuß und zu Pferd, darunter auch ein persischer (schiitischer) Derwisch mit einem wahren Christuskopfe. Störend waren nur drei tiefe reißende Bäche, nördliche Zuflüsse des Kala Tschai, über die wir wohl oder übel hinüber mußten.

Nach zwei Stunden gelangten wir auf die sogenannte Chaussee, die vor langen Jahren von Erserûm aus begonnen, aber wegen Geldmangels nur so weit geführt wurde[1]), und eine halbe Stunde später nach Hassankala. Schon von weitem erkennt man auf dem südlichen Ende eines von den nördlichen Bergen weit in die Hochtalebene hineinragenden vulkanischen Steilrückens ausgedehntes Mauerwerk mit runden und eckigen Türmen. Es sind

1) und nicht, wie die sonst vorzügliche Karte von Lynch angibt, bis zur türkischen Grenze.

dies die Ruinen von alten Befestigungen der Sarazenen oder wahrscheinlicher noch der Genuesen, die in ihrer Blütezeit, vor der Entdeckung des Seeweges nach Indien, von Trapezunt aus den ganzen Durchgangshandel nach Persien beherrschten und sich im Innern zahlreiche Stützpunkte schufen. Diese legten die rührigen Handelsherrn naturgemäß überall an die seit den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag westostwärts über die Ebenen von Erserûm, Pasin und Alaschkert führende Karawanenstraße, der auch wohl Xenophon gefolgt ist. Nach türkischer Sitte und Gastfreundschaft erwartete mich vor der Einfahrt abermals der Kaimakam in Begleitung angesehener Einwohner, sämtlich zu Pferde, und geleitete mich in feierlicher Weise nach dem Konak zu einem reichlichen und sehr willkommenen Frühstück, bei dem auch, allerdings nur für mich, französischer Kognak nicht fehlte. Überall hatte in wahrhaft rührender Weise der Wali von Erserûm vorgesorgt.

Hassankala, der einst bedeutende Hauptort des alten Pasin, ist heute zwar eine gefallene Größe, aber doch eine recht bemerkenswerte Stadt nicht nur durch die engen, buckeligen Gassen, den ungewöhnlich belebten Bazar und mehrere Häuser alttürkischer Bauart, sondern auch durch heiße eisen- und schwefelhaltige Quellen, die, von starker Gasentwickelung begleitet, in kleinen Sprudeln zu Tage treten und zu heilkräftigen Bädern Verwendung finden. Auf dem Bazar saß ein hübsches, jedoch ganz in Lumpen gekleidetes Weib. Ich setzte mich daneben und gab dem Dolmetscher einen Wink, schnell eine Aufnahme

Hassankala. Altes türkisches Haus.

zu machen. Er brachte es aber doch nicht rasch genug fertig; meine Nachbarin erschrak über den Vorgang, verhüllte sich und wandte sich ab, sodaß leider mein Bild (s. unten) zur Hauptsache wurde.

In hohem Grade lohnend ist der Blick von der mühsam erklommenen Festungshöhe auf die weite Pasin-Ebene und die sie umschließenden Schneeketten. Diese liegen gegen Osten, von wo ich herkam und wohin das Tal des Aras sich erstreckt, weiter zurück und zeigen westwärts, in Richtung auf Erserûm, ganz deutlich eine Einsattelung, nach meiner wohl richtigen Meinung den Paß von Dewe Boyum. Im Norden sind sie an 3000 m hoch. Dort führt nur ein Saumpfad über einen zur Winterszeit, wie mir der Kaimakam und andere Einwohner bestimmt versicherten, ungangbaren Paß (2600 m) in das Oltital hinüber. Daß der nach vielfacher Annahme von Süden über Khinis anmarschierende Xenophon, der doch nach dem Meere wollte, diesen Pfad gen Norden eingeschlagen haben soll mitten im Winter und mit einer Armee, erschien mir, als ich dort auf der Burghöhe von Hassankala stand, durchaus unwahrscheinlich, und um vieles näherliegend, daß er, im Tale von Osten kommend, einfach westwärts seinen Marsch nach der Ebene von Erserûm fortsetzte, wo er, dem Meere zu, ja hin wollte.

In Hassankala überschreitet die jetzt leidlich gute „Chaussee“ den Kala Tschai, und so gewann auch dieser durch die Geländeverhältnisse leicht zu verteidigende Ort in dem letzten Kriege als Stützpunkt der Türken und Russen eine gewisse Bedeutung. Heute liegt die ganze Ebene Pasin bis zu ihrem westlichen Abschlusse, dem Dewe Boyum, falls dieser überhaupt genügend ver-

Hassankala. Auf dem Bazar.

Bazar in Hassankala.

teidigt wird, einem russischen Einmarsche geöffnet. Die wichtige Talsperre von Hassankala könnte nur von Truppen besetzt werden, die auf Erserûm basiert sind, eine nach Entfernung und Gelände (40 km und den Dewe Boyum im Rücken) nicht unbedenkliche Maßregel, ja jene durch ein Vorgehen russischer Kräfte aus der Richtung von Olti her leicht in Flanke und Rücken zu fassen und so nach Süden abzudrängen sind.

Der Kala Tschai führte damals ziemlich viel Wasser; ich hätte mir aber doch nicht träumen lassen, daß der an sich anscheinend harmlose Fluß wenige Wochen später infolge der Schneeschmelze und ungewöhnlicher Regengüsse zu einem reißenden Strome werden und, weithin aus seinen Ufern tretend, einen großen Teil von Hassankala zerstören und wegschwemmen könne.

Die Bevölkerung der schon im Altertum wegen ihrer Fruchtbarkeit bekannten Hochebene Pasin (1800 m) besteht zumeist aus Kurden und Türken; die einst zahlreichen Armenier sind infolge der Kriege und wiederholten Metzeleien in Masse auf russisches Gebiet ausgewandert und jetzt nur noch in der Minderzahl vorhanden. In einer Klausel des Berliner Vertrages vom 13. Juli 1878 war der Türkei die Verpflichtung auferlegt worden, „Reformen in den von Armeniern bewohnten Provinzen einzuführen," und die Bevollmächtigten kehrten mit diesem Ergebnisse in ihre Staaten zurück, sehr befriedigt mit sich und ihrem Werke. Um die Durchführung dieser „Reformen" kümmerte sich aber kein Mensch, weder in der Türkei noch anderwärts, bis es schließlich zu den entsetzlichen Metzeleien um die Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kam, durch die in der Ebene Pasin, sowie in den benachbarten und zentralen Gebieten Kleinasiens

Tausende von Armeniern hingeschlachtet oder, ihrer Habe beraubt, von Haus und Hof vertrieben wurden. Gewiß fällt die Hauptschuld der Hamidischen Regierung zur Last, ein Teil davon aber auch der geradezu sinnlosen Fassung der Vertragsklausel „in den von Armeniern bewohnten Provinzen," die jegliche Überwachung ausschloß. Denn die Armenier bewohnen allerdings hauptsächlich ihr angestammtes Land, sind jedoch auch in andern Provinzen zahlreich und über ganz Kleinasien zerstreut. Nach dem angeführten Wortlaute hätte man mehr oder weniger den ganzen kleinasiatischen Besitz der Türkei unter Vormundschaft nehmen müssen. Daß das nicht anging, lag auf der Hand. Wer hätte auch die Durchführung der sogenannten „Reformen" erforderlichenfalls erzwingen sollen? Von irgendwelcher Bürgschaft war in dem genannten Vertrage keine Rede[1]). –

Der Nachmittag war schon weit vorgerückt, als ich nach ermüdender Besichtigung und wiederum festlich geleitet die Stadt verließ. Der Weg war jetzt gut und wir kamen tüchtig vorwärts. Nach einer reichlichen Stunde Fahrt passierten wir das große und wohlhabende Dorf Kurudschuk, hinter dem die Straße anfängt, sich langsam zu heben. Während die Talebene inmitten der beiderseitigen Randgebirge sich mehr und mehr verengt, scheint sie gerade vor durch einen quer über ihr Kopfende gelegten Bergrücken, den die Wasserscheide zwischen dem Aras und westlichen Euphrat bildenden Dewe Boyum, vollständig abgeschlossen. Erst beim Näherkommen erkennt man, daß die Straße sich in langen Schleifen zwischen nördlichen und südlichen Vorhöhen wie in einem weiten Amphitheater nach einer Einsenkung des Gebirgswalles, dem Dewe Boyum Passe selbst, hinanwindet. Dieser liegt 2000 m über dem Meere, mithin etwa 200 m über der

Hütten am Wege.

1) Vgl. auch meine Unterredung mit dem Katholikos zu Etschmiadsin in Aus Ost und Süd S. 61 und meine Ausführungen in Kairo – Bagdad – Konstantinopel S. 217 u. ff.

Ebene, und ist von mächtigen Schneeketten umrahmt, die sich südlich des Passes im Palandöken Dagh und Eyerli Dagh zu ganz bedeutenden Höhen (3200 bezw. 3000 m) erheben.

In einer geräumigen Karawanserei am Fuße des Dewe Boyum hielt ich längere Rast, um mir die Geländeformen genau zu besehen und einzuprägen, und dann begann ich den eigentlichen Anstieg, der mich zwischen grünen Matten und Schneefeldern hindurch in etwa dreiviertel Stunden auf die Paßhöhe führte. Ein kalter Schneeregen setzte ein, und von den Eisflächen des Palandöken Dagh wehte ein scharfer sturmartiger Wind.

Der Paß bildet von Osten her den Schlüssel zu dem etwa 10 km entfernten Erserûm. Deshalb besetzte ihn auch im letzten Kriege, als die Türken nach der Schlacht bei Aladscha Dagh, gefolgt von den Russen unter General Heimann, auf Erserûm zurückgingen, Mukhtar Pascha mit den ihm noch verbliebenen achtzehntausend Mann und sechzig Geschützen, nachdem daselbst durch seinen vorausgeeilten tüchtigen Generalstabschef Faizi Pascha, einen schon lange in türkischen Diensten befindlichen geborenen Ungarn, eine Position ausgesucht und verstärkt worden war. Diese scheint von vorne gesehen sehr stark, verliert aber, wie es häufig mit sogenannten starken Stellungen zu geschehen pflegt, je weiter man in sie hineinreitet, und erst recht, wenn man in ihr selbst steht. Da zeigt es sich, daß von der Höhe aus wohl die Artillerie eine gute Wirkung, die Infanterie jedoch bei den buckeligen Hängen nur ein beschränktes Schußfeld hat, und daß die Hauptschwäche der Stellung in den beiderseits vorgebogenen steil geböschten Höhen liegt, die die Straße bis Kurudschuk hin beherrschen. Denn bezieht man sie in die Stellung ein – mit Vorpositionen bekanntlich stets eine mißliche Sache –, so wird jene sehr ausgedehnt und zerrissen und beansprucht zur Verteidigung bedeutende Kräfte, läßt man die Höhen aber unbesetzt, so ermöglichen sie dem Angreifer eine gedeckte Annäherung und Entwickelung und gewähren ihm, was das Schlimmste ist, ganz vortreffliche Artilleriestellungen.

General Heimann hatte sich am 2. November 1877 bei Kurudschuk mit dem Gros der Truppen Tergukasows vereinigt und

beschlossen, seine nunmehr bedeutende, an Artillerie geradezu doppelte Überlegenheit zu ungesäumtem Angriffe der türkischen Stellungen am Dewe Boyum auszunutzen.

Soweit es nun das überaus spärliche Material gestattet, stellt sich mir an Ort und Stelle für den 4. November folgendes Gefechtsbild dar. Mukhtar Pascha postierte seine Artillerie auf dem Dewe Boyum oder doch ziemlich oben, und schob die Infanterie am Hange und auch auf die erwähnten Höhen vor, zu deren völliger Besetzung jedoch seine Kräfte nicht ausgereicht haben können. Die Russen demonstrierten in der Front und umfaßten, mit einer starken Kolonne rechts ausholend, den linken Flügel des Gegners, den sie, und dann auch die Hauptstellung, von Norden her aufrollten. Mukhtar Pascha warf ihnen wohl am Dewe Boyum seine Reserven entgegen; diese waren aber nach Zahl und Gefechtskraft zu schwach. So wurden die Türken nach hartnäckigem Widerstande abermals geschlagen mit einem Verluste von tausend Toten und Verwundeten, vierhundert Gefangenen, reichen, in der Stellung aufgestapelten Munitionsvorräten und des größten Teiles ihrer Artillerie.

Daß der Pascha die Infanterie am Hange des Dewe Boyum vorschob und die Vorhöhen, so gut es ging, in die Stellung mit einbezog, war, wie gesagt, ungünstig und mußte es besonders im Falle einer Niederlage sein; es blieb ihm aber keine andere Möglichkeit, als von zwei Übeln das kleinere zu wählen, und so handelte er meiner Ansicht nach den Verhältnissen entsprechend taktisch richtig. Ebenso war es für die Russen gegeben, bei der immerhin starken Front des Gegners den Schwerpunkt auf einen Flügel, und zwar nach der ganzen Geländeformation auf ihren rechten, zu legen, da auf dem linken die jäh zum Palandöken und Eyerli Dagh ansteigenden Berge eine Verwendung größerer Truppenmassen ausschließen. Die Russen schlugen dabei, wohl unbewußt, das nämliche Verfahren ein wie schon Xenophon, den ich auch hier vorgehen lasse, und der die Feinde von den Höhen gleichfalls durch die Umfassung eines Flügels, unzweifelhaft ihres linken, vertrieb.

Jenseits der Paßhöhe türmt sich Berg hinter Berg. Man fährt lange durch eine Art Senkung und gelangt dann, wieder ansteigend, zu einem zweiten, stark befestigten Bergrücken mit einem Übergange, ebenso hoch oder noch höher, als der Dewe Boyum Paß. Dieser soll jetzt ebenfalls durch Forts geschützt sein, ohne daß ich sie, vielleicht wegen ungünstiger Witterung und Beleuchtung, selbst habe sehen können; 1877/78 war dies aber, wie erwähnt, nicht der Fall, sondern die östlichen Forts von Erserûm befanden sich auf der vorgenannten zweiten rückwärtigen Höhe, wo sie, auf jeden Fall in der Mehrzahl, auch heute noch liegen.

Nach dem Gefechte am Dewe Boyum am 4. November hatten sich die Türken nach dem Innern ihres Fortsgürtels geflüchtet und die nachdrängenden Russen den Dewe Boyum Paß besetzt. Im Vollgefühle seines Sieges glaubte nun General Heimann, am 9. November einen nächtlichen Sturm auf die östlichen Festungswerke unternehmen zu sollen, indem er, genau wie bei dem vorhergegangenen Gefechte, in der Front demonstrierte und die eigentlichen Angriffskolonnen rechts herum, nördlich der Straße, durch damals nicht bestrichene Täler gegen drei dort gelegene Forts dirigierte. Die Angriffskolonnen waren sorgfältig angesetzt, auch sonst alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln getroffen — unter anderm trugen bei der nächtlichen Umgehung zur Täuschung die Leute als Kopfbedeckung den türkischen Fez —; in der Dunkelheit und in dem zerklüfteten Gelände verirrten sich aber die Kolonnen, und die Russen bemächtigten sich so nur des kleinen, genau östlich Erserûm gelegenen Forts Abdul Aziz oder Azizieh, worin sie fünfhundert Gefangene machten. Bei Tagesanbruch stellte sich indessen heraus, daß dieses Fort von dem höher gelegenen und stärkeren Fort Medschidjeh vollkommen beherrscht und nicht zu halten war. Es blieb den Russen somit nichts anderes übrig, als es nach Vernagelung der zwanzig darin genommenen Geschütze wieder zu räumen.

Als auch ein zweiter Sturmangriff in der Nacht des 12. November keinen Erfolg hatte, beschloß General Heimann, sich zunächst ruhig zu verhalten und Verstärkungen abzuwarten, zumal

der ganz ungewöhnlich strenge Winter mit Stürmen und Schneetreiben jegliche weitere Operation nahezu unmöglich machte. Von Kars aus wurden zwar noch weitere russische Kräfte auf Erserûm vorgeschoben und dieses am 12. Januar 1878 auch endgültig von Trapezunt abgeschnitten; Belagerungsmaterial konnte man aber über die schwierigen Pässe nur in geringer Menge heranschaffen und in dem gefrorenen, mit tiefem Schnee bedeckten Boden nicht einbauen. So verblieb es bei der Einschließung bis zu dem Waffenstillstand am 31. Januar 1878; demzufolge ward Erserûm von den Türken zwar geräumt, nach den Bestimmungen des nachfolgenden Friedens ihnen aber wieder ausgehändigt. Mukhtar Pascha war schon Ende Dezember nach Konstantinopel zurückberufen worden. –

Auf der rückwärtigen zweiten Höhe, die beiderseits der Straße – man zeigte mir u. a. rechts oben das Fort Medschidjeh – von Befestigungen gekrönt ist, erwarteten mich eine Kavallerieeskorte und in je einem Phaëton der erste Dragoman des Wilajets als Vertreter des Wali Dschelal, der Kommandant von Erserûm und nach dortigem Brauche mein Gastfreund Nusred Bey, ein vornehmer Türke, in dessen Konak ich absteigen sollte. Rasch ging es nun in dreiviertelstündiger, abendlich-kalter Fahrt an 250 m hinunter, immer zwischen Höhen, die sich kulissenartig eine hinter der andern bis an den Weg heranschieben.

Erst gegen sieben Uhr abends bog mein stattlicher Aufzug – ich selbst hatte im ersten Wagen des Wali Platz genommen – in das Ost- oder Täbristor ein. Die Signalhörner ertönten, die Wachen des Außen- und Innentores traten ins Gewehr und präsentierten, eine in Linie stehende Eskadron schwenkte ab und setzte sich, die Karabiner auf der Lende, an die Spitze, und nun griffen die Pferde aus zu scharfem Trabe über weite unbebaute Flächen und leere Plätze, enge Gassen und belebte Bazare, vorbei an gaffenden Menschen und scheuen Hunden, an Esel- und Kamelkarawanen; noch eine geringe Steigung, und mit einem Ruck hielten wir vor einem stattlichen Konak, meinem Quartier. Die ohne Zweifel daraufhin eingeübte Eskadron schwenkte zur Linie

ein und präsentierte, der Hausherr geleitete mich untergefaßt in meine Räume, einen mit prachtvollen persischen Teppichen und Diwans ausgestatteten Salon, ein Speisezimmer, in dem ein verlockendes Mahl nach türkischer Art schon fertig aufgetragen war, und ein Schlafgemach mit gelbseidenem Bett: Ich war in Erserûm.

Schlafender Türke am Wege.

»Wasser, die spiegeln wollen, dürfen nicht rauschen.«

»In der Wurzel liegt die Kraft des Baumes.«

(Türk. Sprichwörter.)

VII. Erserûm.

Meine Anwesenheit in Erserûm währte nur drei Tage, eine an sich kurze Zeit und doch genügend, da ich von morgens früh bis abends spät auf den Beinen war und seitens der Behörden alles Erdenkliche aufgeboten wurde, mir den Aufenthalt für meine Zwecke nutzbringend und dabei möglichst angenehm zu gestalten. So gehört dieser zu meinen schönsten Erinnerungen. Der Wali Dschelal, ein sympathischer Mann mit ausdrucksvollen, energischen Gesichtszügen und durchaus moderner Richtung, der seinerzeit in Bonn studierte und ein großer Verehrer des Deutschtumes ist, empfing mich mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit und stellte mir für die ganze Zeit meiner Anwesenheit den ersten Dragoman des Wilajets und seinen Wagen nebst Eskorte zur

Verfügung. Ich habe ja meine vortreffliche Aufnahme überall in der Türkei stets dankbar empfunden, niemals und nirgends aber so sehr, wie in dem weltabgeschiedenen Erserûm, wo man mir ein solches Entgegenkommen zeigte und eine solche bis ins Kleinste gehende Gastfreundschaft erwies, daß ich fast Mühe hatte, mich eines Übermaßes zu erwehren.

Nach allgemeinem türkischen, wie armenischen Urteile gilt der Wali für einen vom besten Willen beseelten, ungewöhnlich tüchtigen Beamten; früher im Lehrfache tätig, hatte er während seiner damals erst zehn Monate währenden Amtsführung es zuwege gebracht, Ordnung in allen Verhältnissen und Sicherheit für Person und Eigentum zu schaffen, sowie namentlich die unruhigen Kurden zufrieden zu stellen und zur Arbeit heranzuziehen. Mir gegenüber sprach sich der Wali wiederholt sehr anerkennend über seine Wilajetsinsassen aus, da sie seinen Bestrebungen Vertrauen und Verständnis entgegenbrächten, und besonders lobte er die Kurden; es seien zwar wilde, rohe und stolze, aber auch, wenn man sie richtig behandle, arbeitsame, brave und kräftige Menschen, und solche brauche er, denn es sei gar vieles zu bessern oder neu zu schaffen. Vor allem liege ihm der Wegebau am Herzen und daneben die hoffentlich bald sich verwirklichende Errichtung einer großen Zuckerfabrik, um an Stelle der meist französischen Einfuhr die Wilajets Erserûm, Wan und Bitlis, sowie vielleicht auch die Grenzgebiete Persiens mit Zucker zu versehen. Der Boden sei ausgezeichnet und eigne sich trotz noch primitiver Bearbeitung und mangelnden Düngers, der leider zu Feuerungszwecken Verwendung finden müsse, bei den geringen Arbeitslöhnen und dem hohen Zuckergehalte der Rüben ganz ausnehmend für deren Anbau. Auch seien gar nicht sehr entfernt reiche Kohlenlager vorhanden, die dringend eine Erschließung verlangten, und zwar um so mehr, da ja kein Feuerungsmaterial vorhanden und das auf Lasttieren von weither beigeschleppte Holz für die Bevölkerung viel zu teuer sei. Seit langer Zeit liege aller Handel in den Händen der Engländer und Franzosen; das sei bedauerlich, daran aber vorläufig nichts zu ändern, denn selbst der Versuch des österreichischen Generalkonsuls zu Trape-

zunt, in Erserûm ein österreichisches Konsulat zu errichten, habe wegen Mangels an ersprießlicher Tätigkeit keine Verwirklichung finden können.

Wie alle Türken und Armenier, die ich gesprochen habe, schaut der Wali voll Vertrauen in die Zukunft und rühmt sich der nach Jahrhunderte langer unerhörter Bedrückung gewonnenen Freiheit. Vielleicht ist seine Anschauung zu optimistisch, im Grunde genommen aber hat er recht; denn die Knechtung und noch mehr die Überwachung durch das in alle Schlupfwinkel eindringende Spionagewesen des fluchwürdigen Abdul Hamidschen Systems waren wirklich bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Ein geradezu lächerliches Mißtrauen hemmte jede Bewegung. So erzählte mir der jetzige Leiter der Unterrichtsanstalten im Wilajet, er habe vordem sieben Jahre in Beirut gestanden und in wissenschaftlichem Interesse mehrfach um die Erlaubnis gebeten, die nahegelegenen Ruinen von Baalbek besuchen zu dürfen, sei aber jedesmal abschlägig beschieden und ihm das Teskere (der früher nötige Inlandpaß) dahin verweigert worden. Der Wali sagte, bisher hätten sie es schlimmer gehabt als Sklaven, um die man sich sonst doch schon im eigenen Interesse kümmere; Menschen seien sie erst jetzt geworden. Gewiß wollten sie auch Tüchtiges leisten, wenn man ihnen nur Zeit ließe und nicht, das schien mir klug und weise, zu vielerlei auf einmal von ihnen verlange. „Wasser, die spiegeln wollen, dürfen nicht rauschen."

Erserûm. Mein Konak.

Wohltuend empfindet man in der heutigen Türkei, besonders wenn man von Rußland kommt, den Fortfall der frü-

heren Paß- und Polizeiwirtschaft; man reist jetzt dort so frei und ungehindert, wie nur in irgendeinem andern Lande der Welt.

Neben dem Wali war für mich die interessanteste Persönlichkeit der stellvertretende Kommandeur der in Erserûm stehenden siebenten Division, Emin Pascha. Gleich dem Wali spricht er geläufig Deutsch und erzählte mir voll Stolz, daß er von 1890 bis 1894 in meiner Vaterstadt Karlsruhe beim 1. Badischen Leib-Dragoner-Regiment Nr. 20 Dienst getan habe und auch vom verstorbenen Großherzoge mehrfach empfangen worden sei. Zur Zeit meiner Anwesenheit war er Generalmajor und Kommandeur der Kavallerie-Division des vierten Armeekorps, dessen Stab in Erzinghian steht.

Die Tage hatte ich völlig frei und benutzte sie zur eingehenden Besichtigung der Stadt und Zitadelle; einen mir wiederholt angebotenen und sogar erbetenen Besuch der Forts lehnte ich indessen ab, um in meiner Stellung nicht etwa anderweitig Verdacht zu erregen und politische Ungelegenheiten zu schaffen. Allabendlich um sieben Uhr fanden dann bei dem Wali, Kommandanten und meinem Wirte in full dress und mit offiziellen Reden feierliche Diners statt, bei denen stets die gleichen Würdenträger zugegen waren und sich in für mich wertvoller Weise immer freier und rückhaltloser über alle Verhältnisse aussprachen. Damen fehlten natürlich, dafür floß aber der Champagner in Strömen, denn nur der Genuß von Wein (chamr) und Trunkenheit sind im Korân verboten. –

Erserûm ist das altarmenische Karin, das unter dem oströmischen Kaiser Theodosius II. (408–450 n. Chr.) zu einer bedeutenden Grenzfestung ausgebaut und zu Ehren dieses Kaisers in Theodosiopolis umgetauft wurde. Von Justinian noch bedeutend verstärkt, bildete es Jahrhunderte lang das wichtigste Bollwerk des byzantinischen Reiches im Osten, fiel wiederholt den Persern und Arabern anheim, ward im dreizehnten Jahrhundert von den Mongolen erstürmt und geplündert, kam dann in die Gewalt der Seldschuken und schließlich der Türken, die ihm den Namen Erserûm gaben und es bis heute behaupteten, obwohl es die Russen zweimal eingenommen (Paskewitsch 1829) bzw.

Erſerûm.

während der Friedensverhandlungen als Unterpfand besetzt hatten (1878).

Die Stadt liegt nicht eigentlich in der nach ihr genannten Hochebene, aus der nahebei der westliche Euphrat (Frat Su) seinen Ursprung nimmt, sondern in deren bereits nach den Bergen zu ansteigenden südöstlichen Ecke. Ihre günstige Lage an dem Schnittpunkte der Straßen vom Schwarzen Meere nach Persien (der alten sogenannten Genueserstraße), sowie von Transkaukasien nach den zentralen Gebieten Kleinasiens verschaffte ihr von Alters her einen lebhaften Handelsverkehr; noch im Mittelalter war Erserûm groß und reich. Die teilweise Verschiebung des Handels aber infolge der Entdeckung des Seeweges nach Indien und neuerdings durch den Bau der transkaukasischen Bahnen, die harten Bedrückungen und Schicksalsschläge unter türkischer Herrschaft und schließlich, aus der gefahrvollen Nähe der vulkanischen Erhebungen des Palandöken und Eyerli Dagh, eine ganze Reihe von Erdbeben, von denen das letzte und schwerste im Jahre 1859 fast die ganze Stadt zusammenwarf, brachten es mehr und mehr zurück, so daß es gegenwärtig, abgesehen von der starken Garnison, nicht mehr als fünfzigtausend meist türkische Einwohner zählt und kaum den dritten Teil der zwischen den beiden letzten Kriegen 1855 und 1877 erbauten Umwallung ausfüllt. Insonderheit nach dem russisch-türkischen Kriege 1828/29 wanderten viele Tausende von Armeniern nach Rußland aus, wo man sie nur ungerne aufnahm, und in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erfolgten dann die grausamen Armeniermetzeleien nicht etwa, was gerechterweise gesagt werden muß, durch eine spontane Erhebung der muselmännischen Bevölkerung, sondern von außen her durch wohl organisierte mordende und plündernde Kurdenbanden (vgl. S. 92). Gleichwohl ist Erserûm auch heute noch der weitaus wichtigste Platz in Türkisch-Armenien, und zwar ebensowohl in Anbetracht seines Handels – passieren doch alljährlich, trotz der schon länger dauernden Ver-

Erserûm. Bettlerinnen.

kehrsstörungen mit Persien wegen dessen innerer Verhältnisse, allein an fünfzigtausend Kamele die Stadt –, wie seiner militärischen Bedeutung nach.

Erserûm selbst ist durch Zuflüsse von den Bergen reichlich bewässert, macht jedoch durch das dunkle Gestein seiner Bauten und das fast vollständige Fehlen von Bäumen einen düstern, kahlen Eindruck; sein Reiz und seine Schönheit liegen in dem großartigen Aufbau seiner Umgebung und in der malerischen Formung der westwärtsziehenden Gebirgsketten. Der Höhenlage auf fast 1900 m entsprechend ist die Luft trocken und klar, das Klima gesund, aber rauh, der kalte Winter sehr lang und der Sommer kurz und heiß.

Die wenigen aus all den Zeitstürmen und elementaren Erschütterungen erhaltenen alten Bauten und Hauptsehenswürdigkeiten befinden sich nahe beisammen; es sind die Zitadelle, das Tschifti Minareh, die große Moschee Ulu Dschami und ein Minareh und Grab aus der Seldschukenzeit im Hofe der großen Kaserne.

Die aus byzantinischer Zeit stammende Zitadelle, von deren mühsam zu erkletterndem Turme man einen herrlichen Blick hat auf Erserûm, die gewaltigen Schneeberge und die weite Ebene, liegt auf dem höchsten Punkte der Stadt und war einst der Sitz der Janitscharen und die Residenz ihres Chefs, des eigentlichen Herrn von Erserûm. Die regierenden Paschas hatten keinen Zutritt, und nur ihre abgeschlagenen Köpfe wurden von Zeit zu Zeit dahin gebracht. Heute ist sie ohne fortifikatorische Bedeutung, umschließt jedoch Kasernen, Offizierwohnungen und Militärwerkstätten aller

Eingang zur Zitadelle.

Politische Gefangene (Reaktionäre).

Art, in denen fleißig gearbeitet wurde. In dem Geschäftszimmer des Kommandanten zeigte man mir eine sorgfältig gezeichnete Karte von Erserûm und seinen Befestigungen und erklärte mir den jetzt durch sturmfreie Anlagen geschüzten Weg, den die russischen Angriffskolonnen seinerzeit nächtlicherweile gegen die Forts Azizieh und Medschidjeh (vgl. S. 96) genommen hatten.

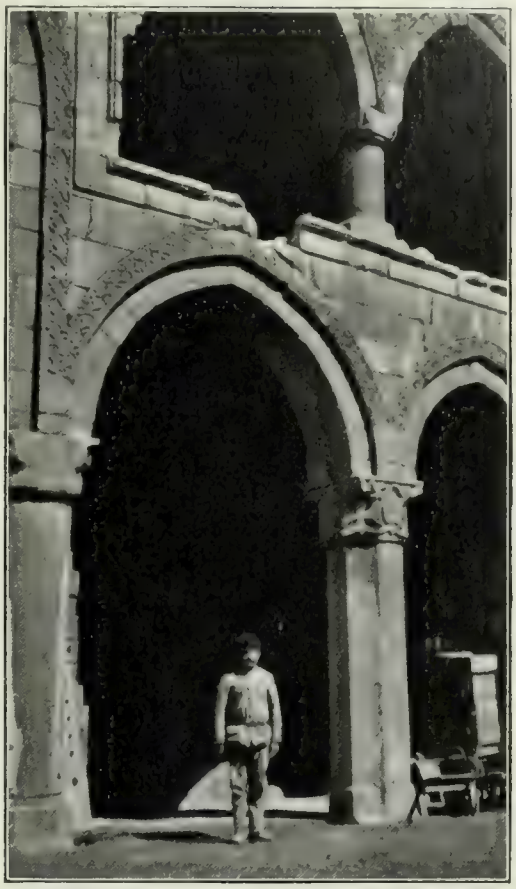
Auf der Esplanade machten Rekruten Gewehrübungen, genau wie bei uns. Als ich nach längerem Zusehen dem leitenden Offizier sagen ließ, die Leistungen der Leute seien gut und vielversprechend, übermittelte er mein Urteil gleich seinen Mannschaften, das diese mit sichtlicher Freude entgegennahmen. „Was wir sind und können", erwiderte er, „verdanken wir den Deutschen, vor allem ihren Offizieren; lassen Euer Exzellenz uns nur Zeit, dann wollen wir schon noch mehr und Tüchtiges leisten." Meine Anerkennung war nicht etwa nur eine Gelegenheitsäußerung, sondern entsprach meinem tatsächlichen Empfinden, denn die Leute machten hier, wie vielfach anderwärts, einen dienstfreudigen und vortrefflichen Eindruck. Ich habe in der Türkei immer eine deutsch-freundliche Stimmung getroffen, – ich glaube, die Türken sind unsere besten, wenn nicht einzigen Freunde –, niemals aber in solchem Maße, wie auf dieser Reise, und ich stehe nicht an, hier auszusprechen, wie ich es dem Berichterstatter des in Konstantinopel erscheinenden Osmanischen Lloyd gegenüber getan habe, der mich in Erserûm aufsuchte, daß die militärischen Fortschritte der Türkei auch auf ihren asiatischen Gebieten in den letzten Jahren ganz unverkennbar sind.

In der Zitadelle befindet sich, durch ein Holzgitter abgetrennt, das Staatsgefängnis, das gerade eine Anzahl „Reaktionäre" be-

herbergte. Sie trugen leichte Hand- und Fußfesseln, waren aber sonst guter Dinge und befanden sich in ihrer Gefangenschaft anscheinend ganz wohl, denn sie tranken in dem luftigen Raume, in dem ihre sauber gehaltenen Bettstellen standen, Kaffee und rauchten dazu Zigaretten. Als ich einen von ihnen fragen ließ, warum er sich denn dem Neuen nicht habe fügen wollen, das doch so viel

Erserûm. Tschifti Minareh.

besser sei als das Alte, zuckte er die Achseln und erwiderte freimütig: „Ich war eben ein dummer Kerl."



Tschifti Minareh. Inneres.

Das sehenswerteste Bauwerk in Erserûm ist das Tschifti Minareh (Doppel-Minareh), ein stolzer Bau aus dem dreizehnten oder, wie andere aus einer Inschrift erkennen wollen, schon aus dem zehnten Jahrhundert. Einst war es eine Moschee mit Gelehrtenschule (Medresseh); jetzt enthält es ein sonstigen Fremden natürlich unzugängliches Munitionslager. Zwischen engen Straßen liegend, macht das Tschifti Minareh schon von außen mit seinem reich ornamentierten Portale einen machtvollen Eindruck, und dieser steigert sich noch, wenn man das Innere betritt und die architektonisch wunderbaren Fassaden arabischer Kunst betrachtet.

Sehr schön sind auch das Minareh und Grab im Hofe der „großen Kaserne", in dem gerade ein reges Treiben herrschte.

Mit nur wenigen Schritten gelangt man von dem Tschifti Minareh zu der großen, angeblich im zwölften Jahrhundert er-

Erserûm. Hof der großen Kaserne mit Seldschukendenkmal.

bauten Moschee Ulu Dschami, heute nur noch eine Ruine mit mächtigen Gewölbebauten, und dann zu der weitläufigen zweistöckigen Staatsschule, einer „école mixte“. Am Tore empfing mich der derzeitige Leiter des Unterrichtswesens mit dem Direktor und führte mich in das Konferenzzimmer, an dessen Wänden von Schülerhand gefertigte primitive Ölbilder von Medina, der Kaaba in Mekka und seltsamerweise auch vom Schlosse Chillon am Genfersee, von der Tellskapelle und vom Comersee angebracht sind. An der Schule waren zurzeit bei vierhundertzwanzig Schülern, und zwar Türken, Armeniern, Persern und Griechen, fünfundzwanzig Professoren tätig.

Die Durchwanderung der Schulräume fesselte mich ungemein. Es war 10 Uhr vormittags, und allenthalben fand Unterricht statt, obwohl ein großer Teil der Schüler wegen der armenischen Osterfeiertage fehlte. Sobald ich eine Stube betrat, erhoben sich die durchweg mit dem Fez bekleideten jungen Leute und standen militärisch still. In den Klassen wurde Arithmetik gelehrt (hier vertrat ein Offizier den erkrankten Lehrer), Philosophie (von einem Mollah), Geschichte, Geographie, und zwar hierin gerade über die mit Kreide auf eine Tafel gezeichnete Gegend Tarsus–Mersina–Adana, Religion (von einem Mollah), sowie türkische Sprache und Grammatik, wobei den von rechts nach links schreibenden Jungen diktiert wurde. Hierauf führte man mich in das physikalische und chemische Laboratorium, in das Direktionszimmer zu dem üblichen Kaffee und der Zigarette, in die Krankenstube, ein freundliches Gemach mit ein paar Fieberkranken, in den sehr geräumigen sonnigen Schlafraum mit vierzig eisernen Betten für ebensoviele Interne, und schließlich in die kleine Moschee, in der sich Professoren und Schüler regelmäßig zum Gebete vereinigen. Die Professoren haben ihre besonderen Versammlungszimmer und, getrennt von demjenigen der Schüler, ihren eigenen Garten mit Springbrunnen und Laubengängen. Von dem Ganzen gewann ich, namentlich wenn man die früheren Verhältnisse in Betracht zieht, einen geradezu überraschend günstigen Eindruck.

Wie bereits erwähnt, ist Erserûm sehr baumarm. An einer Stelle hat man es aber doch fertig gebracht, eine Art Hain an-

zupflanzen. Die Bäume stehen zwar dünn und waren noch ganz kahl, aber man fuhr mich doch mit einem gewissen Stolze dahin. Es ist dies der sogenannte „Sommergarten", ein öffentlicher Vergnügungspark. An dem einen Ende befindet sich ein Kiosk, ärmlich ausgestattet, an den Wänden ein paar entsetzlich schlechte Bilder, in dem an Sommerabenden oben die Reichen und unten die Ärmeren ihren Thee trinken.

Im Orient ist man wenig anspruchsvoll in bezug auf gesellige Vergnügungen, denen der Islâm überhaupt widerstrebt, und das Dasein in einer türkischen Stadt – für abendländische Begriffe – überaus eintönig und reizlos. Bei Tage geht es noch an, da spielt sich, und zwar vom frühesten Morgen an, das gesamte Volksleben unter freiem Himmel ab, sowie in den gegen die Sonnenglut überdeckten Bazaren; sobald jedoch der Tag sich neigt, erstirbt jeglicher Verkehr, die Bazare werden geschlossen und in den engen, krummen, planlos hin- und herlaufenden Gassen und Gäßchen wird es totenstill: in den Ländern des Lichtes und der Sonne ist die Nacht der Feind des friedsamen Menschen. Da und dort noch ein verspäteter Wanderer, geräuschlos dahinschleichend mit einer kläglichen Laterne, hinter den wenigen, meist vergitterten Fenstern ab und zu ein Licht, das Horn eines Wächters, der eintönige Gebetsruf des Muezzin: „Gott ist groß! Kommt zum Gebet, kommet zum Heil! Es gibt keinen Gott außer Gott!" – sonst kein Sprechen, kein Lachen, kein Singen, nichts!

Das Volksleben im Orient bleibt ja immer interessant, wo man es auch anpackt, und besonders in Erserûm, denn

Erserûm. Bazar.

dieses ist noch rein asiatisch. Das erkennt man gleich an der überaus strengen Verschleierung der Frauen. Daß das Weib sich vor dem Manne verhüllt, ist eine uralte semitisch-orientalische Sitte (vgl. Kairo – Bagdad – Konstantinopel S. 83), die der Islâm einfach übernommen und im Korân nur insofern bestätigt hat, als der Frau verboten ist, ihr Stirnhaar zu zeigen, vermutlich – das wird aber nicht ausgesprochen, sondern nur herausgedeutet –, um nicht bei Fremden eine Vorstellung von ihrer Schönheit und damit sinnliche Begierden zu erwecken. Erst von der moslemischen Priesterschaft ward dann das auf Kenntnis orientalischer Leidenschaftlichkeit begründete, an sich maßvolle Gebot des Propheten allmählich zu der lästigen und abstoßenden Form völliger Vermummung ausgebaut.

Besonders freudlos ist das Dasein der Frau. Schon von früh auf verschleiert, tritt das Mädchen ohne sein Zutun und meist durch alte Weiber, die sogenannten Schechas, verkuppelt, mit dem ihm oft völlig unbekannten Manne in die Ehe aus dem Harem in den Harem, aus einem Frauengemach in das andere. Darin verbringt das Weib sein ganzes Dasein. Nach jahrhundertealtem Brauche von der Außenwelt abgeschlossen, auf Sinnengenuß und häusliche Arbeit beschränkt und mit der Mutterschaft als Daseinszweck und Beruf zugleich, hat es gar keine Möglichkeit, sich im Leben zu betätigen oder im Kampfe mit dessen Anforderungen seine geistigen Kräfte zu entwickeln. Es bleibt ein großes Kind, unwissend und hängend an Tand und Äußerlichkeiten. Der Harem ist die selbstsüchtigste Schöpfung des Orientalen, der Ausfluß seines Herrenwillens, und geheiligt durch Sitte und Gesetz. Niemals wird er vom Fuße eines Fremden betreten, selbst wenn dieser sein ganzes Leben im Orient verbringt und durch die innigste Freundschaft mit dem Manne verbunden ist. Und die Frau weiß es gar nicht anders; sie teilt in Sitte und Denkweise die Vorurteile ihres Herrn. Es wäre falsch, sie von unserem Standpunkte aus dieserhalb zu bedauern.

Wenn neuerdings mancherlei vom Erwachen und Heraustreten auch der Frau im Orient geschrieben wird, so mag dies vielleicht auf wenige Einzelfälle in Saloniki, Konstantinopel oder Kairo zu-

treffen, im allgemeinen kann aber davon, und noch auf lange Zeit hinaus, keine Rede sein. Obwohl der im Korân gestattete Besitz mehrerer Frauen bei den erschwerten Bedingungen des Erwerbes und Unterhaltes heute kaum mehr in Betracht kommt, liegt darin immerhin ein Hemmnis. Nach den einmal herrschenden Anschauungen muß ja jedem rechtgläubigen Muselmanne ein freieres Gebahren der Frau in der Seele zuwider sein, ganz abgesehen von den starren Satzungen des von Priesterhand ausgearbeiteten und von der breiten Masse der niederen Geistlichkeit ängstlich behüteten Scheriat-Gesetzes, das allen Bestrebungen entgegentritt, die gesellschaftliche Stellung der Frau zu verbessern.

Der im April 571 n. Chr. zu Mekka geborene Koraischite Mohammed (vgl. auch Kairo–Bagdad–Konstantinopel S. 80) war, wie alle Religionstifter, ein Kind seiner Zeit. Im Banne der religiösen Vorstellungen lebend, unter denen er aufgewachsen war, stellt er in seiner Person, und zwar in Vorzügen und Fehlern, den Genius seines Volkes dar, dessen Wesen und Anschauungen er dem von ihm errichteten Glaubensgebäude mit wunderbarem Instinkte anzupassen wußte. So ward der Islâm für seine Bekenner der Ausdruck und die Grundlage ihres gesamten Denkens und Fühlens.

Was die Persönlichkeit Mohammeds betrifft, so darf man, meine ich, noch weniger, als an andere große Menschen, an die größten unter ihnen, an die Religionstifter, die ganzen Generationen Lebenszweck und Lebensinhalt gaben, den Maßstab der Allgemeinheit anlegen. Wohl mag der von Natur aus krankhaft veranlagte Prophet in seinen Eingebungen nicht immer ehrlich und auch in seinen Mitteln nicht allzu wählerisch gewesen sein, daß er aber rundweg ein Betrüger war, wie christliche Überhebung dies vielfach behauptet, erscheint mir ausgeschlossen; denn nur wer von der Wahrheit seiner Mission selbst durchdrungen und begeistert ist, vermag so, wie er, durch die Jahrhunderte Millionen von Menschen zu überzeugen und mit sich fortzureißen. Sein Charakterbild trägt eben den Stempel seines Volkes und bleibt für uns fesselnd und bedeutend, wenn es auch durch häßliche Flecken entstellt ist.

Jede Religion enthält Wahres und Falsches; sie muß kämpfen, um zu bestehen. Mohammed jedoch verstand es, durch das offene Bekenntnis zu Kampf und Schwert dem Islâm eine Spannkraft zu geben, die diesen in einem Siegeszuge sondergleichen zur höchsten geschichtlichen Bedeutung emporhob. Ohne Zweifel sind viele Satzungen des moslemischen Glaubens- und Gesetzbuches, des Korân, wie das vierzigtägige Fasten während des Ramasan, das fünfmalige tägliche Gebet mit den vorhergehenden Waschungen, sowie besonders das Harems- und Frauenleben mit einem geordneten Staatswesen und den Anschauungen unserer Zeit schwer zu vereinen; der Islâm wäre aber meines Erachtens trotzdem entwickelungsfähig geblieben, hätten nicht die Priester, die, wie in allen Religionen, sich einen maßgebenden Einfluß zu sichern wußten, ihn erstarren lassen, indem sie engherzig das Wort über den Sinn stellten.

Der Islâm ist in der Türkei die Staatsreligion und muß es sein; er kann im Reiche des Chalifen seine vorherrschende Stellung nicht aufgeben, ohne sich selbst zu töten. Darin liegt unbedingt eine große Gefahr für die gedeihliche Entwickelung des auf Gleichberechtigung aller Bekenntnisse gegründeten modernen Staates.

Erserûm. Stimmungsbild auf dem Bazar.

Dem in sich selbst gespaltenen Christentume gebricht es ja trotz seiner unleugbar größern geistigen und sittlichen Tiefe, vielleicht sogar gerade wegen dieser, gegenüber den auf Sinnengenuß berechneten Verhei-

ßungen des Islâm an werbender Kraft; daß aber zufolge der allgemeinen Wehrpflicht christliche Soldaten für den islamischen Sultan-Chalifen gegebenen Falles gegen ihre eigenen Glaubensbrüder kämpfen und sterben sollen, ist an sich eine Ungeheuerlichkeit und wäre noch bis vor kurzem von jedem Moslem für unmöglich und des Islâm für unwürdig erachtet worden. Großen und steten Entgegenkommens aller Teile wird es bedürfen, die aus dem unausgleichbaren Gegensatze der Religionen immer wieder entspringenden Schwierigkeiten zu überwinden.

Auch der Glaube an das unabwendbar waltende Geschick, der Fatalismus, entspringend aus dem starken Gefühle menschlicher Ohnmacht gegenüber dem Übermenschlichen, Unfaßbaren, wirkt hemmend auf Streben und Fortschritt, und nicht minder der Aberglaube, der vermengt ist mit Vorstellungen aus der Märchenwelt und tief im Volksempfinden wurzelt. Bei allen meinen Reisen im Orient betrachtete ich es immer als eine meiner liebsten Aufgaben, mit dem Kodak Volkstypen zu nehmen. Aber wie schwierig ist dies dort, und wie viele Mühe und Zeitaufwand kostet oft nur ein einziges Bild! Eine verheiratete Frau kann überhaupt, selbst wenn sie verschleiert ist, nur in Gegenwart und mit Genehmigung des Mannes vor den Apparat gebracht werden; aber auch bei Mädchen und häufig bei Männern ist eine Aufnahme, besonders innerhalb eines bewohnten Ortes, mit mancherlei Umständlichkeiten verbunden, und zwar nicht so sehr der widerstrebenden Sitte wegen, wie aus Furcht der Leute vor dem im Apparate verschlossenen Geheimnis, vor dem bösen Blick, vor den Dämonen (Afrids). Hat man mit wahrhaft orientalischer Geduld sich endlich ein Bild zurechtgestellt, so darf nur das geringste Unvorhergesehene geschehen, und alles ist vergebens. Im Orient herrscht heute noch die uns aus dem Alten und Neuen Testamente bekannte biblische Vorstellung, daß gewisse Krankheiten, wie Fallsucht, Besessenheit und Aussatz, von teuflischen Geistern herrühren, die in Mensch und Tier versteckt sind, von diesen aus unversehens über ihr Opfer herfallen und zu dessen Gesundung ausgetrieben werden müssen.

Neben der Religion ist es die mit ihr enge verbundene Natio-

nalitätenfrage, die jeglicher Entwicklung hemmend im Wege steht. Von alter Zeit her bilden die Türken das Herrenvolk, weniger durch ihre Anzahl, als durch ihre Kraft und Einheit. Schwerfällig und unzugänglich, stehen sie aber kulturell weit hinter den Armeniern und Griechen zurück, ja selbst hinter den Arabern, die ihnen nur durch die Glaubensgemeinschaft verbunden, sonst aber so ziemlich in allem gegensätzlich sind.

Die Gesamtauffassung des menschlichen Lebens ist im Morgen- und Abendlande überhaupt von Grund aus verschieden. Deshalb haben die Jungtürken mit der versuchten Annäherung beider eine ungeheuere Arbeit auf sich genommen, so lohnend, aber auch so schwierig, wie keine andere. Noch lastet, darüber darf man sich nicht hinwegtäuschen, überall der Fluch des Vergangenen auf dem Gegenwärtigen; es kann eben nicht aus den Ruinen von Jahrhunderten über Nacht frisches Leben erblühen. Wie einem Fremdkörper steht das Volk in der großen Masse der neuen Ordnung gegenüber und vermag sich nur schwer aus der Erschlaffung langer Knechtschaft zu der von ihm plötzlich verlangten Selbsthilfe und Selbsttätigkeit aufzuraffen. Immer und immer wieder ist der drängende Fortschritt genötigt, vor starren religiösen Satzungen Halt zu machen und ebenso vor dem tiefeingewurzelten Mißtrauen des Orientalen gegen jegliche Neuerungen, die vielfach als ein Abfall vom alten Glauben betrachtet werden. Der Sinn für Recht und Unrecht muß erst erstarken in einem Lande, wo man von jeher diesen Sinn nur dazu gebrauchte, das Recht zu umgehen und aus dem Unrecht Nutzen zu ziehen, und wo jeder, der die Möglichkeit dazu hatte, öffentliches Gut und fremdes Eigentum unbedenklich und ohne weiteres für sich beanspruchte.

Wenn ich früher an anderer Stelle (vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel, S. 242) mich dahin aussprach, „daß sämtliche Gebiete staatlichen Lebens von Grund auf Reinigung und Erneuerung, Festigung und Zusammenschluß verlangen mit Raumfreigabe zu genügender Selbstverwaltung und Sonderentwickelung, und daß dies alles einheitlich, zielbewußt, schonungslos und doch wieder schonend zu geschehen hat mit richtigem Blick für das Erreichbare nach dem Umfange der eigenen Kraft und der

Leistungsfähigkeit anderer", so kann ich das hier nur wiederholen. Die Wurzel bedarf der Gesundung, denn „in der Wurzel liegt die Kraft des Baumes"; spät erst reift seine Frucht, in Sonne, Sturm und Regen gezeitigt. Wer heute in der Türkei reist, kann, wenn er ehrlich ist, gar nicht anders, wie staunend anerkennen, was Regierung und Volksvertretung in der kurzen Zeit ihrer Tätigkeit schon geleistet haben, und zwar trotz mangelnder Einheit von oben und verhängnisvoller Fehler von unten. Nur langsam geht es vorwärts, noch langsamer in Wirklichkeit, als es den Anschein hat. Das muß aber sein und ist gut so, denn am bedenklichsten wäre eine Überstürzung, – das Heilmittel würde Schlimmeres wirken, als die Krankheit! Noch ist eine breite Schicht Mißvergnügter vorhanden, und eine große Gefahr liegt namentlich in dem zahlreichen, aus den Schlupf-

Gasse in Erserûm.

winkeln der Behörden herausgetriebenen Gesindel, das, um Stellung und Brot gebracht, erst allmählich von Handel und Industrie aufgesaugt werden muß.

Erschließung der reichen Bodenschätze durch Straßen, Eisenbahnen und Bewässerungsanlagen, Förderung von Industrie und Handel, Sorge für Volksbildung, Ordnung, Sauberkeit und gesundheitliche Maßnahmen aller Art, Regelung des verrotteten Münzwesens und der unsinnigen Zeitrechnung – welch ein Arbeitsfeld für Gegenwart und Zukunft! Ist auch noch nicht viel geschehen, so doch manches, und überall sind wenigstens die Ansätze zu einer Besserung vorhanden bei unverkennbar gutem Willen und ernstem Streben.

Freilich darf man sich nicht wundern, wenn die überraschend glückliche Durchführung der Befreiung von dem Abdul Hamidschen Joche vielfach das Maß für die Wirklichkeit verlieren ließ und einen Optimismus erzeugte, der weit über das Ziel hinausschießt und sogar zu ausgesprochener Überhebung führt. Als ich während der Fahrt von Erserûm nach Trapezunt den mich begleitenden jungen Offizier darauf aufmerksam machte, daß man einst französiche Ingenieure zum Bau dieser Chaussee habe heranziehen müssen, erwiderte er mir ohne Besinnen und Schlag auf Schlag: „ja damals, Exzellenz, war das nötig, jetzt könnten wir es ganz allein fertig bringen; heute ist man bei uns mit zehn Jahren schon gescheiter, als damals mit vierzig!“ Solche Überhebung kommt mir vor wie die Kinderkrankheit des „alles besser wissen Wollens und Könnens“. Sie ist natürlich nicht zu billigen, denn viele und noch dazu unerfahrene Köche verderben den Brei; und doch möchte ich in dem darin geäußerten Streben und Vorwärtsdrange gegenüber dem frühern Stumpfsinn eher etwas Gutes, als etwas Schlimmes erkennen.

Steigerung der Kultur bedeutet Steigerung der Bedürfnisse. Unzweifelhaft bietet sich in der Türkei, je mehr sie sich öffnet, – und dazu wird die Bagdadbahn ihr gut Teil beitragen –, ein ungeheueres Absatzgebiet; es kann aber nicht genug betont werden, daß bis dahin noch geraume Zeit vergehen und der Bedarf auch erst allmählich sich geltend machen wird. Was soll

man dazu sagen, wenn kürzlich in einer Zeitung allen Ernstes zu lesen war, wie viele, nach der Kopfzahl genau ausgerechnete Millionen von Taschentüchern allein dort eingeführt werden könnten! Eine seltsame Leistung! Wer den Orient kennt, weiß, daß das Taschentuch hoch in die „obern Zehntausend" hinein von jeher als ein durchaus unnötiger Luxus betrachtet wird. Diese Anschauung hält gewiß im allgemeinen noch Jahrzehnte lang vor; ja, wenn man sieht, wie leicht und einfach die Sache auch ohne das immer unbequeme Hilfsmittel dort vor sich geht, muß man sich förmlich hüten, darin nicht ebenfalls Orientale zu werden.

Meiner Ansicht nach haben die Zustände in der Türkei durch Beseitigung der Willkürherrschaft sich zwar viel besser, europäischer gestaltet, für Vergnügungs- und Forschungsreisende aber auch einen großen Teil ihrer mystischen Anziehungskraft, ihres 1001 Nacht-Zaubers, ich möchte sagen ihres Schmelzes eingebüßt. Bisher wurden die Länder der Sonne hauptsächlich aufgesucht des Fremdartigen und der Vergangenheit wegen; ich will mit dem Wali von Erserûm von dem Vorwärtsschreiten der großen in der Türkei begonnenen Bewegung erhoffen, daß in nicht zu ferner Zeit der Orient auch bereist wird nicht nur, um Ruinen, sondern noch mehr, um die schaffende Tätigkeit der Gegenwart kennen zu lernen.

Niemand wird behaupten können, daß der neuen Türkei eine sorglose Jugend beschieden war. Weite Gebiete wurden von ihrem Körper losgetrennt, schwere Verwickelungen drohten von außen, und im Innern brodelte es, wie in einem Hexenkessel. Wenn der bis ins Mark hinein faule und morsche osmanische Staat trotz alledem heute achtunggebietend dasteht, ja wenn er überhaupt noch am Leben ist, verdankt er es allein der Armee. Bei ihr ist in Beförderung, Sold und Verpflegung, in Bewaffnung und Ausrüstung, in der Dienstfreudigkeit aller Grade und in dem Verständnis für Truppenführung und Truppenübungen der Fortschritt ein wirklich großer und offenkundiger. Und was wurde von ihr geleistet! Mit Hingabe hat sie die neue Zeit herbeigeführt, seither in nicht endenden, mühseligen, für Truppe und

Führer gleich unrühmlichen Kämpfen sich mit brandschatzenden, schwer zu fassenden Gegnern an allen Ecken und Enden, in Mazedonien, Syrien und Albanien herumgeschlagen und neuerdings mit entschlossener Kraftanstrengung den Araberaufstand im Yemen, anscheinend wenigstens in der Hauptsache, niedergeworfen. Dies war ihre größte und wichtigste Tat; denn es handelte sich hierbei weniger um die Behauptung eines niemals völlig eroberten Gebietes gegen streifende Beduinen, deren Kugeln, wie die Türken wohl wissen, meist im Auslande gegossen wurden, oder um die Erhaltung der einheitlichen Herrschaft in Arabien gegenüber der von England zur Sicherung seiner weltumspannenden Wege angestrebten Zerstückelung, als um die Vormachtstellung der Türkei und des Sultan-Chalifen in dem gesamten Islâm, um Tod und Leben.

Mit welch erstaunlicher Schnelligkeit ward nicht, um nur eines herauszugreifen, im Mai 1911 die anatolische Redifdivision in Angora mobilisiert und samt Munition, Gepäck und Tragtieren mittelst Bahn und Schiff nach Albanien gebracht, dabei in guter Ordnung und strammer Manneszucht! Das bedeutet gegen früher einen ungeheuren Wandel und ist einfach bewundernswert.

Die Armee steht gegenwärtig an erster Stelle, im Vordergrunde aller Dinge; ihr wendet sich in einer Aufwallung gesunden nationalen Empfindens das allgemeine Interesse zu, man freut sich ihrer, selbst, so verwunderlich dies auch klingen mag, in christlichen Kreisen. Und so ist es gut und soll es bleiben! Liegt aber heute im Schwert allein die Stärke des osmanischen Verfassungstaates, so muß auch fernerhin alles

Erserûm. Bazar. Mehlverkäufer.

Erdenkliche geschehen, es scharf zu halten, und zwar ebensowohl durch den weitern Ausbau von Armee und Flotte, wie ihrer Stützpunkte, der Festungen.

Und da ist die Festung Erserûm als Schlüssel zu dem türkischen Armenien von ganz außerordentlicher Bedeutung. In ihr laufen alle Verbindungen zusammen; sie kann nicht umgangen, sondern muß genommen werden. Ist Rußland einmal erst im Besitze Erserûms, so hat es einen breiten Keil in das türkische Gebiet getrieben; es beherrscht dann die Hochebenen Armeniens und damit ebenso die Zugänge zum Schwarzen Meere, wie zu dem zentralen Kleinasien.

Von Osten und Süden her wird Erserûm durch Berge geschützt, ebenso jenseits der 15 km breiten Ebene im Norden. Dort führt durch die 3000 m hohen Ketten des wilden Dümlü Dagh nur der jetzt angeblich durch moderne Forts gesperrte Engpaß von Gurgi Boghaz, das sogenannte Georgische Tor, mit scharfem Einschnitt nach dem Tale von Olti hinüber, das seiner ganzen Natur und Lage nach für größere Operationen nicht in Betracht kommen kann. Die Schwäche Erserûms, seine verwundbarste Seite, liegt meines Erachtens im Westen, wohin sich die Ebene 30 km weit öffnet.

Wie erwähnt, habe ich die Außenwerke, so sehr mich danach verlangte, absichtlich nicht besucht. Man sagte mir, sie seien seit dem letzten Kriege wesentlich vervollkommnet worden, und ich will es gerne glauben; es kann aber, meine ich, die Türkei für die äußerste Bewehrung dieses Platzes gar nicht genug tun, sowohl durch unablässige Verstärkung der Befestigungen selbst, als auch durch Schaffen guter Verbindungen nach dem Meere zu und nach dem Innern. Hierzu bedarf es vor allem der Eisenbahnen. Nun hat ja wohl in beiderlei Richtung eine ganze Reihe von Bahnprojekten schon eine bestimmte Gestaltung gewonnen, in dieser Beziehung scheint mir jedoch schleunigste Inangriffnahme wirklich geboten, besonders einer Bahn zu dem Schwarzen Meere, sei es nun nach Trapezunt bezw. Platana oder auch nach Rizeh, wohin die kürzere, aber durch die Nähe der russischen Grenze auch gefährdetere Linie führt. Voraussetzung für die

militärische Verwertung einer Bahn zum Schwarzen Meere bleibt freilich immer, daß die Türkei das Meer durch ihre Flotte beherrscht oder mit einer starken Seemacht verbündet ist; andernfalls würde eine solche Bahnverbindung eher den Russen zugute kommen für eine Operation gegen Erserûm von Westen her auf der Basis Odessa-Sewastópol. Ohne Zweifel werden bei jeder Durchquerung des Pontischen Gebirges die Bauschwierigkeiten große und zu ihrer Überwindung bedeutende Geldopfer erforderlich sein; diese müssen aber unbedenklich gebracht werden, denn es steht bei dem Festhalten Erserûms die Existenz der türkischen Machtstellung in ihrem Kernlande Kleinasien auf dem Spiele. Zudem wäre eine Bahnverbindung nach dem Schwarzen Meere sicherlich auch kommerziell von hoher Bedeutung; sie würde überwiegend den Karawanenverkehr nach Persien und dem türkischen Hinterlande auf sich ziehen, und ihre Weiterführung über freies Gelände nach Persien und zum Anschluß an die indischen Bahnen wohl nur eine Frage der Zeit sein.

Große Kriege sind heute kaum mehr das Ergebnis kühler Berechnung von Kabinet zu Kabinet; wenn sie kommen, so kommen sie meist aus den Gegensätzen des allerdings mehr oder weniger beeinflußbaren Volksempfindens heraus mit drängender Gewalt und unerwartet. In bezug auf die bereiten Mittel und die Möglichkeit, über jene schnell und am gewollten Orte zu verfügen, sind nun in Armenien heute die Russen durch den ganzen Aufbau ihrer Kräfte, sowie (vgl. S. 77 und 79) das Straßen- und Bahnnetz den Türken unzweifelhaft überlegen. Denn für das Osmanische Reich muß es schon in guter Jahreszeit und bei vorhandener Zeit einen gewaltigen Kraftaufwand erfordern, in dem weiten unwegsamen Gebiete mittelst Fußmarsches größere Truppenmassen mit den zugehörigen Munitions- und Verpflegungskolonnen zusammen zu ziehen oder zu verschieben, – und nun gar in dem Schnee und Eis des armenischen Winters! –

Erserûm stark, gute Verbindungen nach allen Seiten und eine beherrschende Flotte im Schwarzen Meere: dann sollte es, wie die Verhältnisse militärisch heute liegen, lange dauern, bis dies mächtige Bollwerk des türkisch-asiatischen Reiches durch einen

russischen Angriff zerbrochen wird. Wenn man mich in Erserûm mit stolzer Überzeugung versicherte, eine Einnahme der Festung sei jetzt unmöglich, so hielt ich mich nicht für berechtigt zur Erwiderung; meines Erachtens aber wurzelt die mir geäußerte Ansicht in dem schon mehrfach betonten allzu großen Optimismus der türkischen Gegenwart. Immer wird der Schwerpunkt in der Operationsfähigkeit und -Möglichkeit der Feldarmee liegen; keine Festung der Welt ist uneinnehmbar, und für den Soldaten darf es überhaupt das Wort „unmöglich“ nicht geben! –

Erserûm. Gruppe auf dem Bazar.

»Die Erde ist voll
der Güte des Herrn.«
Psalm 33, 5.

»Thalatta, Thalatta!«
Das Meer, das Meer!
(Xenophon IV. 7.)

Türke zu Pferde.

VIII. Erserûm – Dschevizlik.

Die Entfernung zwischen Erserûm und Trapezunt beträgt in der Luftlinie kaum 180 km; an Flußläufen hin und über die drei Pässe des Kop Dagh, Vavuk Dagh und Zigana Dagh beschreibt die Straße jedoch einen weiten, nach Westen gerichteten Bogen und ist so an 100 km länger. Von der Natur ward dieser die Richtung vorgezeichnet. Es ist der uralte Karawanenweg vom Schwarzen Meere nach Armenien und Iran; die Perser, Griechen, Römer und Genuesen, die Araber, Tataren und Turkomanen zogen hier entlang. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ward die Straße für militärische Zwecke von französischen Ingenieuren mit großen Kosten zu einer vortrefflichen Chaussee ausgebaut. Natürlich geschah nichts für die Instandhaltung; so geriet sie allmählich in Verfall und ist jetzt besonders an Steilabhängen und auf den Paßhöhen derart ausgebrochen, daß man zu Wagen kaum fortkommen kann und jeden Augenblick gewärtig sein muß, abzurutschen und in die Tiefe zu stürzen.

Da wir gerade jetzt für diese Reise die schlimmste Jahreszeit hatten, indem die Pässe noch mit weichem Schnee bedeckt und die Wege zufolge der beginnenden Schmelze sich in ungünstigster Verfassung befanden, so wäre es ratsam gewesen, die

üblichen Transportmittel, Pferde oder Maultiere, zu nehmen. Ich konnte jedoch geeignete Tiere nicht in der genügenden Anzahl bekommen, und das liebenswürdige Angebot von Militärpferden wollte ich aus verschiedenen Gründen nicht annehmen. So blieb mir nichts übrig, als trotz aller Bedenken und für den ganz unverhältnismäßig hohen Betrag von fünfundzwanzig Pfund – fünfhundert Francs – zwei Phaetons nach Trapezunt zu mieten; die günstige Gelegenheit, einen fremden Pascha gehörig zu schröpfen, wurde mit anerkennenswertem Geschick und Verständnis wahrgenommen.

Nach kalter Nacht brach ich am 6. Mai um acht Uhr früh, begleitet von denselben Würdenträgern und der gleichen Eskorte wie beim Einzuge, in Sturm und Regen auf: „zum Abschiednehmen just das rechte Wetter". Wieder ging es außerhalb der Stadt, aber noch innerhalb der Umwallung, über weite Plätze und bebaute Felder bis zum Tore von Trapezunt, jenseits dessen mich zu meiner Überraschung eine Ehrenkompagnie in Paradeaufstellung mit den Vorgesetzten und der Musik auf dem rechten Flügel erwartete. Ich stieg aus und schritt die Front ab, ein für die zahlreich erschienene Menge gewiß ebenso seltener, wie erhebender Anblick. Die Sache verlief aber nicht ganz nach Wunsch. Denn plötzlich kam ein derart heftiger Windstoß, daß der Fahnenträger vom Flügel mit der wildflatternden Fahne nach vorn gerissen wurde, während meine weiße Mütze, die ich gerade zum Gruß erhoben hatte, in einen neben der Straße befindlichen Wassertümpel flog und, jeglichen Reizes beraubt, unter mannigfacher Beteiligung herausgefischt werden mußte, – ein Vorgang, der leider die Feierlichkeit wesentlich beeinträchtigte und selbst die ernsten Gesichter der Türken erheiterte.

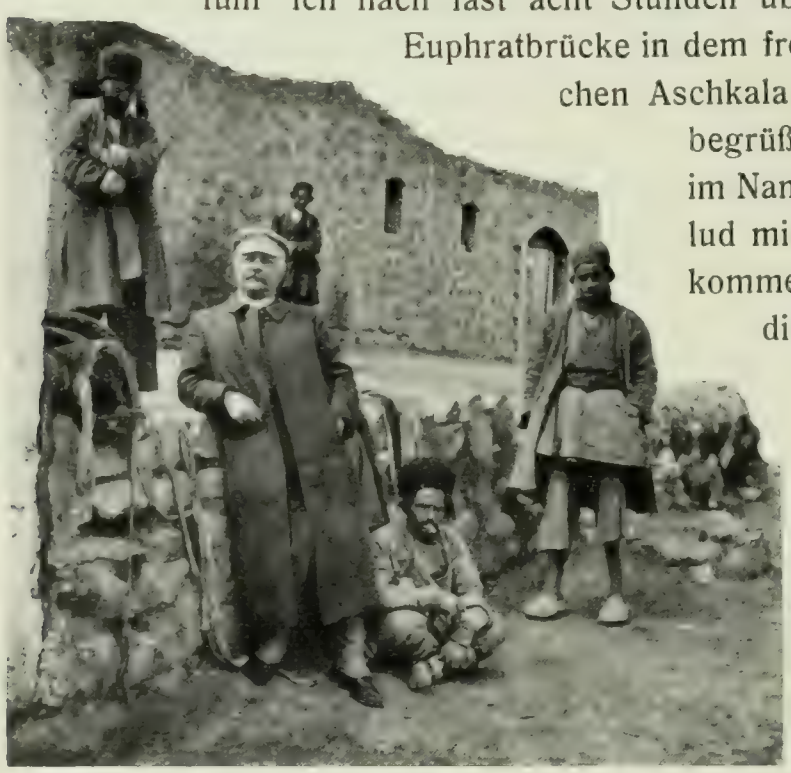
Zunächst war der Weg gut und ziemlich belebt. Auf den Feldern arbeiteten viele Leute mit dem schweren, stierbespannten Holzpfluge, und die Sonne machte sogar schüchterne Versuche, das dunkle Gewölk zu durchdringen, das bis tief herunter und Unheil verkündend an den Bergen hing.

Vor Ilidscha, einem wohlhabenden türkisch-armenischen Orte, empfing mich der Mudir (Ortsvorstand) und nötigte mich, in seinem freundlichen Amtsgebäude ein bereitstehendes Frühstück

einzunehmen. Dann geleitete er mich zu einer kleinen Moschee, in deren Nähe warme Mineralquellen von ähnlicher Beschaffenheit und Wirkung, wie in Hassankala (vgl. S. 90), aus dem Boden hervorsprudeln. Sie sollen schon unter Kaiser Theodosius II. (vgl. S. 102) zur Einrichtung von Bädern verwendet worden sein.

Von Ilidscha führen zwei Wege über den mächtigen Gebirgsstock, der die Wasserscheide zwischen dem westlichen Euphrat, dem Frat Su, und dem zum Schwarzen Meere fließenden Chorok Su bildet, – der südliche, die sogenannte Chaussee, über den 2400 m hohen Paß des Kop Dagh und der nördliche über den noch 200 m höheren des Jehen Dagh. Da letzterer nur im Hochsommer gangbar ist, mußte ich den südlichen nehmen.

Leider verschlechterte sich das Wetter immer mehr; der Wind steigerte sich zum Sturme und trieb wirbelnde Windhosen vor mir her, und in den links (südlich) gelegenen Schneebergen ging ein heftiges Gewitter nieder, das schließlich auch auf meine Fahrtrichtung übergriff und alles in strömenden Regen hüllte. Enger und enger ward das Tal, und der Weg fing an, tief zu werden. Klappernd vor Frost und bis auf die Haut durchnäßt, fuhr ich nach fast acht Stunden über eine leidliche Euphratbrücke in dem freundlichen Städtchen Aschkala ein. Wiederum begrüßte mich der Mudir im Namen des Wali und lud mich zu einem willkommenen Imbiß ein, die Gendarmen der Station standen mit präsentiertem Gewehr in Reih und Glied, und der ganze Ort war auf den Beinen. Von Ilidscha bis



Vor einem Chan.

hierher hatte die Straße nur zwei einsame Chans berührt und dann an dem dort schon recht ansehnlichen und wasserreichen Frat Su entlang geführt. Es ist dies der nördliche Arm des Euphrat, der sich westlich Charput mit dem von den türkisch-persischen Grenzgebirgen kommenden Murad Su zu dem eigentlichen Euphrat vereinigt.

Wie einen lieben Freund begrüßte ich den heiligen Strom. Zwei Jahre waren vergangen, seit ich ihm in mühseliger Fahrt viele hundert Kilometer weit gefolgt war, aber wieder fesselte er mich, wie damals in seiner Vollkraft, so jetzt in seiner Kindheit. Ist der Euphrat doch „das große Wasser" der Bibel, einer der Ströme, die nach der Schöpfungsage das Menschheitsparadies umfluteten (1. Mos. 2, 14), den der Beduinenschech Abraham auf seiner Wanderung von Babylonien nach Kanaan (1. Mos. 12, 4) überschritt nach dem Lande der Verheißung für ihn und seine Nachkommen „vom Wasser Ägyptens bis an das große Wasser Euphrat" (1. Mos. 15, 18), an dem die Juden in der Gefangenschaft saßen und weinten ob ihrer zerstörten und verlorenen Heimat (137. Psalm), und auf den nach der Offenb. Joh. 16, 12 „der sechste Engel seine Schale ausgoß, auf daß das Wasser vertrocknete und bereitet würde der Weg den Königen vom Aufgang der Sonne".

Mächtige Reiche sah er entstehen und vergehen. An seinen Ufern kämpften Assyrer und Ägypter, Griechen und Perser, Römer und Parther und noch im vorigen Jahrhundert Ibrahim Pascha von Ägypten gegen die Türken. Er erzählt uns von den glänzenden Ruhmestaten des oströmischen Soldatenkaisers Heraklios (575–641 n. Chr.), wie von den Kriegszügen der Araber unter dem Chalifen Harun al Raschid nach Cilicien und dem Cilicischen Taurus. Seine Quellen, d. h. die des östlichen Euphrat, des Murad Su, liegen am Ararat, und seine Wogen bespülten einst Babylon, die Stätte des Turmbaues, die Hauptstadt eines Weltreiches und das Grab Alexanders des Großen. Jahrhundertelang bildete er die Ostgrenze des Römerreiches; nur zweimal – unter dem Triumvirn M. Licinius Crassus 53 v. Chr. gegen die Parther und unter Kaiser Julian 363 n. Chr. gegen die Perser –

gingen römische Heere hinüber, beide Male zu ihrem Untergange[1]). Welch ein Strom und welch eine Geschichte! –

Um fünf Uhr nachmittags befand ich mich schon wieder auf der Weiterfahrt, nunmehr unmittelbar rechts (nördlich) des vielfach geteilten Euphrat. Noch immer war es windig und rauh, aber die Sonne schien, und leuchtend hoben sich die nahen Schneeketten des Kop Dagh und Jehen Dagh zu einem wundervollen Panorama heraus. Nach einer Stunde begann die Straße in langsamem Anstiege sich von dem tiefer und tiefer bleibenden Strome ab- und dem Gebirge zuzuwenden. Bald kam mir ein stattlicher Reiter im Galopp entgegen; er stellte sich als der Mudir des nächsten Ortes Pirnakapan vor und bat mich, bei ihm Quartier zu nehmen.

Junger Türke.

Pirnakapan ist ein türkisches Dörfchen. Mit seinen kaum sechzig Hütten liegt es am Eingange der zum Passe führenden Schlucht, im Winkel eines lieblichen Wiesentales gebettet. Es wird von schroffgezackten Bergen überragt, die nur darauf zu lauern scheinen, das kleine Nest bei der ersten Gelegenheit zu zertrümmern. Während sich vor und in der Türe des mir zugewiesenen saubern Raumes die Bewohner versammelten – die Frauen blieben natürlich unsichtbar –, benutzte ich die Zeit bis zum Abendbrote zu einem Gange die Schlucht hinauf. Außer dem halben Dorfe begleitete mich auch mein Wirt und sein Sohn Machmud, ein bildhübscher, ungewöhnlich

1) Vgl. auch Kairo – Bagdad – Konstantinopel S. 112, 211, 223, 234 u. 247.

aufgeweckter Junge von fünfzehn Jahren, der offenbar ebenso der ganze Stolz seines Vaters war, wie an diesem seine dunkeln, mandelförmig geschnittenen Augen mit wahrer Verehrung hingen. Als ich ihn fragte, was er denn einmal werden wolle, erwiderte er stolz und ohne Besinnen: „Mudir von Pirnakapan".

Es dämmerte. Die Sonne hatte sich schon in rosig violetten Duft versenkt, dunkle Abendschatten glitten über die von rötlichem Scheine übergossenen Schneefelder hin und malten darauf seltsame Figuren, zwischen dem Geäste der Fichten krochen ganz leise lichte Nebel hin und her, blieben an den Stämmen haften und ballten sich dichter zusammen; aber noch blickte durch wandernde Streuwolken da und dort das reine Blau des Himmels wie ein schönes und kluges Auge. Die Glocken der heimkehrenden Tiere läuteten, ein Erdgeruch füllte die herbe Luft, die Dämmerung ward zum Dunkel, und auf staubfreier Bahn wandelte der älteste Pilger, der Mond, herauf, einsam, mit verrunzeltem Gesicht, rund, groß und rot. So war mein Abend in Pirnakapan!

Am folgenden Tage galt es, den Kop Dagh zu überschreiten. Darum verließ ich schon vor sechs Uhr früh meine Behausung und den freundlichen Ort. Wie stets ritten zwei Gendarmen mit aufgesetztem Karabiner voraus, und mein Wirt und eine Anzahl Dorfbewohner, lauter kräftige malerische Gestalten, geleiteten mich noch eine ganze Strecke weit, sowohl der Ehre wegen, wie um meinem Wagen hilfbereit über morastige Stellen fortzuhelfen. Zum Abschied schenkte ich dem munter neben mir herlaufenden Machmud eine Silbermünze als Andenken und versprach ihm, wiederzukommen, wenn er einmal Mudir und ich nicht schon zu alt wäre. Da schüttelte er den beturbanten Kopf und meinte, er wolle doch lieber nicht Mudir von Pirnakapan, sondern ein Pascha werden, wie ich! O Jugend, wo bleibt die Erfüllung deiner Hoffnungen und Träume? Unbegrenzt liegt vor dir die Zukunft, wie von Bergeshöhen aus eine Landschaft. Wirst du, kleiner Machmud, einmal gleich deinen Genossen nach hartem Leben dort auf dem steinigen Friedhofe deines Heimatdorfes die ewige Ruhe finden? Wirst du ein Mudir oder gar ein Pascha werden? Oder ist es dir von Allah bestimmt, zugrunde zu

gehen, vielleicht am Wege, in Armut und Elend und von den Menschen gemieden? Wer kann es wissen! Schade wär's, und es sollte mir leid sein, hätte ich etwa begehrlichen Ehrgeiz in dein kindliches Herz gesenkt und ihm die Zufriedenheit in der Beschränkung genommen.

Noch lag die Dämmerung im Tale, als ich wie gestern abend die Schlucht hinaufstieg. Nebelschleier zogen sich über den Wiesengrund hin, der Himmel zeigte sich grau in grau und sandte einen feinen Staubregen herab. Die Wetteraussichten waren nicht gerade günstig. Ich hoffte aber auf mein Glück und war guten Mutes, zumal ich aus Erfahrung wußte, daß gemeiniglich nicht diejenigen Tage sich am schönsten gestalten in Natur und Leben, die von der Sonne eingeleuchtet werden. Und dies sollte sich auch heute bewahrheiten!

Enger, wilder, großartiger wird die von einem reißenden Bache durchrauschte Schlucht, schlechter der Weg. Bald liegt überall noch Schnee auf den Hängen, aber schon hat der Frühling emsig daran geleckt, und die Erde freut sich naher Befreiung. Und dann treten die Felswände zurück, ein lichter Frührotschein dringt in das Tal, es wird heller, vor mir dehnt sich ein schneeiger Rücken,

Zigeunerkinder.

in langen Windungen sieht man den Weg die Höhe erklettern, und obenauf liegt wahrhaftig die Sonne. Es ist leuchtender Tag!

Ich gehe schon längst zu Fuß inmitten einer zahlreichen Zigeunertruppe, die nach Trapezunt wandert, und tue es ruhigen Gemütes. Denn ich hatte vor dem Aussteigen vorsorglicherweise mein Gepäck mit solch festen Stricken hinter den Wagen festbinden lassen, daß es auch dem größten Diebeskünstler schwer werden mußte, sie loszulösen. Männer, Weiber und Kinder, Pferde, Esel, Schafe und Ziegen – alles läuft kunterbunt durcheinander. Was sind doch die Zigeuner für ein seltsames Volk! Schmiede, Kesselflicker, Pferdehändler, Musiker und Diebe – im Grunde genommen überall dieselben, wo ich sie auch getroffen habe, bei uns, in Ungarn, Rumänien, Südrußland und in Kleinasien. Nur scheinen sie mir in Kleinasien rassereiner und von besserem Aussehen; mag sein, daß sie von ihrer Umgebung weniger abstechen, vielleicht aber auch, weil sie ihrer Urheimat näher sind. Mir zur Seite schreiten ein altes, abschreckend häßliches Weib, den Krückstock in der Hand, auf dem gekrümmten Rücken einen verdächtigen Sack, und zwei hübsche Mädchen, fast noch Kinder. Das Alter und die Jugend! Vor mir wandert ein stattliches Paar. Er ein strammer, sehniger, brauner Bursche mit blauschwarzen Haaren und in zerlumpten Bastschuhen, sie ein blühendes, spangengeschmücktes Weib. „Nicht gelten ihnen Rechte noch Gesetz“, die freie Liebe hat sie geeint, „der Dompfaff getraut“. –

Vom Kop Dagh herunter kam mir eine riesige Kamelkarawane entgegen, wohl an tausend Stück, immer in Trupps von sieben bis zehn aneinander und an das voraustrippelnde Eselein gebunden, auf dem, die Beine fast am Boden, der Tatarentreiber sitzt, und ohne dessen Führung die bedächtig schreitenden Kamele nicht von der Stelle kommen. Schon von weitem hörte man die dumpfen Glocken der Leittiere und die hellern der andern, dazwischen Rufe der Treiber. Als erste nach langer Winterszeit war die Karawane von Trapezunt aufgebrochen nach Erserûm und Persien. Ringsum in den Bergen weckte das wandelnde Geläute lustigen Widerhall.

Wandernder Türke mit Sohn.

Es wehte ein eisiger Wind. Nah und fern stiegen schroffe, dunkle Felsen auf, die trotzig den Schnee abgeworfen hatten und ihre kühnen Formen scharf und klar in das Himmelsblau einschnitten. Meine tunlichst erleichterten Wagen vermochten auf dem von Schneewasser durchsickerten Wege weiterhin nur dadurch vorwärts zu kommen, daß die Kamele ihn einigermaßen festgetreten hatten. Diese gehen im Hochgebirge ganz erstaunlich sicher, aber, wie leider auch die Reittiere, immer am äußersten Rande des Abgrundes. Schon in China, im Kaukasus und in dem persichen Elbursgebirge, ferne ihrer glühenden Wüstenheimat, habe ich sie in Eis und Schnee getroffen; man sagte mir, der Schnee bereite ihnen geringere Schwierigkeiten, als andern Tieren, weil sie auf ihren breiten, schwieligen Sohlen, die sie langsam und vorsichtig aufsetzen, weniger tief einsänken.

Endlich, nach neun Uhr, war die Paßhöhe erklommen. Geradevor lag der Schneedom des Kop Dagh, und über alle Berggipfel hinweg breitete sich die Landschaft aus, großartig, einsam und still. Aus der Tiefe drang der Klang einer Zigeunerfiedel herauf, die Sonne brannte fast heiß, und kein Hauch bewegte mehr die Luft: gar oft läßt der Wind, der noch die Höhen bestreicht, die Firnen unberührt! –

Da die Ankunft meiner Wagen frühestens nach einer Stunde erfolgen konnte, hatte ich reichliche Zeit, von der kleinen, auf der Paßhöhe gelegenen Gendarmeriestation aus einen nahen Hügel zu erklettern. Dort legte ich mich in den Schnee. Unter mir

wallte lichter Nebel, in Grau verschwimmend lag die Ferne; ich war ganz allein. Mit erdrückender Wucht dringt die Großartigkeit der Bergwelt auf mich ein. „Was kommst du, fremder Mann, hierher? Was suchst du, Vergänglicher, bei Unvergänglichem? Weißt du nicht, wie viele schon in Schneestürmen zugrunde gingen? Schaue dich um! Hier kannst du verschwinden, und noch kein Stein kommt ins Rollen. Gehe zurück zu deinesgleichen und grüble nicht, denn ewig ist die Welt, und ewig sind die Kräfte, die nach ewigen Gesetzen in ihr wirken!“ –

Der Niederstieg gestaltete sich noch erheblich schwieriger, als der Aufstieg. Zwischen hohen Felswänden und jähen Schluchten erwies sich der glitschige Weg oft bis über die Hälfte ausgebrochen, so daß man die Wagen mit Seilen halten mußte, damit sie nicht ins Rutschen kamen und abstürzten. Ganz übel ward die Sache und gestaltete sich zu einem ernsten Hindernis, als uns gerade an einer Straßenbiegung und in der größten Drangsal unversehens eine lange Ochsenkarawane mit schwer beladenen Arben entgegenkam und in meine Wagen hineinfuhr. Arben heißen die landesüblichen Karren; sie haben zwei Vollräder, die niemals geschmiert werden und daher jämmerlich quietschen und ächzen. Nun half alles nichts. Ich mußte warten, bis von der schon weit oberhalb befindlichen Gendarmeriestation sämtliche irgendwie verfügbaren Leute herbeigeholt waren, die es denn auch nach mehr als einstündiger Arbeit glücklich fertigbrachten, die Wagen vorbeizubringen.

Gendarm.

Die Karawanentiere haben im Orient und besonders in dessen fast unwegsamen Gebirgsgegenden ein schweres Dasein. Sie werden geboren, leiden und sterben in der Karawane; sie ist ihre

Haus bei Maden Chan.

Heimat. Wenn sie sich auch kaum mehr weiterschleppen können — sie folgen der Glocke und bleiben in der Reihe, lahm, mit blöden Augen, hängenden Köpfen und fleischlosen Körpern, bis sie zusammenbrechen. Dann erst wird ihnen die Last abgenommen; aber nun kommt das Schlimmste. Sind sie nicht gleich durch den Tod erlöst, so bleiben sie einfach liegen, und kein Gnadenstoß erbarmt sich ihrer, denn im Korân ist es verboten, außer zu Nahrungszwecken ein Tier zu töten. Damit hat der Prophet gewiß nur Gutes bezweckt und unnütze Grausamkeit verhüten wollen; wie anderwärts auch haben aber engherzige Priester sich an das Wort geklammert und so die gewollte Barmherzigkeit ins Gegenteil gewandelt. Schauerlich ist es, zu sehen, wie verendende Tiere, schon den Geiern zum Fraße, noch tagelang am Wege liegen bleiben, dessen Richtung gar häufig allein ihre Gerippe bezeichnen, ohne daß Vorüberziehende davon auch nur die geringste Notiz nehmen, ja ohne daß man selbst sie durch einen Schuß erlösen darf, will man nicht den gefährlichen Haß der fanatischen Gesellen auf sich laden. —

Um die Mittagszeit kam ich nach dem schon 600 m tiefer gelegenen Kop Khan. Eigentlich war das Tagewerk reichlich getan, und ich hätte dort bleiben sollen, so wenig einladend das Hotel sich ansah; die drängende Sorge aber um Xenophons Marsch und das Heimweh, das mich, wie auf allen meinen Reisen, wieder gepackt hatte, trieben mich vorwärts. Die Unrast des Alters mahnte zur Eile, denn „weit war noch der Weg“.

So fuhr ich denn um zwei Uhr nachmittags talwärts weiter. Zunächst ging es lange durch ein ödes, wildes Felsental mit Höhlen und Erdlöchern, wie geschaffen für räuberisches Gesindel,

das auch bis vor kurzem dort sein Unwesen getrieben hatte; dann traten die Schneefelder allmählich zurück, die kahlen, mit Polstern und Rinnen versehenen Berge wurden niedriger, die Gegend freier. Hinter dem kleinen Gehöfte Maden Chan führt eine Brücke über den etwa 60 m breiten Chorokfluß, den Harpasos Xenophons, und wendet sich auf dessen rechtem (nördlichem) Ufer zwischen grünen Hängen in einem lieblichen Tale nach Baiburt. In gewohnter Weise vor der Stadt eingeholt vom Kaimakam (Bezirkschef) in Begleitung eines vornehmen Türken, bei dem ich wohnen sollte, und einer ganzen Eskorte berittener Gendarmerie, langte ich nach sechs Uhr abends dort an.

Baiburt, Xenophons Gymnias, ist eine ziemlich große, überwiegend türkische Stadt, hübsch in einer Mulde am Chorok Su gelegen und überragt von einer steilen Felsenhöhe, auf der sich aus armenischer, genuesischer und seldschukischer Zeit weitläufige Befestigungen hinziehen. Längst sind sie zerfallen, aber noch ragen die gezackten Mauern und Türme aus gelblichem Gesteine trotzig empor.

Mehr als zwölf Stunden war ich unter mancherlei Mühsal unterwegs gewesen und todmüde; am liebsten hätte ich noch einen

Baiburt. Alte Festungswerke.

Varzahan. Basilika.

kleinen Gang durch die Straßen und Bazare gemacht und mich dann zur Ruhe gelegt. Anstatt dessen mußte ich mich jedoch eilig umkleiden für ein feierliches Festmahl, zu dem mein Wirt den Kaimakam und die „Notabeln" der Stadt geladen hatte; so schwer es mir fiel, ich durfte der lästigen Pflicht nicht aus dem Wege gehen: auch die Ehrung hat eben ihre Schattenseite. Im übrigen hatte ich es nicht zu bereuen, denn meine Tischgenossen äußerten sich offen und mit für Türken seltener Gesprächigkeit über die dortigen Verhältnisse. Auch bei ihnen fand ich, wie anderwärts, ein stolzes, wenn auch überschäumendes Gefühl der Freiheit und ein felsenfestes, bis zur Selbstüberschätzung gehendes Vertrauen in die Zukunft.

Am andern Tage brach ich mit der Sonne auf, galt es doch, wie gestern den Kop Dagh, so heute den Vavuk Dagh zu überschreiten. Die Ausfahrt über den Chorok Su durch die ungewöhnlich saubern, bereits belebten Straßen – im Orient steht man frühe auf – an den neuen Kasernen vorbei, vor mir die leuchtenden Schneeflächen des Pontischen Gebirges und zurück hoch oben das alte Kastell, war reizvoll, der Weg gut, das Wetter herrlich.

Varzahan. Mist tragende Jungen.

Nach zweieinhalb Stunden erreichten wir in fruchtbarer Talebene das Dorf Varzahan. Von hier zweigt sich von der Chaussee ein Weg nordwärts ab, der späterhin zum Saumpfad wird und unmittelbar über den Kitowa Dagh nach Trapezunt führt.

Da nach vielfacher Ansicht Xenophon diesen Weg eingeschlagen haben soll, so war es meine Absicht, die Wagen in Varzahan auf ein oder zwei Tage zu belassen und mit Maultieren den Aufstieg nach dem Kitowa Dagh zu versuchen. Ich wandte mich sofort an den Ortsvorstand. Dieser erklärte jedoch in Übereinstimmung mit den zusammengerufenen Bewohnern auf das bestimmteste, über den Kitowa Dagh könne man im Winter nur mit großen Schwierigkeiten, in der gegenwärtigen Jahreszeit aber überhaupt nicht kommen, zudem sei der Pfad nur für wenige Reiter gangbar. So mußte ich mein Vorhaben aufgeben.

Varzahan ist von alters her ein rein armenischer Ort. Dies bezeugen mehrere Ruinen armenischer Bauart, darunter eine ernste Basilika, zu der ich mich durch Gestrüpp und über Bewässerungsgräben weg mühsam hindurcharbeitete (Abb. S. 134). Ein großer Teil der Außenmauern in ursprünglich achteckiger Grundform steht noch, Decke und Inneres sind eingestürzt. Im ganzen zeigt sie eine große Ähnlichkeit mit den Bauten von Ani und dürfte auch gleich diesen aus der Blütezeit armenischer Kunst herrühren. Als ich aus dem Innenraume heraustrat, fand ich ein paar nette Jungen gerade dabei, auf einer Tragbahre gedörrten Mist zu Feuerungszwecken in das Haus ihrer Mutter zu tragen, die mit einem Steinkruge in der Türe stand. Ein Hahn, wie immer in großer Uniform, gestiefelt und gespornt und gleich einem Märchenkönig mit vielgezackter Krone, stand inmitten seines Harems daneben und beklagte mit schmerzlichem Krähen die Zerstö-

Varzahan. Armenierin.

rung seiner Lieblingstätte. Im Sonnenglanze ein hübsches Stimmungsbild.

Mehrere Stunden westlich Varzahan überschreitet die Chaussee einen von Süden kommenden reißenden Zufluß des Chorok Su und beginnt dann von dem Dörfchen Chadrak aus nach dem Vavuk-Passe anzusteigen. Der Paß bildet die Grenze der Wilajets Erserûm und Trapezunt und eine schon von weitem erkennbare Einsattelung in der mächtigen Schneekette des Vavuk Dagh, der das Tal des Chorok Su von zahlreichen nordwärts zum Schwarzen Meere eilenden Flußläufen trennt; er liegt zwar 2000 m hoch, jedoch nur 300 m über Chadrak, so daß die Ersteigung von ihm aus, d. h. von Osten her, sich unschwer bewerkstelligen läßt. Hier ist ohne Zweifel auch Xenophon marschiert.

Nach vier Stunden hatte ich von Chadrak aus, bald wiederum inmitten unabsehbarer Schneefelder, die Paßhöhe erreicht. Der Weg war an sich nicht schlecht, aber gänzlich verwahrlost, tiefgrundig und bald schmal, bald breit. Leuchtend schwebte die Sonne in dem tiefblauen Himmel und lag blendend auf den Schnee- und Eisflächen; man mußte die Augen schützen. Das Wetter konnte nicht schöner sein, schuf aber für mich eben dadurch eine große Störung, indem es die in Trapezunt schon lange wartenden Karawanenführer bewogen hatte, sich mit ihren Tieren auf den Weg in das Innere zu machen. So begegneten mir in unablässiger Folge lange Karawanen, denen man immer und immer wieder ausweichen und auf dem Wege Raum schaffen mußte. Dies war besonders schwierig und zeitraubend, wenn es sich um Ochsentransporte handelte, deren Arbengespanne nur eine geringe Lenkbarkeit haben.

Pershanki.

Der über drei Stunden währende Abstieg führt

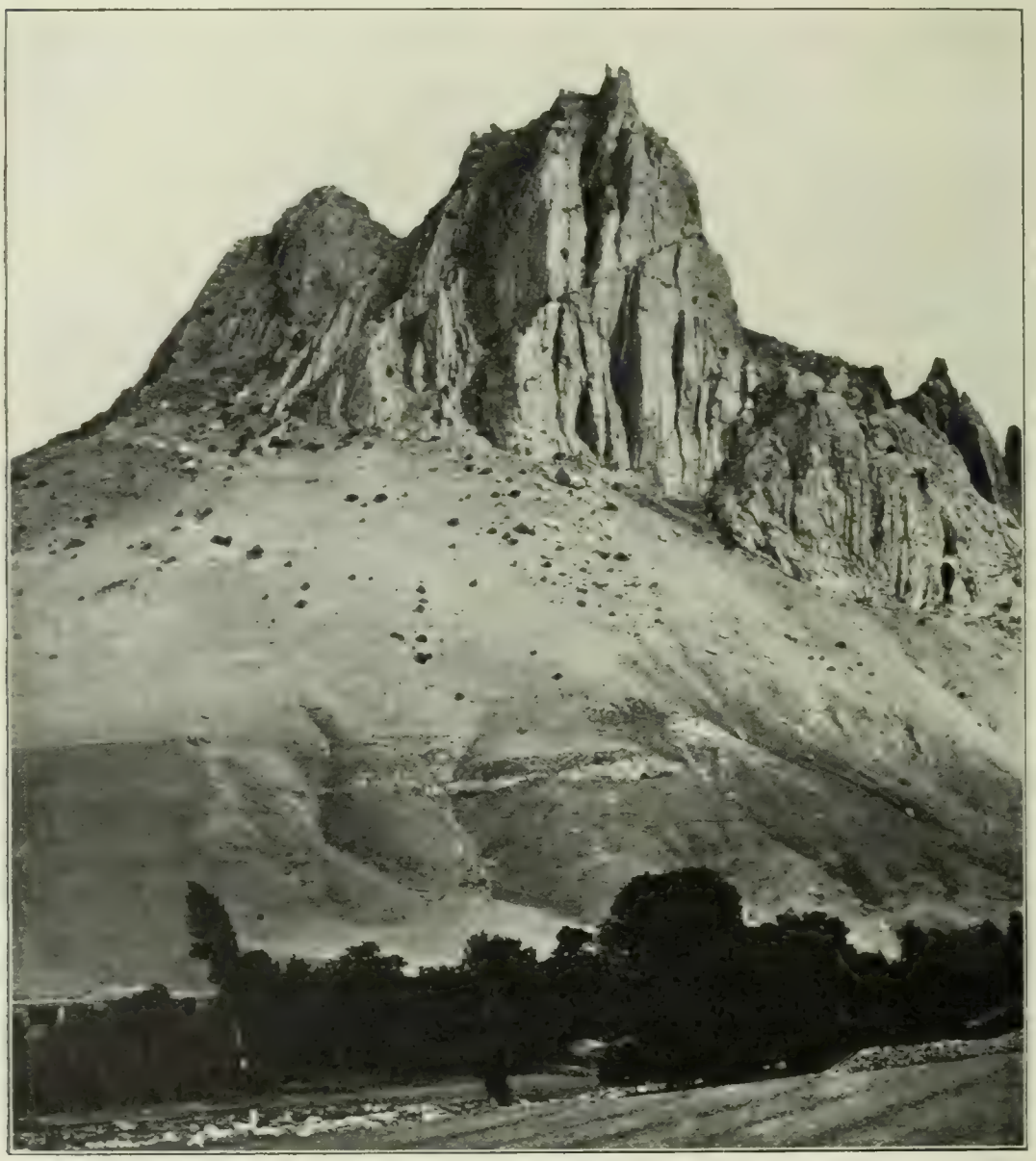
in langen Windungen zuerst hoch über dem wildrauschenden Charshut Su durch öde, kahle Felsenschluchten, über denen Geier schwebten, nach gefallenen Tieren Umschau zu halten, und dann in einem freundlichen Wiesentale 600 m hinunter nach dem am Flusse zwischen grünenden Büschen und Pappelweiden gelegenen Murad Chan, meinem ersehnten Nachtquartier. Hier traf ich mit einer entgegenkommenden Kamelkarawane zusammen, an deren Spitze ein mit einem festlichen Aufputze geschmücktes Maultier schritt. Man nannte mir diesen Zierat, den ich bis dahin noch niemals gesehen hatte und der als Glücksbringer für den Weg eine gewisse religiöse Verehrung genießt, „Pershanki". Natürlich wollte ich meinen Kodak in Tätigkeit setzen, aber erst nach langwierigen Verhandlungen gelang es mir, die Furcht des Karawanenführers vor dem bösen Blick (vgl. S. 113) und vor künftigem Unheil insoweit zu beschwichtigen, daß er mich ein Bild nehmen ließ. Eine gewiß nur selten gewährte Gunst.

Welch ein Unterschied besteht doch in Natur und Menschen zwischen dem Jenseits und dem Diesseits des Vavuk-Passes: dort noch Winter, alles öde und baumlos, hier Frühling, grünende Büsche und Pappelweiden; dort Armenier und Türken, hier fast nur Griechen in farbenfroher Kleidung!

Wiederum weckt mich die Sonne zu weiter Fahrt. Die Luft ist frisch und herb, auf den Gräsern glitzert der Tau, von den Hängen springen Quellen und Bäche. Bald verengt sich das Tal zu einer Schlucht, in der rechts (nördlich) an steilen Felswänden malerisch das Dörfchen Tekke haftet. Es bildet eine richtige Talsperre und war auch anscheinend früher mit Befestigungen versehen. Wie von Varzahan führt auch von Tekke aus ein abkürzender Weg über das Gebirge nach Trapezunt, und einige Forscher wollen auf diesem die Griechen hinübergehen lassen. Da er mir indessen als sehr schwierig und im Winter und Frühjahr sogar für einzelne Reiter als nahezu ungangbar geschildert wurde, so hat anfangs Februar seinetwegen Xenophon gewiß nicht die bequeme Talstraße verlassen, um mit seiner Armee über die Berge zu klettern. Weiter ging es denn, immer zwischen hohen, kahlen

Felsen und unter schattenspendenden Bäumen nach Gymyschchaneh, wo gerastet wurde.

Die im Altertume und noch im Mittelalter (Marco Polo) durch ihre jetzt außer Betrieb gesetzten Silberbergwerke berühmte Stadt, bis zu der im Kriege 1828 29 die Russen unter Paskewitsch von Erserûm her vordrangen, zieht sich mit ihren grauen Häusern und Hütten am Berghange hinauf; aber auch längs der Straße reiht sich Gehöft an Gehöft, Dorf an Dorf, sämtlich zu Gymyschchaneh gehörig und seinen Namen führend. Eine lachende Gegend und wundervolle Frühlingsfahrt! Mandel-, Kirschen- und Birnen-

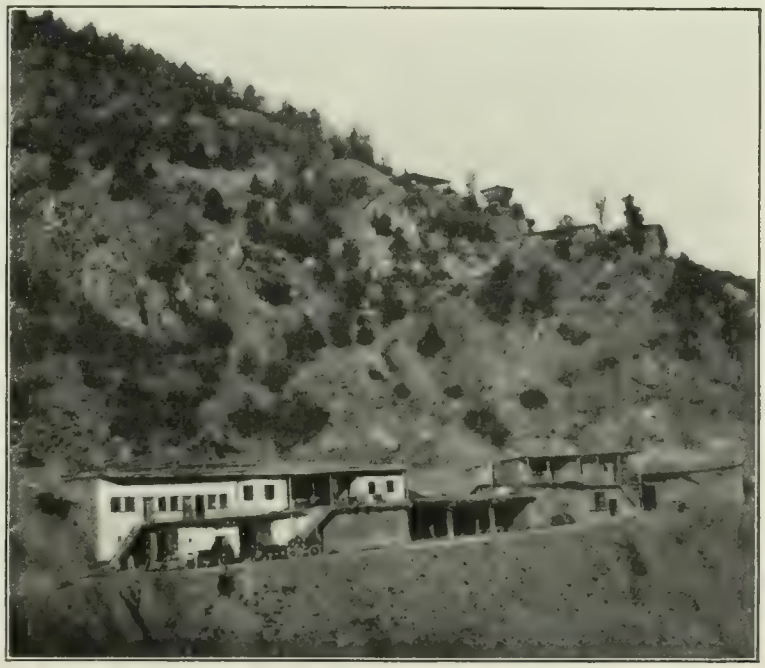


Felsental bei Gymyschchaneh.

bäume stehen weiß und rosa gepudert in voller Blüte, dazwischen Azaleen, blaßrote Rhododendren und riesige Farne, und all die Herrlichkeit eingehüllt in den Glanz südlicher Sonne!

Gegen zwei Uhr fuhr ich in Ardasa ein, einem ersichtlich schon von der Kultur beleckten Griechenstädtchen, inmitten von Gärten gelegen und überragt auf hohem Felsen von den Trümmern eines ehemaligen Kastells, wahrscheinlich genuesischen Ursprunges. Hinter Ardasa verläßt die vortrefflich angelegte, aber leider allenthalben verfallene Chaussee das Tal des Charshut und wendet sich, meist den Felsen abgerungen und hart an jähen Abgründen hin, dem dritten und letzten Passe zu, dem Zigana-Passe.

Immer großartiger wird jetzt die Landschaft; Tannen, Fichten und mächtige Zedern besäumen und krönen die Höhen, tief unten rauscht ein Wildbach, und vor mir treten – sieben Uhr abends – am Fuße einer senkrechten Felswand eines neben dem andern, wie auf eine Schnur gereiht, saubere, schindelgedachte Häuschen hervor, das osmanische Alpendörfchen Zigana. Bald waren alle Dorfbewohner versammelt; die Männer, lauter kräftige Gestalten mit ausdrucksvollen Gesichtszügen, verhalfen meinem Gepäck eine Holztreppe hinauf, und unter tiefer Verhüllung hervor musterten mich neugierig die Augen der Frauen.



Zigana.

Am folgenden Morgen blieb zur Teebereitung keine Zeit. Ich mußte schon um fünf Uhr aufbrechen, wenn ich an diesem Tage den Zigana-Paß (2000 m) überschreiten und noch

Dschevizlik erreichen wollte. Da trat denn als Ersatz für das fehlende Frühstück wiederum ein kräftiger Morgenschnaps ein und tat seine Schuldigkeit.

Unmittelbar hinter Zigana beginnt der Anstieg. Frühnebel liegt im Tale, vom weißlichen, noch traumumfangenen Himmel dringt dämmriges Licht zwischen den zackigen Felsen herab, die Straße ist einsam. Ein wandernder Bettler mit einem schwermütigen Eselein, seinem treuen Gefährten in aller Mühsal und Not, ein paar Packtiere mit ihren Tatarentreibern, ein Raubvogel in schwindelnder Höhe, bald regungslos, bald in weiten Kreisen sich hebend und senkend – sonst kein lebendiges Wesen.

Von dem kleinen Gehöfte Maden Keui ab geht es stärker bergan. Bald sieht man nur noch wenige Tannen und Fichten, die zum Kampfe gegen den Sturm mit breiten Wurzeln auf dem Felsgestein die wenige Erde umfassen; dann hört jeglicher Baumwuchs auf. Kahl und schroff ragen die rötlichen Felsen zu dem jetzt tiefblauen und von der Sonne durchleuchteten Himmel. Und dann trete ich in ein Nebelmeer – von Fahren war heute keine Rede – und um achteinhalb Uhr heraus auf die wiederum in der Sonne liegende Paßhöhe. Durch weichen Schnee eile ich vorwärts, denn mich bewegt nur der eine Gedanke: kann man das Meer sehen? Hier müssen die Griechen marschiert sein, von hier müssen sie das Meer geschaut und Thalatta! Thalatta! gerufen haben, wenn es sichtbar ist. Aber so lange ich auch Umschau halte, es ist nicht der Fall; ein breiter, dunkler Rücken schiebt sich nordwärts vor und verwehrt die Aussicht!

Oben auf dem Passe steht, gerade mit einer Schneemütze tief über den Ohren, eine kleine Teeschenke, zugleich Gendarmeriestation. In der Hütte liegt ein sterbender Mann, „er hat sich den Magen verkühlt“. Um nicht zu stören, setze ich mich vor die Türe, schweißgebadet, in grimmiger Kälte und ganz erschüttert von der Befürchtung, daß der Hauptzweck meiner Reise und damit diese selbst verfehlt ist. Immer sicherer, immer freudiger war ich meinen Weg gegangen in dem Bewußtsein, den richtigen gesucht und gefunden zu haben. Und nun! Sollte ich weitergehen, oder sollte ich nach Baiburt umkehren und von dort eine

andere Richtung einschlagen? Was sollte ich, was mußte ich machen? Da sagte einer der Gendarmen, die schon den ganzen Winter oben stationiert waren und jeden Steg kannten, es gäbe auf der ganzen Kette weit und breit nur eine einzige Stelle, von der aus man bei klarem Wetter, und das hätten wir ja heute, das Meer sehen könne. Es sei dies eine Höhe in ungefähr nordöstlicher Richtung weiter vor und rechts von unserm Wege. Auf diese führe von hier ein jetzt durch Eis und Schnee allerdings sehr beschwerlicher Pfad, aber er glaube, man könne in dreiviertel Stunden hinkommen; wenn ich wolle, werde er mir ihn zeigen.

Der Anblick der Schneeflächen, auf die er hinwies, war wenig ermunternd, zudem fühlte ich mich fieberig und sehr müde. Wo aber alles auf dem Spiele stand, blieb keine Wahl; die Pferde mußten mindestens zwei Stunden ruhen, und so hatte ich Zeit. Also denn in Gottes Namen los!

Mühsam kletterten wir, ich, der führende Gendarm und meine beiden eigenen, über den Schnee und gelangten nach einer guten halben Stunde auf eine Anhöhe; sie war aber nicht die gesuchte. Dann ging es durch eine Senke nach einer zweiten breiteren und geräumigeren Höhe. Der Führer war vorausgegangen, hielt oben die Hand über die Augen und rief zurück: „Derja dir", da ist das Meer!

Im Nu war alle Müdigkeit verschwunden; ein paar Sätze, und ich stand oben. Eisiger Wind, glitzernder Schnee, über mir weißlicher Himmel, unter mir wallender Nebel und ganz im Norden ein dunstig-blauer Strich. Eilig nehme ich das Glas zur Hand: ich kann mit dem besten Willen nichts anderes erkennen, als diesen Dunststreifen; aber die Gendarmen weisen immer wieder darauf hin und wiederholen: „Es ist das Meer, Herr, es ist das Meer!"

Offen gestanden war ich etwas enttäuscht; hatte ich mir doch die Sache ganz anders vorgestellt und in unbegreiflichem Außerachtlassen der Entfernung – es sind 50 km Luftlinie bis zum Meere, und so viele müßen es auch sein nach den folgenden Märschen Xenophons – eigentlich erwartet, ganz deutlich eine Wasserfläche vor mir zu finden, womöglich in der Sonne glitzernd und belebt von Dampfern und Segeln! Und nun nichts wie ein dunstiger Strich! Aber das Meer, sagte ich mir, kann ja in Wirk-

lichkeit von hier gar nicht anders aussehen! Genau dort muß es liegen, die Leute wissen Bescheid, haben Falkenaugen und sind ihrer Sache ganz sicher. Ja, sie haben recht: es ist das Meer, kann nur das Meer sein. Links (westlich) unten müssen sich die Windungen des Weges hinabziehen, und hierher, vielleicht sogar auf dem Pfade, den ich gegangen bin, wurden die Griechen von dem Kundschafter geführt, hier standen sie und sahen, sich umarmend, die Erlösung von ihren Leiden, das Meer: „Thalatta! Thalatta!“ Heraus denn mit der Feldflasche, den letzten Schluck genommen und fort mit ihr den Göttern zum Opfer! Sie war schon längst invalide und hat ausgedient. Ich bedarf ihrer nicht mehr.

Und wunderbar! Während wir noch oben weilten, hüllte uns eine Nebelwolke ganz plötzlich und so vollständig ein, daß wir kaum mehr den Rückweg finden konnten: eine kleine halbe Stunde später, und ich hätte gar nichts gesehen! Ein leichter Schnee rieselte herunter, ich fiel beim Abstiege hin, vertrat mir den Fuß, verstauchte die Hand, zerriß den Rock, Fieber schüttelte den erhitzten Körper, – was war aber das alles für mich! Verlieren muß können, wer gewinnen will, und der Gewinn war da, war mein, das Ziel erreicht. Ein Glücksucher bin ich gewesen und habe das Glück gefunden: die Sonne hat mir geholfen! Durch all den verfinsternden Nebel ringsum trug ich jubelnd ihr Licht mit mir zu Tal. –

Als ich nach der Hütte zurückkam, war der Kranke tot. Er hat es eilig gehabt. Heute morgen noch stieg er vom Tiefland herauf, und schon „ist ihm die Barmherzigkeit Gottes zuteil geworden“; vielleicht weilt er im Paradiese, das ihm sein Prophet verheißen hat. Wir mögen besser verstehen zu leben, im Sterben sind sie uns dort über. An wen die Reihe kommt, der hadert nicht mit dem Geschick, der jammert nicht, ja der verwundert sich nicht einmal: er legt sich einfach hin und stirbt. Ja! Großartig sterben die Menschen im Orient! –

Türke mit Sohn.

Jetzt aber hinunter; hier oben hatte ich nichts mehr zu suchen. In dichten Flocken fiel der Schnee, mit weiten Schleifen senkte sich talwärts der Weg. Links (westlich) unter mir ein rauschendes Wildwasser; es ist der Matschkabach, den die Griechen am folgenden Tage erreichten und überschritten, um dann nicht auf dessen östlicher, sondern westlicher Seite, wo vermutlich früher der Weg ging, durch das Land der Makronen zu marschieren.

Wärmer wird es und wärmer. Ein Frühlingswehen durchzieht die Luft und tastet an den Schneehalden hin, die noch ganz oben das Felsgestein überdecken. Schon liegt der Nebel zurück; heiß brennt die Sonne. Dunkle Fichten und Tannen, hellgrüne Matten, überall besät mit gelben, roten und blauen Blumen, und Kuckucksruf. Gleich flatternden Fahnen stürzen Bergbäche von den rötlichen Felshängen, an denen wie angeklebt weiße Häuschen haften. Karawane folgt auf Karawane, Chan auf Chan, Dorf auf Dorf. Buntgekleidete Menschen überall in Haus und Feld.

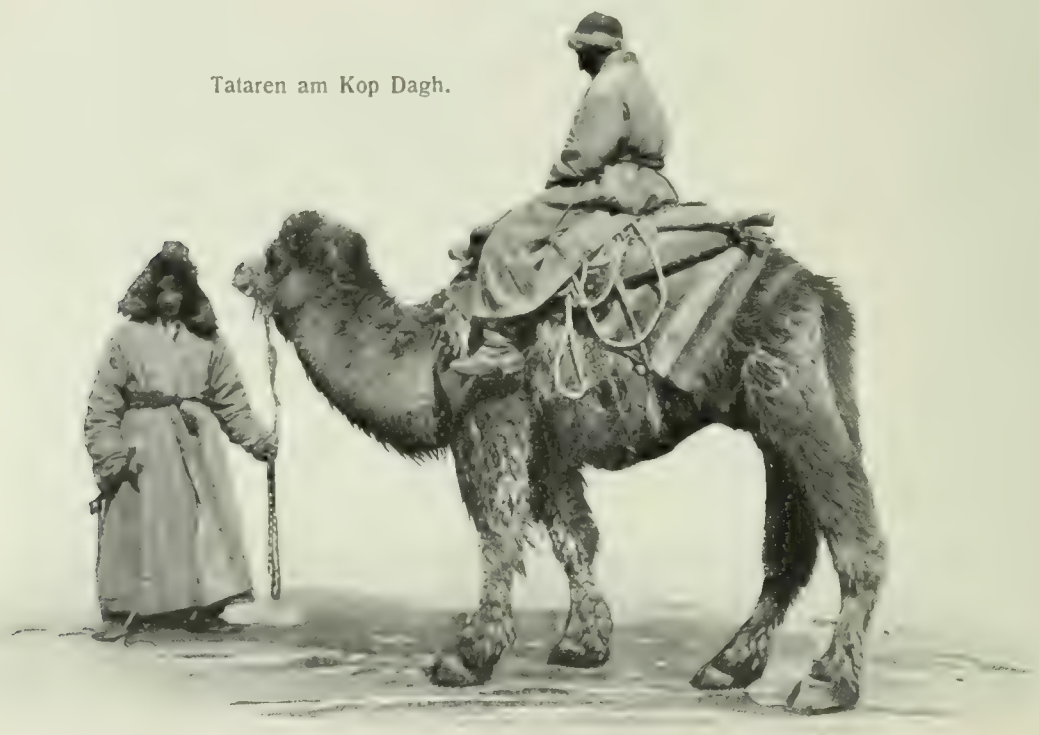
Aus einem Waldtale trete ich heraus in eine blühende Landschaft. Reizend liegt eingebuchtet zwischen Hängen und in weitem Grunde sich dehnend der große Griechenort Hamsi Keui. An der Kirche halten wir Rast. Immer lieblicher gestaltet sich das Tal. Die Schindeldächer der zerstreuten Häuser und Hütten erglänzen in der Sonne, die Fruchtbäume sind von rötlichweißem Schleier überzogen. Welch eine Blütenpracht! Wie herrlich ist doch,

Türkische Familie auf der Wanderung.

wie unerschöpflich reich die Welt, und wie wunderschön ist die Frühlingszeit!

Langsam senkt sich der Weg zum reißenden Matschkabache hinunter. Links ein mohammedanischer Friedhof, überschattet von dunkeln, hochstrebenden Zypressen, die Sonne versinkt hinter den westlichen Höhen, und wir fahren auf guter Holzbrücke über den vom Kloster Sumela kommenden Meriamanebach in Dschevizlik ein.

Dschevizlik, das alte Karydia, liegt malerisch am Zusammenflusse des Matschka- und Meriamanebaches, die sich beide hier zum Deirman Dere, dem vielgepriesenen Pyxites der Alten, für die kurze Fahrt zum Meere vereinigen. Es war sieben Uhr abends, meine Arbeit reichlich getan. Von hier aus wollte ich einen Abstecher nach dem Kloster Sumela machen. Noch spät in der Nacht ward ich unter dem Beistande des sehr gewandten Mudir, eines Griechen, mit einem Maultiertreiber handelseinig, und am andern Tage machte ich mich denn nach mancherlei schmerzreichen nächtlichen Erlebnissen schon vor fünf Uhr früh auf den hin und zurück neunstündigen Weg, um möglichst noch am Abend Trapezunt zu erreichen. Ein zweites Nachtlager in Dschevizlik bot nicht den geringsten Reiz.



Tataren am Kop Dagh.

»Fort in des Lenzes lachendes Haus!
Aus sel'ger Vöglein Sange süß er tönt,
Holdeste Düfte haucht er aus.«

R. Wagner, Walküre.

»Die Tugend ist ein Gerippe,
Die Schuld ein Kind mit runder Brust;
Die Schuld, wir küssen sie mit Lust,
Doch vor der Tugend schaudert unsre Lippe.«

Hafis I. 212.

Ein Mönch.

IX. Das Höhlenkloster Sumela.

Vom Südausgange von Dschevizlik, dort wo die Chaussee von Westen her mündet, führt ein steiniger Pfad südwärts in dem Waldtale des Meriamanebaches nach Sumela hinauf. Meine Maultiere waren wie zu einem Feste geschmückt, die Treiber kräftige Osmanen, zwei Brüder, deren einer erst kürzlich gedient hatte und von Yemen, dem „Grabe der Gläubigen", heimgekehrt war. Er erzählte, wie sie schon auf dem Marsche von Hodeida nach Sanaa schwer unter Hitze und Durst zu leiden hatten, wie sie nachher monatelang in der Wüste von Oase zu Oase gezogen wären in steter Kriegsbereitschaft gegen schwärmende Beduinen, und wie die meisten seiner Genossen dort im Sande verscharrt lägen.

Es dämmert. An den Höhen gleitet nur langsam und zögernd die Helle herunter, und kaum schlüpfen die Frühaufsteher, die Vögel, aus ihren Verstecken. Aber schon ist der Weg belebt; zahlreiche Landleute bringen ihre Früchte zu Markte, und ganze

Familien griechischer Pilger, der Mann zu Fuß, die Frau rittlings zu Pferde mit den Kindern, ziehen mit mir dem nämlichen Ziele entgegen. An einer Einsiedlerklause vorbei, die in eine niedrige Felswand eingehöhlt und mit Ritzen für das Tageslicht versehen ist, überschreitet nach einer guten Stunde der Weg den Bach und steigt dann, diesen zur Linken, steil an. Die Klause steht leer; der Unglaube der Zeit ist solch weltabgewandtem Büßertume abhold. Näher rücken die Berge zusammen, das Tal wird zur Schlucht. Ein frischer Frühwind weht mir entgegen, die Sonne erfaßt die Höhen und flicht darum glühende Kränze, auf Gräsern und Blumen hängen glitzernde Tropfen perlenden Taues. Es ist Tag.

Und wundervoll wird die Landschaft. Bald den Felsen abgerungen, bald unter dem Laubdache überhängender Bäume windet sich der Pfad an dem Hange hinauf gerade der Sonne entgegen; tief unten schafft sich der Meriamane kraftbewußt und brausend durch das engende Gestein seine Bahn.

Vor mehr als siebzig Jahren wanderte auf meinem Wege als einer der ersten Forscher der einstige Hirtenjunge, nachmalige große Gelehrte und dabei, was ich hervorheben muß, warmblütige Mensch Jakob Fallmereyer nach Sumela. Tirol war seine Heimat, und treu hing er an seinen schönen Bergen. Als er aber, wie ich, hier in das enge Tal einbog und das Pontische Waldgebirge sich vor ihm auftat in all seiner Üppigkeit und Farbenpracht, da rief er entzückt aus: Ein Paradies! Und es ist wirklich ein Paradies. Großartigere Täler mag es geben, auch lieblichere, in der Verbindung beider aber kaum ein gleiches. Wunderbar verschwendet hier die Natur ihren ganzen Reichtum zum Schmucke eines kleinen Raumes, um auf größerem desto sparsamer zu sein, gleichwie das Schicksal nur auf wenige Menschen seine Gaben häuft, die große Masse aber darben und allein leben läßt in glaubendem Hoffen auf ein Füllhorn in der Ewigkeit.

Auf einer grünen abschüssigen Halde mache ich Rast. Rundum ist das Waldesinnere von Sonnenstrahlen durchleuchtet, ein Lustgarten der Natur und zugleich ein Friedhof für die darin ge-

storbenen Pflanzen. Baumstarke Rhododendren und Azaleen blühen mit purpurnen Dolden, geschäftig huschen Eidechsen, ganz kleine, grüne, zwischen den Pilzen durch, die in ganzen Familien beisammensitzen, Bienen summen, eine Hummel stößt umher, und die Vögel machen einen Spektakel, als ob sie närrisch wären vor Freude. Sicher vor Mutwillen und Jägerlist, und sorglos hüpfen sie auf den Zweigen; sie wissen ja, daß sie nicht fallen können, weil sie Flügel haben. Vielleicht sind es schon erfahrene Eheleute, vielleicht auch erst Hochzeitspärchen im neuen Neste. Was willst du mir erzählen, „sel'ger Vöglein Sang"? Ich kann deine Sprache nicht verstehen, denn ich bin ja kein Siegfried und von Drachenblut unbespritzt!

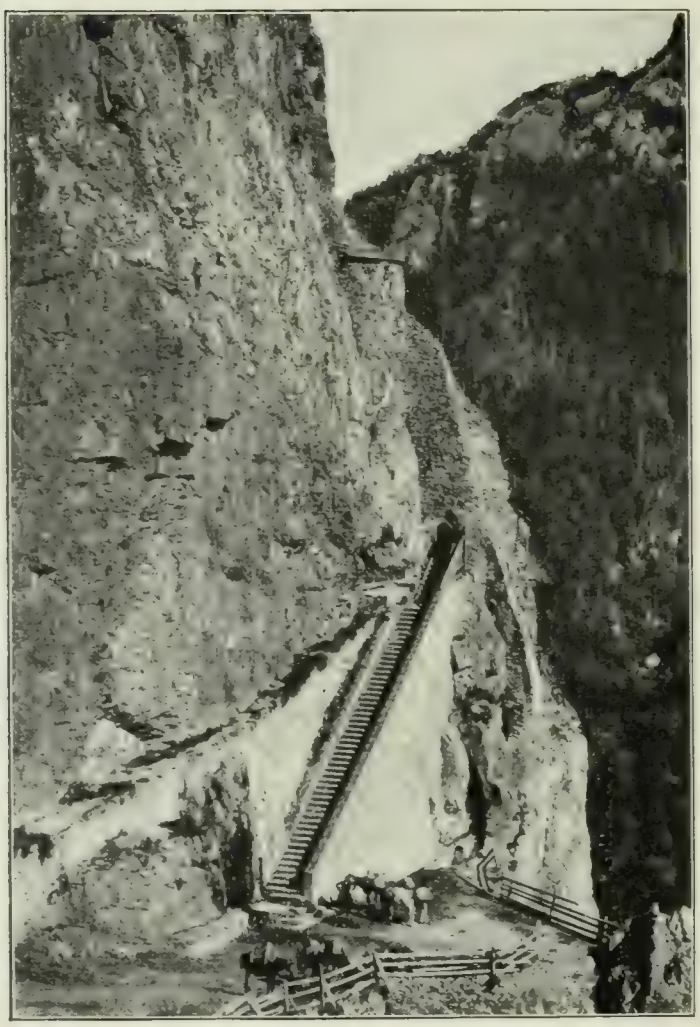
Das Herrliche in der Natur und das Große im Leben lassen sich nicht beschreiben, sondern nur durchempfinden. Das weiß ich wohl. Und doch muß ich immer wieder die Wunderpracht der Schöpfung preisen. Mancher wird sagen: das ist ganz schön, aber er tut des Guten zu viel. Dann mag mein Buch in die Rumpelkammer wandern; ich kann nicht anders. Denn wie nach dem sinnigen Mythos der Riese Antäos stets neue Kraft gewann aus der Berührung mit seiner Mutter, der Erde, so werden auch bei uns Menschen im Umgange mit der Natur die in uns ruhenden Kräfte entbunden, die Genußfähigkeit erhöht und die Sinnesempfindung gestärkt zu Schauen und Schaffen, zu Lob und Preis und zur Freude am Leben. –

Unablässig steigt der Pfad. An einer besonders schmalen Stelle gleite ich aus – ich gehe schon längst zu Fuß – und rutsche bis hart an den schwindelnden Abgrund. Gewiß wäre es nun ein anregender Abschnitt für empfindsame Leser geworden und hätte wohl meinem Buche zu besserem Absatze verholfen, wenn ich abgestürzt und zu Schaden gekommen wäre, und man mich dann nach Sumela gebracht und dort gepflegt hätte; aber einmal ist dies ja leider ein Männerkloster, in dem selbst Hühnern keine Stätte gewährt wird, und dann ziehe ich überhaupt trotz poetischen Reizes den Nichtabsturz entschieden vor. –

Nach zweieinhalb Stunden geht es, wiederum auf der anderen

Seite, jäh zum Meriamane hinunter. Mit Ungestüm poltert er vorwärts und wirft von Winterstürmen entwurzelte Bäume wie Streichhölzer übereinander. Am Wege liegt eine junge Eiche; sie ist dem Tode verfallen, aber noch sitzt ihr genügende Kraft im Mark zu verspäteten Knospen: eiförmig sind sie, mit Schuppen bedeckt und rosigen Blättchen.

Schon war ich vier Stunden unterwegs und nahe der Grenze von Laub- und Nadelwald, da flutet mir, wie ich aus dem Gebüsche heraustrete, plötzlich eine Fülle goldenen Lichtes entgegen, und ich sehe vor mir im tiefsten Talgrunde ein einsames Häuschen, das, obwohl offenbar erst kürzlich errichtet, es doch schon fertiggebracht hat, sich auf die Seite zu neigen, und jenseits einer überdachten Holzbrücke, hoch oben in die flache Höhlung einer ungeheuren Felswand eingefügt, einen hellen Bau: das Höhlenkloster der Panagia (heiligen Jungfrau) von Sumela (vgl. das Titelbild). Ich denke mir, so ähnlich muß dem Märchenprinzen das verwunschene Schloß erschienen sein, in dem Dornröschen mit goldenem Gelock der Erlösung harrte.



Treppe zum Kloster Sumela.

Die Tiere bleiben unten, ein Zickzackweg führt 250 m hinauf. Als ich völlig erschöpft oben noch die steile Treppe, eine reine Himmelsleiter, erklettert und an die Pforte gepocht hatte, mußte ich lange

warten, ehe der Pförtner eine kleine Lucke in der eisenbeschlagenen Eichentüre öffnete und nach meinem Namen und Begehr fragte. Und dann dauerte es wieder wohl eine Viertelstunde, bis ich das Klirren von Schlüsseln vernahm und die Pforte geöffnet wurde. Inzwischen schaute ich von dem Treppenrande auf die herrliche Landschaft. Gegenüber schieben sich in sonnigem Glanze bewaldete Berge kulissenartig hintereinander; zur Rechten (südlich) zieht sich die Schlucht hinauf zum schneebedeckten Kitowa Dagh, und links (nördlich) breitet sich unabsehbar ein Gewirr von Höhen aus, bis alles in bläulichem Dufte verschwimmt. Mit erstaunlicher Findigkeit, wie sie der Kirche von jeher eigen ist, haben sich vor einem Jahrtausend fromme, dem sündhaften Treiben der Welt abholde Väter in diesen zauberhaften Erdenwinkel zurückgezogen, und man sollte meinen, hier müsse sich jeder wunschlos wohlfühlen, aber dem ist doch nicht so, denn der Mensch, so wie er geschaffen ist, bedarf auf die Dauer mehr als nur der Natur, wenn sie auch in freigiebigster Weise mit Meisterhand für die Lust seiner Sinne geformt und gepflanzt hat. Das wissen wir schon vom Paradiese her.

Zwei freundliche, wohlgenährte Mönche empfingen mich, der eine hieß mich in russischer Sprache namens des Abtes willkommen, der leider am Zipperlein leide, und bat um Entschuldigung, daß man mich habe warten lassen; die heiligen Brüder seien aber gerade beim Gebete gewesen, und darin dürften sie nicht gestört werden. Unter Glockengeläute, das nur zu Ehren hoher Gäste ertönt, betrat ich einen kleinen Vorhof, dann stiegen wir eine gedeckte Holztreppe hinunter, und vor mir lag in einer richtigen Höhle das kleine uralte, mit verdorbenen Fresken bemalte Kirchlein der Panagia, der heiligsten Jungfrau, der das Kloster geweiht ist. Staunen muß man über die Enge, in der die mancherlei Gebäude aus Holz und Stein aufeinandergepackt und durch Treppen und Brücken verbunden sind.

Das fast dunkle Innere der kleinen Kirche wird durch herabhängende silberne Lampen erleuchtet; die rauchgeschwärzten

Wände sind mit unkenntlichen Malereien bedeckt. Als vornehmstes Heiligtum gilt ein angeblich vom Evangelisten Lukas selbst gefertigtes Bild der Panagia in silberner Einfassung. Der Heilige war ersichtlich kein Künstler, aber fleißig bei der Arbeit, denn er soll sechzig Bilder der Panagia gemalt haben, von denen bedauerlicherweise nur drei erhalten blieben: eines in Griechenland (Morea), ein anderes auf Cypern und dann dieses, das ihm das liebste gewesen sei und das er beständig mit sich herumgetragen habe. Das Bild soll denn auch Wunder wirken gegen alle erdenkliche Not Leibes und der Seele und wird seit Jahrhunderten von Pilgern aus ganz Kleinasien aufgesucht zur Anbetung und – für das Kloster die Hauptsache – zu Opfern. Leider, sagte mein Führer, seien in neuerer Zeit Unglaube und Gottlosigkeit groß geworden, die Mildtätigkeit aber klein; der Böcke seien viele und der Schafe wenige. Als ich ihm erwiderte, das Kloster habe doch reichen Besitz, bekreuzte er sich: „Der Herr sei mir gnädig! Das war früher so, jetzt geht es uns aber schlecht.“ Damit log er unbarmherzig, was ihm zu Nutz und Frommen der Kirche sein orthodoxes Mönchsgewissen einem Nichtrechtgläubigen gegenüber wohl erlauben mochte. Indessen fand ich es auf diesen Wink mit dem Zaunpfahle hin doch für ratsam, eine mir angebotene dicke Wachskerze zu spenden; ich legte dafür ein Silberstück in die wie von ungefähr daneben ausgestreckte Hand meines Führers, durch welch gottwohlgefällige Handlung dessen Stimmung ersichtlich gehoben wurde.

Die Geschichte des Bildes ist mit der des Klosters enge verwachsen. Der Legende nach soll das Bild aus seiner früheren Wohnung auf der Akropolis zu Athen von Engeln über das Meer entführt worden sein. Zwei frommen Athenern, Sophronios und Barnabas, habe dann die heilige Jungfrau im Traume den Aufenthalt ihres Bildnisses verraten und sie veranlaßt, es aufzusuchen. Sie fanden es denn auch inmitten des Pontischen Waldes vor einer Felsengrotte, erweiterten diese und bauten eine Kapelle hinein. Solcher Art war also der Ursprung des Klosters der Panagia, das, zuerst nur eine kleine Wallfahrtstätte, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts unter dem frommen Großkomnen

(trapezuntischen Kaiser) Alexius III. mit mancherlei Gerechtsamen ausgestattet und bald durch Größe und Reichtum berühmt wurde.

Stets verstanden Kloster und Wunderbild, sich gegenseitig zu schirmen und zu schützen. Als im zwölften Jahrhundert wilde turkomanische Scharen über Armenien hereinbrachen, kamen sie auch in das Meriamanetal, fanden das Kloster, erstürmten es trotz seiner festen Lage und wollten es verbrennen. Das brachten sie aber nicht fertig; das Feuer fing nicht, weil das Kloster nicht zulassen durfte, daß das von ihm gehütete Bild obdachlos würde. Hierauf rissen sie dieses von der Wand, zerhackten es und warfen es halbzerstückt in den Meriamane. Der Wildbach jedoch trug es nicht fort, sondern hielt es fest und heilte es zusammen, worauf es später die frommen Väter herauszogen und an seinen alten Standort brachten. Durch diese Erlebnisse ward seine Wunderkraft noch vermehrt. Gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zog der gewaltige Sultan Murad IV. von Trapezunt aus zur Eroberung Bagdads (vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel S. 148). Als er mit seiner Leibwache durch das Meriamanetal hinaufstieg – das Heer folgte der großen Straße –, gewahrte er von der anderen Seite der Schlucht das Kloster, ließ es zur Übergabe auffordern und, als diese verweigert wurde, vom jenseitigen Hange aus mit Geschützen beschießen. Aber nun trat für das Kloster das Bild in Tätigkeit. Die Kugeln erreichten die Mauern nicht, sondern fielen, von heiligem Hauche ermattet, vorher in die Schlucht, – ein, falls wirklich in der Legende ein wahrer Kern stecken sollte, ganz natürlicher Vorgang, da für die damalige Geschoßwirkung die Entfernung viel zu groß war. Dem Sultan schien aber trotzdem die Sache nicht mit rechten Dingen zuzugehen; er beugte sich vor dem Wunder und stand nicht nur von der Zerstörung ab, sondern gelobte sogar, nach siegreicher Rückkehr dem Kloster reiche silberne Gefäße zu schenken. Gefäße spendete er später auch, jedoch nicht von Silber, wie er versprochen hatte, sondern zum Schmerze der Mönche und zur Verwunderung des Bildes nur von Kupfer. Immerhin blieb das Kloster seither, wenn auch bei dem überhandnehmenden Unglauben

von größeren Wundern nichts mehr verlautete, unter dem besonderen Schutze der osmanischen Herrscher und im Besitze seiner Güter und Rechte.

Das Kirchlein enthält noch andere sehenswerte Dinge. In einem silbernen Schreine befindet sich ein von dem Großkomnen Manuel III. (1390–1420) gestiftetes Kreuz, in dem, man wisse aber nicht mehr genau wo, ein Stückchen Holz vom Kreuze Christi eingefügt sei; auch auf den silbernen Opferteller daneben wurde ich nachdrücklich aufmerksam gemacht, schenkte aber diesem Kunstwerke wohlweislich keinerlei weitere Beachtung. Dann zeigte man mir in einem Kästchen Schädel und Hand der Männer, die zuerst hier wohnten (Sophronios und Barnabas), kunstvolle Leuchter von Sultan Selim I., eine Fahne mit dem Bildnisse der heiligen Jungfrau und angeblich tausend Jahre alte Handstickereien. Damit hatte die Besichtigung der Kirchenschätze ein Ende, und ich war es gerne zufrieden, denn in der Kirche herrschte im Gegensatze zu der Sonnenglut draußen eine solche Kälte, daß ich froh war, wieder ins Freie zu kommen.

Der Kirchentüre gegenüber erhebt sich ein kleiner Glockenturm, und daneben führte man mich vor ein dunkles, mit einer schmalen Öffnung versehenes Loch. Der Mönch sagte, darinnen hätten jahrhundertelang und noch bis vor gar nicht langer Zeit Einsiedler gehaust, heilige Männer – hierbei bekreuzte er sich – zu eigener Buße und zum Kampfe mit dem Teufel für die Tugend. Mir schauderte, als er mit einer Kerze hineinleuchtete und ich die von Wasser triefenden Wände und den glitschigen Boden sah, vor solch bußfertiger Tugend und Gebetstätigkeit. Dann wahrlich lieber in des Lebens lichte, freudige Sinnenwelt, behaftet mit menschlichen Sünden und Gebrechen, als dort drinnen in Tugend rein und lebendig ein Toter! Zu diesem Ergebnisse müssen allmählich auch andere gekommen sein, denn seit geraumer Zeit steht die Klause leer. Dafür werden, und nach Angabe meines Führers, der mich übrigens dabei mißtrauisch betrachtete, heute noch Besessene darin für die Dauer einer Nacht eingesperrt und dann am Morgen nicht, wie er vorsichtig sich aus-

drückte, in allen, jedoch in den meisten Fällen als geheilt ihren Angehörigen wieder ausgehändigt.

Gegenwärtig beherbergt das Kloster unter einem Igumen (Abte) in Einzelzellen fünfzehn Mönche, die im Gebet ein gedeihliches Dasein führen. Die Einkünfte des, wie erwähnt, auch von den Sultanen begünstigten Klosters sollen sehr groß sein, mein Führer klagte aber, augenscheinlich zur Förderung meiner Mildtätigkeit, wiederholt über Armut und schlechte Zeiten. Er selbst sei, sagte er, vor zwölf Jahren vom Kloster Athos hierher gekommen und könne auf seinen Wunsch jederzeit versetzt werden, wolle es aber nicht, denn, fügte er lächelnd hinzu, hier sei es zwar schlecht, aber allewege noch besser als anderwärts.

Hierauf nahm ich die Mönchzellen in Augenschein. Es sind durchweg helle Gelasse fast ohne Stühle und dafür mit desto mehr Polstern und teilweise ganz hübschen Decken, Geschenken frommer Pilger, zu beschaulicher Ruhe, die mich indessen ein verdächtig juckendes Gefühl nur flüchtig betrachten ließ. In einer der Zellen bot mir der freundliche Insasse ein selbstverständlich unsauberes Glas an mit einer hellen Flüssigkeit; ich hielt sie zuerst für Wasser und lehnte dankend ab. Wie sich aber herausstellte und ich mit

Kloster Sumela. Mönchzellen.

wahrem Entsetzen schmeckte, war es kein „schlechtes Wasser", sondern „Gotteswasser" d. h. ein fürchterlich scharfer Branntwein. Augenscheinlich ist man dort, nach der Klosterregel „die Hinfälligkeit schwächlichen Gemütes erwägend", im verborgenen dem Lebensgenusse durchaus nicht abgeneigt. Einen andern Mönch fand ich mit dem Begießen von Blumen beschäftigt, die er in langen Holzkästen am Fenster hatte. Als ich mich über die erstaunliche Mannigfaltigkeit der Pflanzen und Blüten wunderte, holte er aus einem Sack eine Handvoll Samen und sagte, aus diesen Körnchen, die alle ganz gleich aussähen und die er absichtlich untereinander gemischt habe, entständen alle seine verschiedenen Blumen. Jedes Körnchen berge schon die künftige Pflanze vom Keime bis zur Blüte bis ins einzelne; das sei doch ein Wunder! Ja, du Philosoph in der Kutte, du hast ganz recht; das ist auch ein Wunder und eines der größesten der Schöpfung. –

Das sogenannte Pilger- oder Fremdenhaus ward erst neuerdings erbaut. Von einer Art von Balkon mit herrlicher Aussicht wies man mir an der gegenüberstehenden senkrechten Felswand die Stelle, von der aus – eine reine Unmöglichkeit! – die Geschütze Sultan Murads die Klostermauern beschossen und auch bestimmt eingeworfen hätten, wenn die Pulverkraft nicht durch die Gnade der heiligen Jungfrau geschwächt worden wäre.

Schließlich ward mir in der „guten Stube" des Fremdenhauses ein Imbiß angeboten, auf den ich schon lange sehnsüchtig gewartet hatte, denn mir war bei alledem wirklich ganz schwach im Magen geworden. Ich bin nun aus mehrfacher Erfahrung mißtrauisch gegen die Klosterkost, insonderheit gegen diejenige, die Besuchern zur Erkenntnis frommer Entsagung vorgesetzt wird; wider Erwarten erwiesen sich aber Bestandteile und Zubereitung diesmal ganz gut. Während ich aß, hatten sich außer dem Abte, der wohl eben sein Zipperlein mit Gebet bekämpfte, allmählich sämtliche Mönche zusammengefunden. Sie entschuldigten sich mit der Kargheit des Mahles. Früher sei es anders gewesen, da hätten sie Besseres gehabt. Von Zeit zu Zeit seien sie ab-

wechselnd mit Eseln hinuntergezogen nach Dschevizlik und hätten dort alles Nötige für des Leibes Nahrung und Notdurft geholt. Der gegenwärtige Abt, ein gar strenger Mann, halte es jedoch ihrem Seelenheile für unzuträglich, in die Ferne zu schweifen, und lasse sie nicht mehr hinaus. Daher seien sie jetzt auf Landleute und die Gaben mildtätiger Pilger angewiesen, und die würden immer spärlicher.

Ich legte hierauf großartig vor aller Augen zwei Medschidjehs auf den Tisch und brach gegen fünf Uhr auf. Der Abt sandte mir vom Krankenbette aus ein Fläschchen dunklen Schnapses, sowie seinen Segen, und die nunmehr außerordentlich zutraulichen Mönche geleiteten mich insgesamt bis an die Klosterpforte. Dort stand der Pförtner; er entließ mich mit frommem Wunsche und einer vielsagenden, unmöglich mißzuverstehenden Handhaltung. Mein Besuch war zu Ende, das Tor geschlossen; seit Jahrhunderten hat es keinen Gedanken hineingelassen. —

Bald war ich die Treppe hinunter und wanderte dann auf dem steilen Pfade trotz Kopfschüttelns der Treiber weiter zu Fuß; tut es doch einem alten Reiter in allen Knochen weh, bergab zu Pferde zu bleiben. Noch haftet hoch oben auf den Felswänden goldfunkelnd die Sonne, noch ist tiefer herunter der Waldschlag schräg durchleuchtet, aber schon liegt der Talgrund im Schatten.

Ich schreite wacker aus. Ein Blick zurück auf die Klosterfeste mit ihrem Kirchlein, ihrem Büßerloche – Gott behüte mich vor solcher Tugend! —, ihren heiligen Menschen und menschlichen Heiligen, und dann vorwärts! An der Stelle, wo ich am Morgen gelegen und den Vogelstimmen gelauscht hatte, holte ich des Abtes Fläschchen hervor, trank daraus und warf es mit dem schäbigen Rest hinunter in die Schlucht, wie einst der König von Thule mit dem Becher am Meere verfuhr, aber nicht traurig und auch nicht in der Absicht, mich des Trinkens fernerhin zu enthalten.

Allmählich verstummt der Vogelsang, der Abend verschwebt ins Dunkel, in schwärzlichen Massen schließen sich die Bäume zusammen; es wird ganz stille.

Gegen neun Uhr erreichte ich Dschevizlik und das „Hotel“ unseligen Angedenkens. Der mich erwartende Kutscher meinte, es sei schon zu spät für die zweieinhalbstündige Fahrt nach Trapezunt. Aber das galt mir alles nichts. „Und wenn die Welt voll Teufel wär“ — in Dschevizlik um keinen Preis eine zweite Nacht!

Kleine Griechin.

»Die Sonne spricht zum Busche,
Die Sonne spricht zum Quell:
Was säumt ihr noch? Wacht auf, wacht auf!
Der Frühling ist gekommen!
Der Lenz ist da!«

(Armenisches Volkslied.)

Trapezunt. Bettler am Hafen.

X. Dschevizlik – Trapezunt – Kerasund.

Der Weg nach Trapezunt ist sehr gut. Das von altersher ob seiner Fruchtbarkeit berühmte Tal des Deirman Dere, des Pyxites, durchschneidet senkrecht die nördlichste Höhenkette des Pontischen Waldgebirges; in ununterbrochenem Falle führt es zum Meere hinab. Von den felsigen Wänden rauschen Bergwässer herunter, köstlicher Duft blühender Bäume erfüllt die kühle nächtliche Luft. Der Mond ist unsichtbar, aber die Sterne glitzern doppelt hell aus der Tiefe des Himmels. Weiße Landhäuser schimmern aus lauschigem Gebüsche; zahlreiche Dörfer und Gehöfte, stimmungsvolle Friedhöfe mit schwarzen Zypressen, große Karawansereien fliegen vorbei. Trotz der späten Stunde ist die Straße belebt von Wanderern, – die Männer, Griechen, in malerischer Tracht, die Frauen in kurzen roten Röcken, den Kopf mit bunten Tüchern umwunden –, und von Karawanen. Sie hatten die heiße Zeit über geruht und nützen nun die Kühle zum Marsch. Herrlich muß die Fahrt

sein bei Tage, in der Sonne; aber auch bei Nacht ist sie schön. Die Pferde laufen, was sie können; sie wittern das nahe Ziel.

Nach wenig mehr als zwei Stunden biegen wir um einen niedrigen, quer vorliegenden Höhenrücken. Zahllose Lichter funkeln auf weitem Raume und auf dunkler Fläche: wir sind in Trapezunt am Meere. In einem deutschen Gasthause finde ich Unterkunft. Tadellose Sauberkeit, deutsche Wirtin, deutsches Essen und eine Flasche Champagner, – dann sinke ich in das mollige Bett zu todähnlichem Schlafe. –

Trapezunt, das Trapezūs der Alten und Xenophons, wurde im siebenten oder achten Jahrhundert v. Chr. von der milesischen Kolonie Sinope aus gegründet oder wohl richtiger durch griechische Kolonisten besiedelt. Hier rastete Xenophon. Nach Zertrümmerung der Herrschaft des zu Sinope residierenden großen pontischen Königes Mithridates durch die Legionen des Lucullus und Pompejus (73–63 v. Chr.) trat es ganz ähnlich wie Palmyra (vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel S. 70.) unter Wahrung seiner Selbständigkeit in ein Abhängigkeitsverhältnis zu Rom und entwickelte sich bald zu einer großen und reichen Stadt. Die Kaiser Trajan (98–117 n. Chr.), Hadrian (117–138 n. Chr.) und namentlich Justinian (483–565 n. Chr.) taten viel für seine Verschönerung, drückten es aber auch mehr und mehr zu einer römischen Provinz-

Trapezunt. Alte Befestigungen.

stadt und Grenzfeste ihres Reiches herab. Dazwischen fiel es einmal in die Hände der Goten, als diese zur Zeit des Kaisers Valerian (253–260 n. Chr.) von Südrußland her auf ihren flachen, nur durch ein Dach gegen Wind und Wetter geschützten Fahrzeugen die pontischen Küsten heimsuchten, ward von ihnen geplündert und vollständig zerstört.

Nach der Einnahme von Byzanz durch die Kreuzfahrer des vierten Kreuzzuges (1204 n. Chr.) flüchtete ein gewisser Alexius aus dem Geschlechte der Komnenen mit seiner Mutter Thamar und einer Schar von Abenteurern nach Trapezunt, legte sich den Titel Großkomnen bei und gründete daselbst ein neues Reich nach byzantinischem Muster. Von da ab beginnt die Glanzzeit Trapezunts. Rege Handelstätigkeit, insonderheit mit Genuesern und Venezianern, die damals die Hauptrolle in der Komnenenstadt spielten, eine üppige Hofhaltung, prächtige Bauten und seine herrliche Lage machten es weitberühmt und verschafften ihm die Bezeichnung einer „Königin des Euxinus."

Das „Kaiserreich von Trapezunt" blieb auf die umliegenden, sehr fruchtbaren und gut bevölkerten Küstenstriche beschränkt, war so nur von geringer Macht und erlangte niemals eine besondere Bedeutung in der Geschichte; gleichwohl vermochte es sich dank des vollkommenen Abschlusses nach Süden hin durch fast unübersteigliche Gebirge zweieinhalb Jahrhunderte lang zu erhalten, bis die Stadt 1461 n. Chr. von dem Sultan Mohammed II. nach zweimonatlicher, verlustreicher Belagerung erstürmt wurde. Der durch den hartnäckigen Widerstand erbitterte Sieger verfuhr kurz und bündig. Die Reichen und Vornehmen wurden nach Byzanz überführt und der letzte Großkomnen David I. zu Adrianopel hingerichtet, die Bürger als Sklaven verteilt, und nur die Niedrigsten und Ärmsten in der Stadt belassen. Damit hat die Geschichte des Kaiserreiches von Trapezunt ihr Ende erreicht; es war aus der Reihe der Staaten gestrichen. –

Um nicht durch gesellschaftliche Verpflichtungen die nur kurz bemessene Zeit meines Aufenthaltes beschränkt zu sehen, hatte ich dem Wali meine Ankunft nicht angezeigt. Es mußte aber doch irgend eine Kunde davon zu ihm gedrungen sein, denn er sandte

sofort seinen ersten Dragoman, mich willkommen zu heißen und sich nach meinen Wünschen zu erkundigen; diesen würde natürlich in vollstem Maße entsprochen werden, nur ihn selbst möchte ich entschuldigen, wenn er mich nicht gebührend empfange, da er schon längere Zeit erkrankt sei und das Bett hüten müsse.

Das Deutsche Reich hat in Trapezunt nur geringe Handelsinteressen und keine Vertretung. Ich machte daher gleich am andern Tage dem k. k. österreichisch-ungarischen Generalkonsul, einem Herrn von Moritz, der schon sehr lange dort ist, meine Aufwartung. Er nahm mich in seinem Hause auf das liebenswürdigste auf, stellte mir für die Tage meiner Anwesenheit seinen Dragoman zur Verfügung und gab mir zu Ehren ein feierliches Diner, zu dem die Spitzen vom Zivil und Militär geladen wurden. Letzteres war für mich insofern von Wert, als mir in freier Aussprache Gelegenheit ward, mich auch hier über die herrschende Stimmung zu unterrichten, die ich in vollkommenem Einklange fand mit derjenigen von Erserûm.

Von alters her bildet Trapezunt mit beiläufig fünfzigtausend Einwohnern, davon die Hälfte Türken, den Ausgangspunkt der großen Karawanenstraße über Erserûm nach Täbris. Diese ist, wie wir gesehen haben, noch heute sehr belebt, obwohl ihr ein großer Teil des persischen Verkehres durch die von Poti-Batum auslaufenden transkaukasischen Bahnen entzogen wurde. Seine Lage ist wunderschön. Von dem vielfach eingebuchteten, tiefblauen Meere zieht es sich an lieblichen Hängen zu Höhen hinauf, die der mächtigen Kette des Pontischen Waldgebirges vorgelagert sind. Der ganze Rahmen des glanzvollen Bildes, das Wechselreiche zwischen Felsenvorsprüngen und Talrissen, die dadurch bewirkte Verteilung von Licht und Schatten und die fast tropische Pflanzenwelt müssen auf jeden Beschauer, auch wenn er auf unserm herrlichen Planeten schon Vieles gesehen hat, einen unvergeßlichen Eindruck hervorbringen.

Von zwei tiefen, 3–400 m voneinander entfernten Schluchten wird eine schmale Felsenfläche eingeschlossen. Sie hat die Gestaltung eines nach Süden zulaufenden, gleichschenklichen Dreiecks, ist tafelförmig und fällt in drei Abstufungen nach dem

Meere hin ab. Auf dieser Tafelfläche liegt der älteste Teil der Stadt, daher der Name Trapezūs oder Tafelstadt. Die beiden vorerwähnten Schluchten sind von rauschenden Bächen durchströmt und dicht bewachsen mit Myrten- und Lorbeergebüsch, aus dem dunkle Zypressen und fettstämmige Feigenbäume hervorragen. Wie bei dem ähnlich geformten Ani die Schluchten des Arpa Tschai und Kars Tschai, so bildeten sie, mit starken Mauern bewehrt, für die Komnenenstadt einst eine natürliche, für die Kampfmittel früherer Zeiten fast unbezwingliche Schutzwehr. Östlich der burgartigen Altstadt breiten sich, tiefer gelegen, längs des Meeres und um den geräumigen neuen Hafen die Bazare aus und der griechische Stadtteil mit dem sogenannten fränkischen Viertel.

Den besten und schönsten Überblick über Trapezunt gewährt der südlich der Stadt gelegene Hügel Boz Tepe mit dem leider unzugänglichen Nonnenkloster „zur Gottverhüllten Panagia“ und der Moschee der Derwische. Von dort oben sieht man gerade vor sich den neuen, von zahlreichen Schiffen belebten Hafen, in einiger Entfernung links (westlich) davon auf einer Landzunge die griechische Kathedrale und dann, vom alten Hafen nach Süden ansteigend, die Altstadt. Der neue Hafen ist bis zum Fuße des Boz Tepe eingebuchtet; daneben erhebt sich das graue Gemäuer der alten genuesischen Befestigungen (vgl. S. 159), die jetzt zu Kasernen und Arsenalen verwendet werden. Als ich sie besuchte, wurde auf der Esplanade neben einer Batterie auf den Hafen gerichteter Festungsgeschütze gerade Schützendienst geübt, ähnlich wie bei uns in lockern Linien mit sprungweisem Vorgehen und Hinwerfen. Der die Übung leitende junge Offizier kam sofort auf mich zu. Ich möge, sagte er, etwas nachsichtig sein; die Leute übten erst zum vierten Male im Verbande. Der einzelne mache seine Sache schon gut, im ganzen

Trapezunt. Moschee der Derwische.

jedoch klappe es noch nicht recht. Ob ich das Fort zu sehen wünsche? Wenn ja, wolle er mich gerne führen; sein Dienst sei zu Ende. Ich lehnte dankend ab aus den gleichen Gründen wie anderwärts; aber wie verschieden sind doch die Zustände in der Türkei heute gegen früher, wo schon die Annäherung eines Fremden an Kasernen oder Festungswerke Verdacht erregte und eine ganze Polizeitruppe in Bewegung brachte. –

Anschließend an die griechische Kathedrale, einen stattlichen Neubau, ziehen sich die ausgedehnten Bazare nach dem alten Hafen hinunter, der die schmale Nordseite der Altstadt bildet. Sie enthalten zwar, nach orientalischem Brauche gassenweise getrennt, die verschiedenen Handwerke, Verbrauchs- und Verkaufsgegenstände, darunter ganz hübsche Gold- und Silbersachen, sind jedoch schon stark europäisch und bieten dem von Tiflis und Erserûm Kommenden wenig des Sehenswerten. Desto lohnender ist ein Gang um den alten Fischerhafen, in dem nur seltsam geformte Ruderboote und kleine Segler sich bewegen und das Volksleben in seiner ganzen Ursprünglichkeit dem Beschauer entgegentritt. Das Treiben in einem Hafen hat für mich immer und überall einen eigenen Reiz, besonders aber in einem solchen des Südens oder des Orients, wo jegliche Tätigkeit sich geräuschvoll äußert und in dem grellen Lichte die Farben leuchtender hervortreten als bei uns. Man findet da ganz prächtige Volkstypen unter Schiffsleuten, Verkäufern, Bettlern, Handwerkern und vornehmlich unter den türkischen Lastträgern, den Hamals, mit ihren kräftigen Gestalten, braunen, scharf geschnittenen Gesichtern und in schwerer Arbeit herausgeschafften, nackt spielenden Muskeln.

Trapezunt. Am alten Hafen.

Die ausschließlich von Türken bewohnte Altstadt steigt vom Hafen in drei Terrassen an; auf der mittleren liegen das Serai und die große Moschee Orta Hissar el Dschami. Letztere war unter Justinian ursprünglich als Kirche erbaut und der Panagia Chrysokephalos, der Jungfrau mit dem goldenen Kopfe, geweiht. Später ward daraus eine Moschee, die Fresken wurden von dem bilderfeindlichen Islâm übertüncht, und an die Stelle des stumpfen byzantinischen Glockenturmes trat das schlanke arabische Minareh. Das schöne Portal wird von prachtvollen Platanen überschattet; auch das Innere ist architektonisch sehr hübsch, leider aber der ganze Bau so sehr zwischen Häusern eingeklemmt, daß er nur wenig zur Geltung kommt.

Bettelkind.

Die oberste Terrasse beherbergte Burg und Schloß der Komnenen. In engen, steilen, höckerigen Gäßchen klettert man hinauf und befindet sich bald zwischen den mächtigen buschüberwachsenen Trümmern der einstigen Hochburg von Trapezunt, seiner Akropolis, wohin bei feindlichen Angriffen die Einwohner sich retteten, und wo jetzt auf der Stätte früherer Paläste die ärmsten Leute wohnen, die Nachkommen derjenigen, die Mohammed II. in der Stadt belassen hatte (vgl. S. 159). Die Akropolis war gen Osten und Westen durch die Schluchten, nordwärts, gegen die mittlere Terrasse, durch ihre Höhenlage und durch Befestigungen geschützt, ebensowohl vor dem Feinde als vor dem eigenen Volke, das orientalischer Despotismus ja stets als seinen nächsten Gegner betrachtete. Südlich hebt sich außerhalb der Mauern das Gelände weiterhin nach dem Gebirge zu, einstmals mit Theater und Rennplatz. Hier liegt die schwache Seite der Akropolis, und hiergegen haben denn auch sämtliche Sturmangriffe der Goten, Georgier, Seldschuken (Alaëddin Keikobad von Ikonium), Turkomanen und zuletzt des Sultans Mohammed II. stattgefunden. Eine Menge Steine sind verschleppt und zu anderen Bauten verwandt worden;

was aber übrig blieb, bezeugt noch die einstige Größe und Pracht. An der erhöhten Westecke des bräunlichen Gemäuers, mitten zwischen Myrten-, Lorbeer-, Zypressen-, Feigen- und Granatbäumen ist noch ein viereckiger Turm mit ausgebrochenen Fensterbogen unzerstört geblieben, freilich baufällig und deshalb mit vermauertem Eingange. Dort oben vor dem Turme, gewiß 100 m über der Tiefe der westlichen Schlucht, legte ich mich hin und schaute hinunter auf das Schloß und die Festung und die Stadt und das Meer, alles rötlich umflossen von den Strahlen der untergehenden Sonne. Überall dringt der Blütenschnee zwischen den Häusern und grünberankten Felsen hervor, der Widerschein weißer Segel verzittert im Spiele der Wellen, von der Stadt herauf ertönen vielstimmige Glocken: sie läuten für mich den Frühling ein.

Das Schloß war einst der Sitz eines glänzenden Hofes; aus den Bogenfenstern des Kaisersaales begrüßten die kaiserlichen Prinzessinnen die vor ihnen ausgebreitete herrliche Landschaft. Sie waren ob ihrer Schönheit berühmt und begehrt; zu ihnen wallfahrteten, wie im Märchen, die Herrscher und Prinzen des Morgenlandes, der Byzantiner, Perser, Mongolen und Turkomanen. Hier oben befand sich das Brautgemach der Prinzessin Katharina, die durch den Ruhm ihrer unvergleichlichen Schönheit den ganzen Orient in Flammen setzte und schließlich nach wunderbaren Liebesabenteuern als Despina Katun den Thron von Persien bestieg. Was haben seit einem Jahrtausend diese Mauern alles erlebt in friedvoller Luft und bei Sturm und Gewalt, was haben sie gesehen und gehört bei Sonnenschein und in lauschigem Mondeslicht!

Der Hügel Boz Tepe (vgl. S. 161) bildete zu heidnischer Zeit die Hauptstätte der Mithras-Verehrung, der orgiastischen Huldigung vor dem iranischen Sonnen- und Lichtgotte. Auf erhöhtem Punkte war diesem eine Bildsäule errichtet. Als nun unter dem Kaiser Diocletian (284–305 n. Chr.) die Reaktion des Heidentumes eine allgemeine blutige Verfolgung der jungen, für staatsgefährlich erachteten christlichen Sekte hervorrief, beschloß ein Trapezunter Bürger und heimlicher Anhänger des Christentumes mit Namen Eugenius, zu nächtlicher Zeit die Mithrassäule umzustürzen. Hierbei wurde er ertappt, mit zweien seiner Genossen zu Tode gesteinigt

und späterhin als St. Eugenius zum Heiligen befördert. In dieser Eigenschaft vermochte er in Krieg und Kriegesnöten viel für seine Vaterstadt zu tun und rückte allmählich zum Nationalheiligen vor. An der angeblichen Stelle seines Märtyrertodes errichteten fromme Großkomnenen die Kirche St. Eugenius, die später von den Osmanen in die Moschee Jeni Dschuma umgewandelt wurde. Hübsch zwischen Lorbeergebüsch und Feigenbäumen gebettet, zeigt sie rein byzantinischen Stil mit schöner, lichtdurchbrochener Kuppel.

Etwa 15 km westlich Trapezunt liegt der freundliche, wohlhabende griechische Hafenort Platana, die „Platanenstadt". Die gute Fahrstraße dahin führt auf dem baum- und gartenreichen Hochufer an einem hübschen Kiosk, dem Denkmal für einen zu Hamidischer Zeit ermordeten General, an stimmungsvollen Friedhöfen mit prachtvollen Zypressen, die wie Schildwachen an den Gräbern stehen, an Kasernen und Exerzierplätzen und schließlich an der Aja oder Hagia Sophia vorüber. Diese älteste Kirche Trapezunts ward auf dem Hochufer des Meeres nach dem Muster ihrer Namensschwester zu Byzanz unter dem Großkomnen Manuel I. im dreizehnten Jahrhundert erbaut, späterhin zu einer wegen Baufälligkeit jetzt nicht mehr benutzten Moschee, der Sophienmoschee, umgewandelt und noch in und nach dem letzten russisch-türkischen Kriege eine Zeitlang als Militärmagazin benützt. Mehrfach restauriert, bildet sie unstreitig eines der schönsten Denkmäler byzantinischer Kunst. Der Eingang ist vermauert, das Kloster verlassen; das Grundgemäuer läßt aber noch

Trapezunt. Grabkiosk.

Trapezunt. Aja Sophia.

deutlich den ursprünglichen Umfang und die Stilformen erkennen. Etwa 30 m entfernt und gleich einem Wachtposten an den Uferrand vorgeschoben, erhebt sich ein viereckiger Glockenturm, dessen Eingang ich auf einer verfallenen Steintreppe mit Hilfe einer Leiter und dort spielender Dorfjungen erkletterte. Die hölzerne Wendeltreppe im Innern nach der Plattform, von der man mir die Aussicht gerühmt hatte, erwies sich indessen unersteigbar; sie ist ganz und gar zusammengebrochen.

Das Städtchen Platana liegt am Ausgange eines malerischen Flußtales, des Galamina Dere, zwischen dem Meere und schwellenden Waldhöhen, inmitten blühender Gärten und riesenhafter Kastanienbäume. Man sagte mir, es käme vielleicht wegen zu großer Geländeschwierigkeiten an Stelle von Trapezunt als Ausgangspunkt für die geplante Bahn nach Erserûm in Frage, was einiges für sich zu haben scheint, da der Hafen von Platana ziemlich geschützt ist und sich leicht erweitern und ausbauen lassen dürfte.

Am Abend des siebzehnten Mai verlasse ich den Hafen von Trapezunt. Das Scheiden wird mir schwer. Blauschwarz wölbt sich die Nacht über den dunklen Bergen, in flimmerndem Scheine dehnt sich die Stadt am Ufer entlang und die Höhen hinan, das Meer atmet langsam mit tiefen Zügen, die Lichter des Himmels perlen und hüpfen und spielen auf den glitzernden Wogen. Leise erzittert das mächtige Schiff unter dem Druck der bohrenden Schraube; es leuchten die weichenden Wasser, und eine glänzende Schleppe zieht hinter her. Vom Gebirge weht es von Waldesfrische und Blütenduft.

Einen Tag noch mache ich Rast in der Kirschenstadt Kerasund (Kerasūs, Pharnacia). Gleich ihrer größeren Schwester Trapezunt eine Pflanzung von Sinope, liegt sie, wie jene, lieblich eingebuchtet zwischen buschbewachsenen Höhen. Von Kerasund verbrachte der Feinschmecker Lucullus im Jahre 73 v. Chr. die Kirsche nach Europa. Nahe davor und kaum außerhalb des Hafens erhebt sich über dem Meeresspiegel das kleine Felseneiland Kerasund Adasi (Aretias), seltsamerweise die einzige Insel im Schwarzen Meere. Ein Boot bringt mich hinüber. Trümmer eines byzantinischen Klosters, vielleicht auf den Grundmauern des im Altertume berühmten Amazonentempels des Mars, sind in dem verlassenen Raume zerstreut. Nach der Sage zogen die Argonauten auf der Rückkehr hier ihre Schiffe auf den Strand und bestanden den Kampf mit den menschenfressenden „stymphalischen Vögeln".

Ich ersteige den Burgberg hinter der Stadt. Zerfallene byzantinische Befestigungen mit mächtigem Mauerwerk und eingeschobenen Viereckttürmen krönen die abgestumpfte Höhe und ziehen sich zum Meere hinunter. Wundervoll ist der Ausblick. Einst stand hier oben eine starke Feste des pontischen Königs Mithridates; in ihr hatte er seine Schätze geborgen und seine Frauen und Schwestern, die freiwillig in den Flammentod gingen, um nicht in die Hände des Lucullus und seiner Legionen zu fallen. –

Kerasund.

Schlußwort.

Und nun vorwärts der Heimat zu! In kaum sechs Wochen durchmaß ich ein weites Land, sah Schlachtfelder und Ruinen und Klöster und folgte den Spuren Xenophons.

Einst, in sagenhafter Zeit, fuhren kühne Seefahrer, die Argonauten, hinaus in kolchisches Land, das goldene Vließ sich zu erringen. Auch ich zog dahin und habe ein goldenes Vließ gefunden, halte es fest und trage es heim: es ist das Thalatta, Thalatta! der Griechen und die Erinnerung an zauberhafte Nächte, an Blütenduft und Frühlingspracht des Pontischen Waldes.

Eile dich, mein gutes Schiff, eile, „denn spät ist es schon und der Weg noch weit"!

DER ZUG XENOPHONS

BIS ZUM SCHWARZEN MEERE

EINE MILITÄR-GEOGRAPHISCHE STUDIE

(HIERZU KARTE II)

„Hoch klingt das Lied vom braven Mann."
G. A. Bürger.

Einleitung.

Als ich im Frühjahr 1908 von Damaskus aus die Wüstenreise über Palmyra euphratabwärts nach Bagdad antrat, hatte ich den Xenophon in der Tasche, und manche Stunden auf dem Marsche oder in Chan und Zelt beschäftigte ich mich mit seinen fast zweieinhalb Jahrtausende zurückliegenden wunderbaren Erlebnissen. Auf dem entgegengesetzten Ufer des Euphrat über 600 km weit seinen Spuren folgend, überschritt ich dann oberhalb von Babylon den Strom und durchquerte das Schlachtfeld von Kunaxa, wo 401 v. Chr. das Heer des im Kampfe gefallenen jüngeren Kyros, trotz eines Teilsieges der Griechen, von dem Großkönige Artaxerxes II geschlagen wurde.

Meine Fahrt war eintönig und entbehrungsreich. Wenn ich aber um mich blickte und im Geiste gleichsam neben mir die antiken Gestalten marschieren sah in glühendem Sonnenbrand über Sand und Gestein der Wüste, ward sie für mich reizvoll und wechselnd, und mit jedem Tage mehrte sich mein Interesse an der weltgeschichtlichen Begebenheit.

So leitete mich denn bei dem Entschlusse, von Bagdad aus anstatt zur See um Arabien herum, zu Lande durch Kleinasien zurückzureisen, und zwar tigrisaufwärts über das armenische Hochgebirge und Erserûm nach dem Schwarzen Meere, neben der Aussicht auf eine wilde und großartige Natur und neben dem Ungewöhnlichen und der mich allezeit lockenden Gefahr, vornehmlich der Wunsch, dem Zuge Xenophons weiterhin nachzugehen und vom militärischen Standpunkte aus womöglich zu dessen Klarstellung, namentlich in seinem letzten Teile, dem Niederstiege von dem armenischen Hochlande nach Trapezūs (Trapezunt), beizutragen.

Von Babylonien aus marschierten die Griechen auf dem östlichen (linken) Tigrisufer nach Norden. Ich wählte die andere

Flußseite, weil der Weg dort weniger begangen und bekannt ist und mir ferner daran lag, die deutschen Ausgrabungen bei Kalat Schergat zur Freilegung der Ruinenstätte von Assur zu besuchen.

Leider konnte ich von Mosul ab der Bahn Xenophons nicht länger folgen, da die dortselbst einem solchen Marsche damals entgegenstehenden Schwierigkeiten sich nicht überwinden ließen und auch späterhin die noch tief verschneiten Pfade über das armenische Hochgebirge einen Durchgang in nördlicher Richtung verwehrten. Ich hatte keine andere Möglichkeit, als unter Aufgabe des geplanten Marsches zum Schwarzen Meere mich westwärts zu wenden. Den Euphrat und Mons Amanus überschritt ich nördlicher als Xenophon, dessen Wegespur ich erst in der kilikischen Ebene wieder traf und ihr nun, aber in der umgekehrten Richtung, über Tarsos und durch die Kilikischen Tore des Tauros bis Ikonion (Konia) nachzog.

Den Vormarsch der Griechen nach Babylonien und ihren Rückzug bis an die Kurdischen Berge kennen wir ja ziemlich genau. Über den von dort ab bis zum Schwarzen Meere zurückgelegten Weg erweisen sich jedoch Xenophons Angaben, und zwar in zunehmendem Maße, derart lückenhaft, daß sie keinen sichern Anhalt mehr bieten und daher seit lange zum Gegenstande der Forschung von Gelehrten und Reisenden wurden. Offenbar mangelten dem griechischen Führer, nachdem er später selbst in eine leitende Stellung eingerückt war, die Zeit und durch die Beschwerden der winterlichen Märsche über Eis und Schnee inmitten von Feinden auch die Kraft, sich genügende Aufzeichnungen zu machen, und er hat dann bei der nachträglichen schriftlichen Ausarbeitung des Erlebten Entfernungen, Örtlichkeiten und Geschehnisse häufig verwechselt und durcheinandergeworfen. So hält er von den letzteren nur einzelne fest, die ihm besonders eindrucksvoll im Gedächtnisse haften blieben, und schildert sie nun in breiter Form, insbesondere durch Ausgestaltung von Reden, während er über anderes völlig schweigt oder unter Verschiebung von Zeit und Raum flüchtig hinweggeht, selbst wenn es an sich wichtiger und erwähnenswerter gewesen wäre.

Schon während der Niederschrift von „Kairo – Bagdad – Kon-

stantinopel“ über meine damalige Reise und noch mehr in der Folgezeit kam mir immer wieder der Gedanke, ob es nicht möglich wäre, den Zug der Griechen von Mosul ab weiter zu verfolgen. Mit frischem Mute versuchte ich zunächst, mich durch die schier unabsehbare Xenophon-Literatur hindurchzuarbeiten, kam aber bald darauf, daß es das beste ist, das ganze Schrifttum beiseite zu schieben und mich nochmals selbst auf den Weg zu machen. So beschloß ich denn, in neuer Wanderung von dem russischen Gouvernement Kars aus das türkische Armenien zu gewinnen, dort den Weg Xenophons wieder aufzugreifen und auf Grund meiner militärischen, vom Chinafeldzuge her auch in Operationen durch wegeloses Gebirge gewonnenen Erfahrung an Ort und Stelle zu erwägen, wie die griechische Schar zur Winterszeit von dem Oberlaufe des Tigris dahin und weiter nach dem Schwarzen Meere gelangen konnte.

Durch Ausführung dieser, auf vorstehenden Blättern geschilderten Reise darf ich mich nunmehr zu denjenigen Forschern rechnen, die dem Zuge der Zehntausend am weitesten gefolgt sind, denn es fehlen mir davon aus eigener Anschauung nur die Anfangsstrecke des Vormarsches und von dem Rückzuge das Stück von Mosul (Mespila, Ninive) bis zur Ebene Pasin. Da jedoch bei der Gleichförmigkeit der Hochflächen Kleinasiens und Armeniens der Charakter der mir persönlich unbekannt gebliebenen Gebiete mit demjenigen der von mir bereisten im wesentlichen übereinstimmt, und mir zudem schon von früheren Fahrten her Land und Volk Armeniens vertraut sind, meine ich, auch über das nicht Gesehene insoweit ein zutreffendes Urteil zu besitzen, um ermessen zu können, welcher Weg für einen so beträchtlichen Heerhaufen wahrscheinlich bzw. im Winter überhaupt möglich war, und wie eine praktische und militärisch unzweifelhaft begabte Führung gehandelt haben dürfte.

Eine derartige Betrachtung wird vielleicht manche Wesenheit oder manchen Vorgang mehr in das Licht oder in den Schatten rücken, als dies bisher der Fall war; der staunenswerten Leistung Xenophons und seiner Schar soll sie aber von ihrer Größe und Bedeutung nichts nehmen.

Wir können meiner Ansicht nach von der antiken Welt und insbesondere aus Xenophons Anabasis viel lernen, wenn wir unter dem äußerlichen Verlaufe der geschichtlichen Begebenheiten nach deren Entstehungsgrunde und innerem Wesen forschen und dabei, die geschilderten Zeitverhältnisse mit den entsprechenden Zuständen und Einrichtungen der Gegenwart in Vergleich stellend, uns immer wieder fragen: was ist heute anders wie damals, und wie und warum ist es anders. Bei solchem Lesen Xenophons dürfte der Schüler vielleicht freudiger an die Klassenstunde herantreten, als wir es seinerzeit taten, und, des Erwerbes an Wissen froh, von der Schulbank in das praktische Leben einen bleibenden Besitz mitnehmen, den er auch zu verwerten imstande ist.

So kann ich es mir nicht versagen, nachfolgend ein Gesamtbild des Zuges der Griechen bis zum Niederstieg am Schwarzen Meere zu geben, wie es sich mir – und darin liegt das unterscheidende Merkmal gegen alle sonstigen Besprechungen – als erfahrenem und landeskundigem Soldaten darstellt. Naturgemäß gehe ich geographisch dabei im einzelnen mehr auf die Wegestrecken ein, die ich durch Augenschein kenne, und auf denen ich mit Bestimmtheit in den Fußstapfen Xenophons gewandelt bin oder gewandelt zu sein persönlich die feste Überzeugung gewonnen habe.

Der 404 v. Chr. zu Babylon verstorbene persische Großkönig Dareios II. hatte zwei Söhne, Artaxerxes und Kyros mit dem Beinamen der Jüngere.[1]) Dieser, ungewöhnlich begabte und von seiner Mutter Parysatis vor ihrem anderen Sohne Artaxerxes begünstigte Prinz war schon 407 v. Chr., kaum siebzehn Jahre alt, von Dareios über weite Gebiete Kleinasiens – Lydien, Groß-Phrygien und Kapadokien – gesetzt und zugleich mit dem Oberbefehle aller dort stehenden Truppen betraut worden, so daß er also nach unseren Begriffen, etwa ähnlich dem Statthalter des

1) Zur Unterscheidung von Kyros dem Älteren, dem Begründer des persischen Weltreiches und größten aller asiatischen Herrscher (etwa hundertfünfzig Jahre vor Xenophon).

Kaukasus, die Stellung eines Generalgouverneurs mit den Befugnissen eines Kommandierenden Generals bekleidete.

An das Sterbelager seines Vaters gerufen und auch bei der Thronbesteigung seines älteren Bruders Artaxerxes II. zugegen, ward nun Kyros diesem gegenüber, ob mit Recht oder Unrecht, verräterischer Umtriebe angeklagt und zum Tode verurteilt, auf Fürsprache seiner Mutter jedoch nicht nur begnadigt, sondern sogar in seiner bisherigen Stellung belassen. Die Erinnerung aber an die Gefahr, in der er geschwebt hatte, und an die ihm widerfahrene Kränkung vermochte der ehrgeizige Prinz nicht zu überwinden, und so beschloß er, mit den Machtmitteln seiner weit entfernten Satrapie den Großkönig vom Throne zu stoßen und sich selbst an seine Stelle zu setzen (X. I. 1. 4).

Damit sind Veranlassung und Zweck seiner politischen Maßnahmen und militärischen Rüstungen gegeben.

Politisch war es das Bestreben des Prinzen, mit heimlicher Unterstützung seiner Mutter in der Umgebung des Königs eine „Hofpartei" zu gewinnen, dem nach dem Peloponnesischen Kriege vorherrschenden Sparta, soviel er nur konnte, Gefälligkeiten zu erweisen, tüchtige Ausländer durch Geschenke und gastliche Aufnahme sich zu verpflichten sowie endlich Streitigkeiten an den Grenzen seiner Satrapie zu schaffen oder vorhandene geschickt zu benützen, um sich einmischen und so Maß und Ziel seiner militärischen Rüstungen leichter verschleiern zu können.

Diese, die militärischen Rüstungen, bestanden darin, daß Kyros einmal seine zahlreichen einheimischen Truppen, „das Barbarenheer", an seine Person fesselte und für ihre kriegsgemäße Ausbildung Sorge trug, und dann, daß er möglichst viele Griechen, die damals für die besten Soldaten galten, in seine Dienste nahm, indem er erprobten Söldnerführern bzw. Männern von militärischem Rufe als Anführern oder Strategen Geldmittel zur Verfügung stellte, mittels deren jene wiederum durch Werbeoffiziere griechische Bürger in ihren Heimatländern zum Heeresdienst zusammenbrachten. An solchen „Söldnern" herrschte zu jener Zeit, bald nach Beendigung des Peloponnesischen Krieges, in dem verarmten Griechenland ein reichliches Angebot; brotlos ge-

wordene soldatische Existenzen, Abenteurer, darunter selbst solche mit einigem Vermögen, das sie in des Kyros Diensten zu vermehren gedachten (X. VI. 4. 8), und Landesflüchtige waren allenthalben zu haben.

Aus der Art der Anwerbung ergaben sich Gliederung und Befehlsverhältnisse im wesentlichen von selbst. Die Anführer unterstanden ihrem Soldgeber, dem Kyros, die Söldner ihren Anführern, denen sie sich zunächst verpflichtet hatten, und unter diesen wiederum den Werbeoffizieren als ihren Hauptleuten. Zwischen den einzelnen Anführern gab es anscheinend im allgemeinen keine bestimmte Rangordnung, sondern nur nach Ermessen des Kyros eine solche von Fall zu Fall. Sie befehligten ihre Heerhaufen selbständig und standen mit ihren Truppen zueinander teilweise in einem aus der Heimat übertragenen gespannten Verhältnisse, das sich, sehr zum Schaden des Ganzen, bei einzelnen Vorkommnissen sogar bis zu offener Gegnerschaft steigerte.

In mehrfacher Hinsicht durchaus zutreffend hat man die nur zu Fuße dienenden griechischen Söldner mit den deutschen Landsknechten des späteren Mittelalters verglichen. Meines Erachtens liegt aber doch ein wesentlicher Unterschied darin, daß die Landsknechte eine straffere Organisation hatten und ihre Entstehung lediglich dem Bedürfnisse verdankten, an Stelle der vom Deutschen Reiche abgefallenen Schweizer in diesem und für dieses eine zuverlässige einheimische Fußtruppe zu schaffen, während die Griechen sich Fremden zum Kampfe gegen Fremde und, bei der Zersplitterung und Gegnerschaft der griechischen Staaten, selbst gegen Griechen verpflichteten. Ich möchte daher die Griechentruppe des Kyros eher eine Fremdenlegion nach Landsknechtart benennen.[1])

Ihre Verfassung war eine demokratische. Der einzelne Söldner

1) Auch die römischen Legionen Caesars – dreihundertfünfzig Jahre später – waren im wesentlichen eine Söldnertruppe; denn sie bestanden zwar ausschließlich aus römischen Bürgern, aber in der überwiegenden Mehrzahl nur aus solchen der ärmeren Klasse, die sich um des Soldes willen anwerben ließen.

fühlte sich als freier, seinen Vorgesetzten gegenüber mehr oder weniger gleichberechtigter Mann, was auch in dem geringen Unterschiede der Gebührnisse zum Ausdruck gelangt, indem der Monatssold für den gemeinen Mann sich auf eine Dareike[1]), für den Hauptmann und Anführer nur auf das Doppelte bzw. Vierfache belief. Hiervon mußten die Leute sich kleiden, bewaffnen und, allerdings meist nur in Freundesland, beköstigen, so daß sie, wenn auch der damalige Geldwert das Vier- und Fünffache des heutigen betrug, zu Ersparnissen lediglich auf Beutegelder oder spätere Belohnungen angewiesen waren und mit diesen wohl auch von vornherein rechneten.

Die damaligen Griechen waren den Persern weit überlegen, nicht nur als einzelne moralisch, körperlich und durch zweckmäßige Bewaffnung, sondern mehr noch durch ihre militärische Schulung in größerm Verbande, durch die Taktik. Diese Vorzüge waren dem Kyros wohl bekannt, und er nahm auch keinen Anstand, sich einmal darüber vor den nach der nächtlichen Musterung in Babylonien (vgl. S. 212) versammelten griechischen Offizieren, seinen „Kameraden", offen auszusprechen. „Nicht aus Mangel an einheimischen Leuten", sagt er dort (I. 7. 3), „habe ich euch zu meinen Mitstreitern gewählt, sondern weil ich euch für besser und tüchtiger halte, als viele Barbaren. Zeigt euch nun als Männer würdig der Freiheit, die ihr besitzet und um derentwillen ich euch glücklich preise; denn seid überzeugt, ich würde sie all meinen vielen und mannigfaltigen Gütern vorziehen." Es sind dies Worte, die vor fast zweieinhalb Jahrtausenden aus dem Munde eines persischen Königssohnes, selbst wenn sie von Xenophon verschönt wiedergegeben sein sollten, immerhin einer besonderen Beachtung wert erscheinen, da sie im Vereine mit anderen Vorgängen zeigen, wie Kyros selbst sich zu seinen griechischen Söldnern stellte, die ihrerseits Vertrauen zu ihm hatten und ihm gerne dienten (X. I. 2. 2). Augenscheinlich war das gegenseitige Verhältnis ein rein persönliches. Es beruhte auf

1) Die gewöhnliche persische Goldmünze, an Wert etwa zwanzig Mark, auf der einen Seite mit dem Gepräge des Königs, auf der andern mit dem eines knienden Bogenschützen.

einem Mietsvertrage, in dem Rechte und Pflichten beider Teile, des Soldgebers wie der Soldnehmer, genau bestimmt waren; traten Unklarheiten ein oder hielt man die Festsetzung des Vertrages von der einen oder andern Seite nicht inne, so wurde er hinfällig bzw. es griff eine Neuregelung Platz.

Auf solcher Grundlage konnte es mit der Disziplin, dem „Gehorsam gegen den Vorgesetzten", naturgemäß von Anbeginn an nur schwach bestellt sein, und es ist begreiflich, daß dieser mißliche Zustand auf dem langen Rückzuge von Babylonien zum Schwarzen Meere sich noch steigerte, und von da ab die mangelhafte Disziplin sich schließlich zu völliger Disziplinlosigkeit wandelte. Unzweifelhaft wäre die Truppe hieran zugrunde gegangen, bildet doch die „Manneszucht allewege den Grundpfeiler einer Armee und die Vorbedingung für den Erfolg" (vgl. Einleitung zu unserer Felddienstordnung), hätten es die Führer und im weiteren Verlaufe an leitender Stelle Xenophon nicht verstanden, mit schier unglaublicher Geduld und unter Zuhilfenahme aller erdenklichen Beweggründe, darunter vornehmlich des Selbsterhaltungstriebes und Nationalstolzes, den oft entgleisten Karren immer wieder auf den Weg zu schieben.

Den Kern und die Mehrzahl der griechischen Legionäre bildeten die Hopliten oder Schwerbewaffneten; es waren ausschließlich Griechen von kräftigem Körperbau und bereits mit einer gewissen Kriegserfahrung und militärischen Schulung. Sie erfreuten sich eines größeren Ansehens als die Leichtbewaffneten (Speerwerfer, Schleuderer und Bogenschützen), die zumeist nur aus Hilfsvölkern, wie Thrakern, Kretern und Rhodesiern, bestanden.

Was die Gefechtsstärke der Griechen betrifft, so ist, wenn man allgemein von einem Zuge der Zehntausend spricht, dies eigentlich nur für die ungefähre Anzahl der von Sardes Ausrückenden und nach etwa einem Jahre zum Schwarzen Meere Gelangenden zutreffend. In der Zwischenzeit, also während der Operationen selbst, war, wie die beiden Musterungen bei Kelainai und kurz vor der Schlacht bei Kunaxa ergeben, die Legion durch Zuzüge erheblich zahlreicher.

Dazu kam der Troß, auf den ich gleich hier näher eingehen

möchte. In mehreren Besprechungen finde ich nämlich die Bemerkung, der Troß habe im argen gelegen, und zwar unter Hinweis darauf, daß die Führer da und dort eingreifen mußten, ja sogar an bestimmten Orten sich aufstellten, um ihn vorbeiziehen zu lassen und hierbei Überflüssiges herauszuwerfen. Er mag nun gewiß in keiner musterhaften Ordnung gewesen sein, sonderlich schlimm kann es aber nicht um ihn gestanden haben, wenn man seine Größe und die außerordentlichen Wegeschwierigkeiten in Betracht zieht.

Viele, sogar die meisten Hopliten hatten einen einheimischen Burschen mit zum Tragen der überschweren Rüstung sowie zur Unterstützung in Quartier und Biwak. Auf Lasttieren und Karren mußten ein anderer Teil der Bewaffnung, das Gepäck und, häufig auf längere Zeit hinaus, große Verpflegungsvorräte für die fechtende Truppe und für den Troß selbst mitgeführt werden. Dann kamen die Getreide- und Weinhändler, die gleich einem wandernden Markte dem Zuge folgten – auf dem Vormarsche allerdings anscheinend meist dem „Barbarenheere“ – und gewissermaßen auch zum Troße gehörten, da die Truppen auf sie angewiesen waren ebensowohl der Verpflegung wie auch der Möglichkeit wegen, Beutestücke bei ihnen zu verwerten oder gegen Lebensmittel einzutauschen. Zudem hielten die Griechen von der Sittlichkeit nicht allzuviel; wir wissen, daß dem Zuge eine Menge Dirnen und, nach den Anschauungen der damaligen Zeit, sonstiger Persönlichkeiten folgte, die nicht nur zur Sinnenlust und Kurzweil dienten, sondern in schwierigen Momenten auch handelnd hervortraten, indem sie, wie beim Überschreiten des Kentrites (vgl. S. 234), durch Erheben des Kriegsgeschreies die Truppen anfeuerten (X. IV. 3. 19).

Gewiß war nun der Soldat damals genügsamer als heutzutage, leben aber, den Magen füllen mußte er doch, und Konserven gab es nicht; die Tiere zudem beanspruchten die gleiche Nahrungsmenge zu des Kyros Zeiten, wie sie deren heute bedürfen. Man wird daher kaum fehlgehen mit der Annahme, daß, zeitweise wenigstens, der Troß der Legion zahlreicher und auch von größerem räumlichen Umfange war als die fechtende Truppe. Und was

sehn wir nun? Der Troß ist immer da, er kommt über Stock und Stein, durch Wüstensand, Eis und Schnee überall mit und behindert die Bewegungsfreiheit der Truppen meist nur in beschränktem Maße. Selten nur lesen wir oder können es aus dem Gange der Ereignisse entnehmen, daß er verspätet eintraf, fast nie, daß er gefehlt hat. Fürwahr eine großartige Leistung!

Wollte man aber daraus, daß die Führer da und dort zur Verminderung des Trosses eingreifen mußten, auf dessen üble Verfassung schließen, so täte man meiner Ansicht nach unrecht. Jeder erfahrene ältere Offizier weiß, wie schwierig es schon bei den Manövern ist, die Bagagen und Trains, wahre Schmerzenskinder der Führung, in Ordnung zu halten und so zu dirigieren, daß die Truppe sie am Marschziele rechtzeitig zugeführt erhält. Wie oft lassen höhere Vorgesetzte die Bagagen an sich vorüberziehen und werfen Gegenstände heraus, die nicht dazu gehören und gegen die Vorschriften eingeschmuggelt wurden! Denn gerade die bei der Bagage herrschenden Zustände gelten bei uns gewissermaßen als Richtschnur für die Beurteilung der gesamten Disziplin, und mit Recht, denn wie wir im Leben gar viele Dinge zu richtiger Erkenntnis besser von der Kehrseite betrachten, so wird man auch eine marschierende Truppe gewiß zutreffender beurteilen, wenn man von hinten durch ihren gesamten Verpflegungs- und Munitionsapparat in sie hineinreitet, als wenn man sie nur von vorne sieht.

Und nun gar im Kriege! Ich war als einer der jüngsten Offiziere des Regiments im Feldzuge 1870 71 zu meiner Bekümmernis längere Zeit bei der Bagage kommandiert und weiß noch heute, was ich durchzumachen hatte, und wie es zuging. Und dies in einer Truppe mit eiserner Disziplin, beim Vormarsche in einem Lande mit den damals besten Chauseen und Wegen der Welt und – September und Oktober! – in günstigster Jahreszeit. Die Landsknechte hatten für die Bagage ihre „Hurenweibel“ und „Rumormeister“; bei den Griechen, die allerdings, wie erwähnt, nicht die feste Organisation der Landsknechte besaßen, fehlten anscheinend ähnliche Würdenträger, wenigstens werden sie nicht erwähnt.

Wochen- und monatelang marschierte die Legion durch glühende Wüsten und überstieg in wildem, rauhem, unwegsamem Lande zur Winterszeit in tiefem Schnee und bei eisiger Kälte, ungewohnt solchen Klimas, Pässe so hoch und noch höher als die Furka. Ich habe in China meine verhältnismäßig nur kleine Expedition Mitte Februar über das Grenzgebirge zwischen den Provinzen Chili und Shansi geführt. Wie schwierig waren nur während der wenigen Tage Fortkommen und Verpflegung, und mit welchen Nöten hatten meine doch wohlgeordneten und in strenger Zucht gehaltenen Tragtierkolonnen zu kämpfen (vgl. Aus Ost und Süd, S. 25 u. 39)! Und dann später meine Karawanenreisen nach Bagdad und zurück über den Mons Amanus und Taurus (vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel) sowie jetzt über das armenische Hochland zum Schwarzen Meere! Ich meine, wenn wir den Leistungen der Zehntausend unsere Bewunderung gerne zollen, wir, und ich stehe nicht an zu sagen noch mehr, über diejenigen ihres Trosses staunen müssen, die zu beschönigen – es waren ja dabei fast nur einheimische Leute – der Grieche Xenophon gar keine Veranlassung hatte, daß er mitkam in solchen Ländern, auf solchen Wegen und durch die Fährlichkeiten eines tagtäglich vom Feinde bedrohten Rückzuges! –

Das Sanitätswesen konnte naturgemäß nicht so entwickelt sein, wie es unsern Begriffen geläufig ist; Ärzte jedoch, d. h. Chirurgen, waren mit und auch gleich in beträchtlicher Anzahl zur Stelle, wo und wann man sie gebrauchte, denn wir lesen, daß nach einem verlustreichen Gefechte in den kurdischen Vorbergen für die in Dörfer gebrachten Verwundeten acht Wundärzte bestellt wurden (X. III. 4. 30; vgl. S. 228).

Für die Unterkunft führten die Griechen auf dem Vormarsche und bei dem ersten Teile des Rückzuges Zelte mit, gleich geeignet zum Schutze gegen die Gluthitze des Tages wie gegen Tau und Kühle der Nacht. Natürlich machten sie auch davon Gebrauch, aber nur insoweit sie nicht in Städten oder Dörfern unterkommen konnten, wo sie zudem in der Lage waren, ihre Verpflegungsbestände zu ergänzen. Sie befolgten also hierin schon wohlweislich die heute bei uns geltende Regel: „Ein schlechtes

Quartier ist immer noch besser als ein gutes Biwak", und zwar im Gegensatze zu dem üblichen Verfahren der römischen Truppen, wie wir es von Cäsar kennen. Diese bezogen stets[1]) außerhalb der Wohnsitze und von ihnen abgetrennt ein Lager, dessen Einrichtung und Befestigung mit Wall und Graben zwar durch die Notwendigkeit ständiger Kriegsbereitschaft geboten war, nach anstrengenden Märschen für die schwer bepackten Soldaten aber auch eine außerordentliche Belästigung bildete.

Beim Beziehen der Unterkunft ward nicht immer aufmarschiert, sondern man belegte auch beim Halt, wie Xenophon II. 2. 16 erzählt, und genau wie es bei uns üblich ist, die Dörfer an und seitwärts der Straße aus der Marschkolonne heraus derart mit den Truppen, daß diese am andern Tage ohne weiteres und unter Vermeidung ermüdender Sammelbewegungen sich zum Weitermarsche auf die Straße wieder einfädeln konnten.

Selbstverständlich war bei einer so weit ausholenden und nach Gelände- und Wegeverhältnissen so schwierigen Unternehmung, wie der vorliegenden, die Regelung der Verpflegung von der größten Bedeutung; bleibt es doch zu allen Zeiten wahr, daß ein hungriger Soldat wenig taugt, und daß Mut wie Leistungsfähigkeit in einem direkten Verhältnisse stehen zu der Füllung des Magens. So sehen wir denn jeden Verbleib in bewohnten Gegenden, insonderheit jeglichen Aufenthalt in einer größern Stadt, namentlich vor Wüsten- und Gebirgsmärschen, zur Beschaffung von Lebensmitteln bzw. zur Ergänzung der Vorräte benützt. Diese wurden in Freundesland gekauft (vgl. S. 177) und hierfür nicht selten übertrieben hohe Preise bezahlt (X. I. 5. 6). In Feindesland aber galt der auch von uns, obwohl durch das „Requisitionssystem" mit größerer Ordnung und Schonung befolgte Grundsatz: „Der Krieg ernährt den Krieg."

Was den wichtigsten Verpflegungsgegenstand, das Brot, betrifft, so glaube ich, daß die Griechen sich dasselbe auf ähnliche Weise bereitet haben, wie es heute noch im Orient gebräuchlich ist und

1) Ausnahme: Caesar de Bello Gallico III. 1. 6. Die belegte Ortschaft mußte aber vorher von den Bewohnern geräumt werden.

v. Moltke es folgendermaßen schildert[1]): „Das Mehl wird zu einem dünnen Fladen ausgeknetet und auf Eisenblechplatten, die man in einem Kochloche über das Feuer stülpt, wie eine Omelette schnell gebacken". Wo es, z. B. in der Wüste, an Holz fehlte und man sich nicht sonst zu helfen wußte (X. II. 1. 6), benützten sie zur Feuerung wohl trockenes Gras oder in der Sonne gedörrten Mist.

Neben der Ernährung bildete eine Lebensfrage das Wasser, „das jegliche Kreatur lebendig macht" (Korân), denn ein solch stattlicher Heerhaufen – ich rede hier nicht einmal von dem um ein vielfaches größern „Barbarenheere", das neben oder hinter den Griechen marschierte – bedarf auch des Wassers und vielen Wassers. Dies ward von ausschlaggebender Bedeutung, wo die Armee durch Wüstengebiete marschieren mußte; in diesen war sie für Marsch und Rast an die Stromläufe und, wie Xenophon I, 5. 7 ausdrücklich hervorhebt, an die Wasserstellen gebunden.[2])

1) v. Moltke, Zustände und Begebenheiten in der Türkei, S. 275.

2) Ich kann es nicht genug bedauern, daß im Frühjahre 1908 die leidige Choleraquarantäne es mir unmöglich machte, von Ägypten aus die Sinaihalbinsel nach Arabien zu durchqueren und mit der aus meinem Berufsleben gewonnenen Erfahrung zur Lösung der noch immer ungeklärten Frage beizutragen, ob und inwieweit es möglich war, ein zahlreiches Volk mit seinen Herden in der dortigen Wüste zu bewegen und zu erhalten (vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel, S. 11). Wüstengebiete können sich ja im Bereiche der Menschheitsgeschichte nur unwesentlich ändern, wenn auch vielleicht vor Jahrtausenden stellenweise Wasser und damit Baumwuchs und Pflanzentum reichlicher vorhanden gewesen sein mögen als jetzt. Über die Sinaihalbinsel aber entnehmen wir dem Zeugnisse des nur sechshundert Jahre nach Moses lebenden Propheten Jeremias (2, 6), daß sie damals schon „ein Land war der Heide und Schlucht, der Dürre und Todesnacht, ein Land, da niemand wandelt und woselbst kein Mensch sich aufhält".

Wenn man nun weiß, wie lange Zeit nur ein paar tausend Menschen bedürfen, in straffer Ordnung und mit Schöpfgeräten ausgerüstet, um sich selbst aus mehreren ergiebigen Brunnen mit Wasser zu versehen, dessen sie doch auch für ihre Tiere nicht einmal, sondern mehrmals täglich benötigen, und dann liest, wie Moses in höchster Not das bittere Wasser eines Tümpels durch einen hineingeworfenen Baum schmackhaft machte (2. Mos. 15, 25) oder „die Kinder Israels" gar aus einem Felsen tränkte (2. Mos. 17, 6), so dürfte schon allein dadurch die ganze Erzählung des „Millionen"-Auszuges der Zahl nach in das Reich der Legende gerückt sein. Es ist ja wohl hier, wie bei der Sintflutsage und manch anderem ein wahrer Kern vorhanden, aber er ward so sehr von ins Ungemessene gesteigerten Übertreibungen und Zutaten umschalt, daß er sich kaum mehr erkennen läßt.

Marschsicherung und Meldedienst waren während des Vormarsches – nachher wurde es anscheinend damit besser – sehr mangelhaft und blieben auch vernachlässigt, als man sich, und bewußter Weise, bereits in unmittelbarer Nähe des Feindes befand. Dies Außerachtlassen eines so wichtigen Dienstzweiges ist eine ganz eigentümliche, fast unerklärliche Erscheinung, auf die ich später noch zurückkommen muß, da sie Kyros vor der Schlacht bei Kunaxa einerseits zu einer übertrieben ängstlichen, die Truppen unnötig ermüdenden Gefechtsbereitschaft und dann wiederum bei dem Weitermarsche zu einer solchen Sorglosigkeit verleitete, daß dadurch fast eine Überrumpelung seitens des augenscheinlich besser unterrichteten Großkönigs herbeigeführt wurde. Wir sehen auch hierin einen merklichen Unterschied zwischen der damaligen Kriegführung der Griechen bzw. des Kyros und der spätern der Römer. Bei der Verfolgung der Helvetier nimmt Cäsar seine gesamte Reiterei, viertausend Pferde, vor die Front, um in steter Fühlung mit dem Feinde zu bleiben (equitatum omnem, ad numerum quattuor milium, praemittit, qui videant, quas in partes hostes iter faciant, Caesar de Bello Gallico I. 15. 1), und an anderer Stelle: er schickt die ganze Reiterei voraus (equitatum omnem ante se mittit, ebenda I. 21. 3).

In der Marschordnung bildeten, als die Griechen späterhin auf sich allein angewiesen waren, nach Xenophons eigenen Worten (VII. 3. 37) bei den Märschen am Tage je nach Beschaffenheit der Gegend bald das schwere, bald das leichte Fußvolk, bald die Reiterei den Vortrapp, während zur Nachtzeit stets die langsameren Truppen voranmarschierten, um ein Auseinanderkommen der Kolonne zu vermeiden. Die erst später und nur in geringer Anzahl vorhandene Reiterei ward hierbei meist hinten gehalten und erst nach Bedarf in beschleunigter Gangart vorgezogen. Wir haben ganz ähnliche Grundsätze, wenn wir sie auch im Sinne einer steten und weitausholenden Aufklärung durch die Kavallerie etwas anders in die Tat umsetzen. Berittene Truppen in größerer Zahl marschieren am besten vorn oder hinten; sie zwischen die Infanterie einzuschieben, empfiehlt sich nicht, weil sie, an sich von rascherem Schritte, durch stetes Verhalten auf die Dauer ungebührlich ermüdet werden.

Die Befehlsführung, teils unmittelbar, teils durch Überbringer, funktionierte erstaunlich gut und schnell, wenn auch die Befehle, selbst sofern sie von leitender Stelle kamen, bei der mangelhaften Disziplin da und dort nicht befolgt wurden (Klearchos in der Schlacht bei Kunaxa vgl. S. 218).

Die ganzen Vorbereitungen für das Unternehmen wurden von Kyros aus den oben angeführten Gründen heimlich (X. I. 1. 6) und, soweit sie sich nicht verbergen ließen, unter dem Vorwande betrieben, es handle sich um einen Vernichtungszug gegen die Pisidier (X. I. 2. 1), ein räuberisches, niemals völlig bezwungenes Bergvolk des Tauros im Süden seiner Satrapie, mit denen und den gleichgearteten Mysiern im Norden er schon früher zu tun hatte (X. I. 9. 14). Demgemäß erfolgte auch die Anwerbung der Griechen ausdrücklich nur für diesen Krieg, eine „Vorspiegelung falscher Tatsachen", aus der dem Kyros bald ernstliche Ungelegenheiten erwachsen sollten.

Die Heimlichkeit der Rüstungen, dazu unter dem Vorgeben eines andern Zweckes, war übrigens eine sehr verständige Maßregel, denn der Perserprinz wußte sich, wie es in jedem despotisch regierten Staatswesen zu sein pflegt, von Spionen umgeben, und es war ihm auch bekannt, daß Tissaphernes, der Satrap von Karien, bereits Verdacht geschöpft und sich mit fünfhundert Reitern eilends auf den Weg zum Großkönige gemacht hatte, um diesen zu warnen und zu Gegenmaßregeln zu veranlassen (X. I. 2. 4).

In Tissaphernes sehen wir das Urbild eines verschlagenen Orientalen, schlau, ränkevoll und rachsüchtig. Ursprünglich in der Machtstellung des Kyros, war er aus dieser von dem königlichen Prinzen verdrängt worden und ihm nur die kleine, wenn auch wichtige Satrapie von Karien verblieben. Dadurch ward er dessen bitterster Feind, ohne indessen seine veränderte Gesinnung zunächst offenbar werden zu lassen; denn er begleitete den Prinzen, immer unter der Maske der Freundschaft und wohl nur um seine Pläne zu erforschen, noch an das Sterbelager Dareios II., verleumdete ihn dann bei Artaxerxes II. und tat auch weiterhin alles, was er nur konnte, ihn und die Griechen zu verderben.

Kyros war eine Herrennatur, ein großangelegter impulsiver Charakter und eine seine ganze Umgebung weit überragende Erscheinung. Für einen kaum dem Jünglingsalter entwachsenen Mann traf er zur Erreichung seines Zieles alle Maßnahmen mit einer geradezu erstaunlichen Umsicht; namentlich verstand er es vortrefflich, das Geheimnis seiner eigentlichen Absicht so vollkommen zu wahren, daß noch lange Zeit nach Beginn der Operationen anscheinend niemand darum wußte, ausgenommen den ihm besonders vertrauten Klearchos (X. III. 1. 10).

Dieser war ein aus seiner Heimat vertriebener Lacedämonier und der bedeutendste Soldat in der griechischen Legion. Ein richtiger Haudegen, war er seit Jahren dabei gewesen, wo immer es etwas zu raufen gab, und so zuletzt auch in des Kyros Dienste getreten. Xenophon schildert ihn (II. 6. 1–15) als einen ausgezeichneten Führer nicht nur im Gefecht, sondern auch in der Sorge für seine Truppe, dabei streng und, soweit ihn seine Heftigkeit nicht fortriß, gerecht. Infolge seiner mürrischen, rauhen Art war er jedoch bei seinen Leuten und, wie es den Anschein hat, in der ganzen Legion wenig beliebt.

Als hervorragendste Persönlichkeit unter den Griechen tritt uns ohne allen Zweifel der „noch in jugendlichem Alter stehende" Athener Xenophon entgegen, ein Schüler des Sokrates und von Hause aus, wie er III. 1. 4 selbst sagt, weder Anführer oder Hauptmann, noch überhaupt Soldat. Ein Gastfreund von ihm, der Böotier Proxenos, der als Anführer in des Kyros Diensten stand, hatte ihn nach Sardes eingeladen mit dem Versprechen, ihm die Freundschaft des weit und breit gerühmten persischen Prinzen zu verschaffen, und ihn so zum Aufgeben der Heimat und zur Teilnahme an dem angeblichen Kriegszuge gegen die Pisidier bewogen. Ob für Xenophons Entschluß, dem Rufe des Proxenos zu folgen, die Freundschaft mit diesem und Ehrgeiz die alleinigen Triebfedern waren, bleibt dahingestellt; vielleicht mögen auch Abenteuerlust und Unzufriedenheit mit den unerquicklichen heimischen Verhältnissen mitbestimmend gewesen sein.

Obwohl also anfänglich nur ein freiwilliger Mitläufer, machte sich Xenophon bald bemerklich, ward zu Beratungen zugezogen

und gewann allmählich, besonders nach der Ermordung des Klearchos und anderer griechischer Führer am Zabatos, einen maßgebenden Einfluß. Mag sein, daß der Athener zu allezeit gerechtem Urteile von spartanischem Wesen zu sehr eingenommen war; dieser für einen Geschichtschreiber vielleicht vorhandene Mangel wurde aber mehr als aufgewogen durch seine ideale Lebensauffassung, durch seine Spannkraft und körperliche Ausdauer, durch die unzweifelhafte militärische Begabung, Besonnenheit, Klugheit und Verstandesschärfe, durch die Fähigkeit, mit praktischem Blick die Mittel stets nach dem Zwecke zu bemessen und jedes Vorkommnis zum Vorteile zu nützen, durch seine Redegewandtheit sowie endlich durch die Art, mit den Leuten umzugehen und sie durch das eigene Beispiel mit fortzureißen. Dabei drängte er sich niemals vor, sondern wußte ohne Hast und Überstürzung seine Zeit abzuwarten.

Xenophon war kein bahnbrechendes Genie, kein Alexander, kein Cäsar und kein Napoleon, aber ein Mensch voll sittlicher Kraft, ein Held der Pflicht und ein Soldat des Glücks. Vielleicht der erste Condottiere großzügigen Stiles, hat er fern von der Heimat in barbarischem Lande die hellenische Auffassung von Mannesmut und Pflichterfüllung hochgehalten und sich in seinem unsterblichen Werke sein eigenes „Lied vom braven Manne“ gesungen. –

Nach der allgemeinen Annahme war es im März des Jahres 401 v. Chr., als Kyros seine Vorbereitungen beendet und die Truppen insoweit versammelt hatte, um von Sardes mit etwa achttausend Griechen und siebzigtausend einheimischen Truppen, dem „Barbarenheere“, aufbrechen zu können.

Ich gehe nunmehr zur Betrachtung des Zuges nach Babylonien und zurück bis zum Schwarzen Meere selbst über und teile ihn hierzu ein in

I. den Aufmarsch von Sardes bis Issos am Mittelländischen Meere (9. März bis Ende Juni 401 v. Chr.)
II. den Vormarsch von Issos nach Babylonien bis zur Schlacht bei Kunaxa (3. September 401 v. Chr.)

III. den Rückzug aus Babylonien, und zwar bis
   a) zu den Kurdischen Bergen (erstes Drittel des November 401 v. Chr.)
   b) in die Ebene Pasin (gegen Ende Dezember 401 v. Chr.) und
   c) zum Schwarzen Meere (erstes Drittel des Februar 400 v. Chr.).

Diesen Zeitangaben lege ich die mir am zutreffendsten erscheinenden Berechnungen von Koch: „Der Zug der Zehntausend“ zugrunde und halte mich, wie in den bisherigen, so auch in den nachfolgenden Ausführungen ausschließiich an das, was uns Xenophon selbst sagt.

Sämtliche Angaben in den einzelnen Abschnitten sind in den unter den bezüglichen Überschriften namhaft gemachten Kapiteln Xenophons enthalten. Nur wo ich zu vergleichender Betrachtung anderweite Stellen heranziehe, werden diese besonders bezeichnet.

Die Schreibart der Namen ist diejenige Xenophons.

I. Der Aufmarsch von Sardes bis Issos am Mittelländischen Meere (9. März bis Ende Juni 401 v. Chr.).

Xen. I. 2. 5 bis I. 4. 3.

Seinem angeblichen Vorhaben entsprechend und ohne Zweifel auch, um anderweit bereit gestellte Abteilungen leichter heranzuziehen, marschierte Kyros zunächst südöstlich durch wohlhabende Gegenden Lydiens und Groß-Phrygiens[1]) nach Kolossai, einer schon von Herodot als bedeutend erwähnten und späterhin durch den Paulus zugeschriebenen „Brief an die Kolosser" bekannten Stadt (Ruinen bei Chonas) an den nördlichen Vorbergen des Tauros. Während eines siebentägigen Aufenthaltes daselbst – auch Xerxes hielt 481 v. Chr. zu Kolossai Rast auf seinem Zuge nach Sardes – nahm er als erste Verstärkung das Regiment des Thessaliers Menon auf. Dann wandte er sich, den Tauros zur Rechten lassend, ostwärts nach der reichen Hauptstadt Groß-Phrygiens Kelainai (Ruinen bei Dinëir). Hier, wo vor ihm ebenfalls Xerxes und nach ihm Alexander der Große verweilten, blieb er – man sieht, er läßt sich Zeit – einen vollen Monat und vereinigte sich mit dem Regimente des Lacedämoniers Klearchos sowie mit andern Abteilungen, so daß die Stärke der von ihm dort in seinem eigenen Tierparke gemusterten griechischen Legion nunmehr elftausend Hopliten und zweitausend Leichtbewaffnete betrug.

Jetzt geschah etwas sehr Merkwürdiges. Kyros marschierte nämlich in fast rückwärtiger Bewegung über Peltai nach Keramon Agora (bei dem heutigen Uschak). Diese Stadt lag an der Südgrenze Mysiens und zugleich an der großen, von Dareios I. vollendeten sogenannten Königsstraße, die dreihundert Meilen weit von Sardes nach Susa in Persien führte, und die der Prinz also

1) Groß-Phrygien zum Unterschiede von Klein-Phrygien am Südgestade des Propontis oder Marmara Meeres.

erst hier nach einem bedeutenden südlichen Umwege erreichte. Diese auffallende Nordschwenkung des Kyros hat man nun damit zu erklären gesucht, er habe durch eine eingeschobene Diversion gegen die Mysier den rege gewordenen Argwohn des Großkönniges beschwichtigen wollen. Solche Ansicht kann ich nicht teilen; denn durch einen derartigen, noch dazu vorübergehenden Wechsel in Absicht und Ausführung würde der Prinz sich vor seinen eigenen Leuten unbedingt geschadet und deren Kritik, zum mindesten die nicht leicht zu nehmende der Griechen, geradezu herausgefordert haben. Dann hätte Xenophon auch ganz gewiß darüber gesprochen, schon um die Handlungsweise des von ihm hochverehrten Kyros zu rechtfertigen oder doch zu entschuldigen. Er sagt aber gar nichts, und zwar, meine ich, weil er jene ohne weiteres für verständig hält.

Als ich anfangs Mai 1908 vom Tauros in die anatolische Hochebene hinunterstieg, waren noch weite Flächen mit Schneewasser bedeckt und versumpft. Was ist nun natürlicher, als daß der Prinz – vierzehn Tage früher! – an Ort und Stelle wegen vielleicht in ungewöhnlichem Maße eingetretener Frühjahrsüberschwemmungen einen Weitermarsch in der bisherigen, fernerhin durch Seengelände führenden Richtung für eine so große Armee nicht ratsam erachtete und es vorzog, sich, wenn auch mit Zeitverlust, lieber nordwärts auf die große Straße zu setzen! So konnten die Truppen seine Maßnahme verstehen, sie brachte ihn nicht in Gegensatz zu seiner ausgesprochenen Absicht, und Xenophon begründet sie gar nicht, weil sie ihm, der ja dabei war und alles mit ansah, ganz selbstverständlich schien. Daß Kyros dann beflissen war, seinen anscheinenden Frontwechsel zur Kenntnis des königlichen Bruders zu bringen und bei diesem auf jede Weise zu seinen Gunsten zu nützen, ist allerdings wahrscheinlich und würde nur als eine Handlung schlauer Vorsicht zu betrachten sein.

Der Umweg kostete Zeit, aber darauf kam es, wie wir bereits gesehen haben, dem Führer in diesem ersten Abschnitte überhaupt nicht an. Vermutlich erwartete er noch Zuzüge einheimischer Truppen, oder er hatte, was wahrscheinlicher ist, Meldung

erhalten, daß die von Miletos herangezogene Flotte mit den letzten Verstärkungen gegen Erwarten erst später vor Issos eintreffen konnte. Gerade das Erscheinen der Flotte an der kilikischen Küste war jedoch für ihn insofern von Bedeutung, als jene ihm erforderlichen Falles den für den Vormarsch nach Syrien offenbar von vornherein in Aussicht genommenen, leicht zu sperrenden Paß der Kilikischen Tore öffnen sollte und auch tatsächlich öffnete. Man darf bei alledem nicht außer acht lassen, daß, wenn kombinierte Operationen heute noch recht schwierig sind trotz Eisenbahnen und Telegraph, und die Sache häufig nicht klappt, sie damals und dort noch erheblich schwieriger sein mußten, wo bei weiten Entfernungen unwegsame Gebirge oder feindliche Gebiete dazwischen lagen und ein abändernder Befehl überhaupt nicht oder nur mit großem Zeitaufwande durchdringen konnte. –

Von Keramon Agora marschierte er auf der Königsstraße ostwärts nach Kaystru Pedion (bei Bulwudun), dem Kreuzungspunkte der Königsstraße mit der Straße von Byzantion (Byzanz) nach Ikonion (Konia). Auf diesem Marsche trat nun ein Umstand ein, der nahe daran war, die ganze Unternehmung, wie viele andere vorher und nachher, zum Scheitern zu bringen: Kyros geriet nämlich in Geldverlegenheit oder vielmehr die längst vorhandene wurde dringend, da „die Soldaten, denen er den Sold von drei Monaten und darüber schuldig war, häufig vor sein Quartier kamen, um ihre Bezahlung zu fordern“. Kyros war eine vornehme Natur, dabei aber trotz seiner sicherlich reichen Einkünfte in Geldsachen sorglos und ein schlechter Haushalter. In seiner Verlegenheit blieb ihm nichts übrig, als die Leute mit Versprechungen hinzuhalten, und das tat ihm leid, denn er war nicht knauserig und hatte „nicht die Gepflogenheit, ein Versprechen unerfüllt zu lassen, sofern er es anders konnte“.

Da, in dieser Notlage, ward ihm Hilfe durch eine Frau, und zwar durch Epyaxa, die Gemahlin des Königes Syennesis von Kilikien. Ohne Zweifel mit Genehmigung ihres Gatten, kam diese ihm entgegengereist und überbrachte zugleich so reichliche Geldmittel, daß er dem gesamten Heere davon einen viermonatlichen Sold ausbezahlen konnte. Die ganze Sache war augenscheinlich zwischen

Kyros und dem Könige von Kilikien abgekartet, sonst hätte ersterer nicht kurz vorher seine Truppen „vertrösten“ können und auch Epyaxa so viele Traglasten Goldes und Silbers – damals gab es ja noch kein Papiergeld – gewiß nicht mitgeführt.

In der anregenden Gesellschaft dieser unternehmenden und keineswegs spröden Dame ging es nun einträchtiglich weiter über Thymbrion (Akschëir) nach Tyriaion (Ilgun). Hier hielt Kyros in der Ebene im Beisein der Königin über Griechen und einheimische Truppen eine Heerschau ab, die man nicht anders wie eine Parade nach heutiger Art mit anschließender Gefechtsübung bezeichnen kann. Nach Xenophons Angabe tat er dies zwar nur auf die ausdrückliche Bitte der Königin hin; diese kam aber damit wohl nur einem Wunsche des Prinzen selbst entgegen, ihr und durch sie ihrem Manne, dem Könige, eine Vorstellung von seiner Kriegsmacht zu geben und zugleich das Vertrauen seiner eigenen Leute zu heben.

Nachdem die Truppen in die Paradeaufstellung eingerückt waren, und zwar die Griechen vier Mann tief in „Paradeanzug“ – eherne Helme, purpurrote Leibröcke, Beinschienen und blanke Schilde[1]) –, besichtigte Kyros zuerst das „Barbarenheer“ und dann die Griechen, indem er deren wohl an 3–4 km lange Front mit Epyaxa abfuhr, er auf einem Streitwagen und sie in einer Reisekalesche. Hierauf begab er sich mit der Königin vor die Mitte der Front und befahl den Griechen, mit vorgehaltenem Schild und Speer anzutreten und in der Richtung auf ihn und das hinter ihm befindliche Lager einen Angriff zu machen, also ein ähnliches Manöver auszuführen, wie es heute noch alljährlich am 14. Juli nach der Pariser Parade stattfindet, wenn die Kavallerie auf den Standpunkt des Präsidenten und der Zuschauer unter stets erneuter Begeisterung dieser eine Attacke reitet.

Der Angriff vollzog sich auf Trompetenschall durchaus ordnungsgemäß, im Vorgehen ward unter Feldgeschrei der Marsch beschleunigt und ging „von selbst“ in vollen Lauf über. Und nun kam es zu einer der drolligen Szenen, wie wir sie von unsern

1) Gewöhnlich waren die Schilde mit einem Überzuge versehen, auch bei den Römern; vgl. Caesar de Bello Gallico II. 21. 5.

Manövern her kennen. Die Königin fuhr eilends auf und davon, die Perser erschraken und fürchteten für ihr Lager, und die Marktleute, die Erfrischungen für die Truppen auf das Paradefeld gebracht hatten, ließen ihre Wagen im Stich und flohen; „die Griechen aber kamen belustigt bei ihren Zelten an", und Kyros war stolz und voll Vertrauen auf ihre Leistungen. So endete diese Truppenschau zu allgemeiner Zufriedenheit, und es wird seitens des Prinzen gewiß nicht an anerkennenden Worten, sei es in einer Kritik nach der Parade oder in einem Paradetagesbefehle gefehlt haben, denn „die Königin sah mit Bewunderung den Glanz und die Ordnung des Heeres".

Diese älteste Parade, von der wir Genaueres wissen, ist äußerst interessant, da durch sie bezeugt wird, daß derartige militärische Schaustellungen keineswegs eine neuzeitliche Erfindung sind, sondern schon vor Jahrtausenden stattfanden, und zwar ebenso zur Prüfung von Ordnung und Frontstärke wie als Äußerung der Macht vor Freund und Feind und zur Hebung des Selbstgefühles der eigenen Truppen.

Von Tyriaion marschierte die Armee weiter über die alte Stadt Ikonion (Konia) und, mit einem Bogen nach Süden an den Nordabhängen des Taurus hin, durch Lykaonien, ein im nördlichen, mir bekannten Teile wasserarmes Land mit Salzboden. Seine Bewohner waren eine unabhängige und gleich den Pisidiern räuberische Gesellschaft, deren bereits außerhalb der Grenzen seiner Satrapie gelegenes Gebiet denn auch Kyros als ein feindliches behandelte und den Griechen zur Plünderung preisgab. Heute dürfte dort nicht allzuviel zu holen sein; damals aber lagen in dem südlichen, vom Durchmarsche betroffenen Teile mehrere wohlhabende Städte, deren zwei, Lystra und Derbe, uns noch aus der Apostelgeschichte 14, 6 bekannt sind, indem Paulus und Barnabas von Ikonion dahin flüchteten.

Aus Lykaonien führte ein mangelhafter Paßweg direkt über den Tauros nach Soloi (Mezetli) am Mittelländischen Meere, den Ende des zwölften Jahrhunderts auch die Kreuzfahrer benützten. Auf diesem, als „auf dem kürzesten Wege", entließ der Prinz die Königin mit einer starken Bedeckung unter einem seiner fähigsten

Führer, dem Thessalier Menon, nach Kilikien. Er selbst setzte seinen Marsch in umgekehrter Richtung wie ich, also ostwärts, fort nach der bedeutenden kappadokischen Stadt Tyana (Kilissa-Hissar), um von dort aus das Taurosgebirge, hier Bulgar Dagh genannt, auf der uralten, für größere Massen allein gangbaren Völkerstraße der sogenannten Kilikischen Tore (Portae Ciliciae) zu überschreiten.

Warum der Prinz gerade den tüchtigen Menon mit einer starken Griechentruppe der Königin mitgab, selbst aber anders marschierte, liegt meiner Ansicht nach klar auf der Hand und zeigt einen richtigen militärischen Blick: Er wollte die Ankunft Menons in Tarsos, also im Rücken einer möglichen Besetzung der Kilikischen Tore, abwarten. Deshalb, sowie um sich in dem auch nach Strabo reichen Tyana noch für den Gebirgsmarsch zu verproviantieren, machte er mit der Armee den Umweg dahin. Zudem wäre der oben erwähnte Paßweg, den die Königin benützte, für das Heer ungeeignet und, wie sich tatsächlich an den Verlusten Menons zeigte, auch nicht ganz ungefährlich gewesen. Für Epyaxa bildete Kilikien das alleinige Ziel, für ihn aber vornehmlich Issos am Mittelländischen Meere, und dahin war der Marsch durch die bequemeren Kilikischen Tore nicht erheblich weiter, als über den von der Königin gewählten schwierigen Paß, und für Syennesis auf jeden Fall erwünschter, da hierbei nur der kleinere Teil seines Landes, von Tarsos bis Issos, vom Truppendurchzuge betroffen wurde.

Ferner kam durch einen Weitermarsch nördlich des Tauros Kyros seinem Ziele Issos näher, ohne dabei schon jetzt die Vorspiegelung eines Kriegszuges gegen die Pisidier aufgeben zu müssen, indem er vermutlich seine Truppen in der Meinung beließ, sie würden sich von Tarsos westwärts wenden und so die Pisidier, ohne die in deren Besitze befindlichen schwierigen Taurospässe erzwingen zu müssen, jenseits des Gebirges von der Seite her anfassen und aufrollen.

Bemerkenswert ist bei den ganzen Vorgängen das Doppelspiel des Syennesis. Einerseits schickt er dem Perserprinzen durch seine, für eine solche Aufgabe ungemein geeignete Gemahlin die diesem dringend nötigen Geldmittel, dann aber, um es ja auch

mit dem Großkönige nicht zu verderben – denn man konnte ja schließlich nicht mit Bestimmtheit wissen, wie die Sache ablief –, besetzt er zu scheinbarem Widerstande die Pässe, obwohl er sie weder halten will noch kann, da er ja weiß, daß Menon das Gebirge im Westen bereits überschritten hat und die halb griechiche, halb persische Flotte des Kyros von Ionien nach Kilikien unterwegs ist, beide also ihn von rückwärts her bedrohen.

Die heimliche Verabredung bestand nur zwischen Kyros und Syennesis; die Truppen wußten davon nichts. Wie schon häufig bei ähnlichen Maßnahmen kam es daher zu unvorhergesehenen Zwischenfällen, indem von den Kilikiern in dem Gebirge ein Teil der Abteilung Menons niedergemacht und dann von diesem aus Rache die Hauptstadt Tarsos und der dortige Königliche Palast geplündert wurden, ehe noch Kyros da war und es verhindern konnte.

Der Tauros ist ein wildes, unwegsames Gebirge, bis 3000 m hoch und teilweise mit ewigem Schnee bedeckt. Er begrenzt das anatolische Hochland im Süden und fällt, jäh und nahe an das Mittelländische Meer herantretend, nach diesem hin ab. Ich selbst habe ihn im Frühjahr 1908, nördlich an Issos vorbei über Adana und Tarsos kommend, durch eben die Kilikischen Tore überschritten.[1]) Der Paß der Kilikischen Tore (türkisch Gölek Boghaz) wird durch eine natürliche Einsattelung gebildet und ist, ganz der Schilderung Xenophons entsprechend, „kaum breit genug für einen Wagen, außerordentlich steil und, wenn er verteidigt wurde, für eine Armee unzugänglich“. Naturgemäß ist der Zugang von Norden, aus der Hochebene, leichter und mit geringerm Anstiege verbunden als von Süden her, wo man vom Meere aus hinauf muß, in beiden Fällen aber schon von geringen Kräften zu sperren. Daher bildet er von altersher bis auf die Gegenwart (Ibrahim Pascha von Ägypten)[2]) von und nach Syrien den Schlüssel Kleinasiens. Südlich des Passes ist die Schlucht zwischen steilanstrebenden, stellenweise überhängenden Felswänden durch anscheinend erst neuerdings herabgestürzte Steinmassen noch mehr

1) Vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel S. 235.

2) Ebenda S. 236.

eingeengt und die ganze Szenerie so großartig, daß ich sie mit derjenigen der grusinischen Heerstraße im Kaukasus, insonderheit mit der Darjalschlucht[1]), in Vergleich stellen möchte. Wenn Xenophon uns hier und auch späterhin keinerlei Schilderung von Naturschönheiten gibt, ja diese überhaupt niemals erwähnt, so dürfte hierfür die Erklärung darin zu suchen sein, daß Sinn und Verständnis für die Natur bei den Alten noch nicht in dem Maße geweckt und entwickelt waren wie bei uns.

Syennesis hatte also den Paß bzw. die ihn beherrschenden Höhen wohl besetzt, vor Kyros jedoch seine Stellungen preisgegeben, und nun stieg dieser, wie siebzig Jahre später Alexander der Große, im Tale des Kydnos (Mesaroluk) in die kilikische Ebene hinunter, beide mit der Absicht, den regierenden Großkönig bzw. das Perserreich zu stürzen, während achtzig Jahre vor Kyros ebenda Xerxes heraufgezogen war, um mit Übermacht das kleine Griechenland zu erdrücken: ein seltsames Spiel der Weltgeschichte.

Das von jeher als sehr fruchtbar bekannte Kilikien[2]) ist südlich vom Meere und halbkreisförmig im Osten von dem Mons Amanus, dessen Namen Xenophon anscheinend nicht kannte, sowie nördlich und nordwestlich vom Tauros eingeschlossen. Die Straße führt über Tarsos am Kydnosflusse, in dem sich Alexander der Große beim Baden eine schwere Fiebererkrankung zuzog, ostwärts weiter nach Issos am Mittelländischen Meere.

Xenophon sagt nun, Kyros sei nach dem Niederstieg in die Ebene durch diese in vier Tagemärschen (fünfundzwanzig Parasangen) nach Tarsos marschiert. Hier liegt ein bestimmt nachweisbarer Irrtum vor, denn diese Entfernung ist mindestens um die Hälfte kleiner. Ich komme damit zur Frage der Zuverlässigkeit Xenophonscher Angaben überhaupt.

Xenophon rechnet nach Tagemärschen und Parasangen. Die Parasange war ein persisches Maß von etwa $4\frac{1}{2}$ km Länge; sie bedeutet aber auch die Zeit, die erforderlich war, diesen Weg zurück-

1) Vgl. Aus Ost und Süd S. 65.

2) Vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel S. 231. Cicero nennt die Provinz „eine reiche Quelle für den römischen Staatsschatz".

zulegen, so daß die Parasange je nach der Beschaffenheit des Geländes (ob eben oder bergig), seiner Bedeckung (ob Schnee oder Wald), seiner Wegbarkeit u. a. eine verschiedene Länge hatte. Es verhält sich damit ganz ähnlich, wie mit der heutigen persischen Farsakh, die ebenfalls Längen- und Zeitmaß zugleich ist; so wurden mir in Persien von Rescht nach Kaswin hinauf mehr Farsakhs berechnet als später von Kaswin nach Rescht hinunter. Fast gewohnheitsmäßig nimmt nun Xenophon den Tagesmarsch zu fünf Parasangen oder etwa sechs Weg- bzw. Zeitstunden an, einerlei, ob es durch eine fruchtbare Ebene, durch Eis und Schnee oder über Berg und Tal ging. Daraus und aus dem schon eingangs erwähnten Umstande, daß jener sich wohl während des Zuges Aufzeichnungen machte, diese aber dann erst sehr viel später zusammenstellte und ausarbeitete, darf man wohl Veranlassung nehmen, nicht allzu ängstlich an jeder einzelnen Angabe herumzudeuteln.

Ich war von Tarsos bis zu dem Passe hinauf kaum zwei Tage unterwegs bei zuletzt fortgesetzt starkem Anstiege; Kyros konnte also in der Ebene, d. h. nachdem er aus der Talschlucht glücklich heraus war und das große wohlhabende Tarsos in geringer Entfernung vor sich hatte, dahin nicht noch vier Tage — fünfundzwanzig Parasangen — gebraucht haben, zumal er dessen mittlerweile erfolgte Plünderung sicher erfahren haben wird und hierdurch sowohl sein Übereinkommen mit Syennesis gestört wie auch die ihm sehr nötigen Hilfsmittel dieses Platzes vermindert sehen mußte.

In Tarsos, einer reichen, von jeher auch durch geistiges Leben ausgezeichneten und späterhin als Geburtstätte des Paulus bekannt gewordenen Stadt[1]) auf dem rechten Ufer des Kydnos fand nach einem abermaligen Scheinmanöver, wiederum darauf berechnet, den fernen Großkönig zu täuschen, unter der Vermittelung von Epyaxa eine öffentliche Versöhnung zwischen Syennesis und Kyros statt, die für letzteren das erfreuliche Ergebnis hatte, daß bei dem Austausche von Geschenken und gegen das Versprechen, weiterer Plünderung Einhalt zu tun, der kilikische König ihm zum zweitenmal „eine große Summe für das Heer übergab".

1) Vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel S. 234.

So war denn für den Prinzen die Geldfrage wiederum befriedigend gelöst, und er hätte jetzt ruhig weitermarschieren können. Das wollte er auch, aber nicht nach Westen, sondern nach Osten. Da also, in Kilikien, ward denn allen, und nach seiner eigenen Aussage auch Xenophon[1]), erst klar, daß der unternommene Kriegszug nicht den Pisidiern, sondern einem Größeren und Mächtigeren, vermutlich dem Großkönige, gelte; gegen diesen zu marschieren, weigerten sich indessen die Griechen, denn dafür, sagten sie mit Recht, „seien sie nicht in Sold genommen", das stehe nicht in ihrem Vertrage. Und jetzt sind wir Zeugen eines Vorganges, der ebenso bezeichnend ist für die innere Verfassung der Söldnertruppe und deren Stellung zu ihrem Brotherrn wie für die herrschenden traurigen disziplinären Verhältnisse. Als nämlich „Klearchos seine Leute trotzdem zum Weitermarsche nötigen wollte und auszurücken anfing, warfen sie ihn und seine Packpferde mit Steinen, so daß er nur mit genauer Not der Steinigung entrann."

Ist solch tätlicher Angriff im Komplott gegen einen Vorgesetzten vor dem Feinde, und zwar gegen den eigenen General, nach unserer Anschauung schon etwas Ungeheuerliches, so erscheint das, was nunmehr geschah, nicht weniger absonderlich. „Denn", so erzählt Xenophon weiter, „am folgenden Tage ließ Klearchos, da er die Unmöglichkeit einsah, mit Gewalt etwas auszurichten, seine Leute zusammenkommen und stand erst lange weinend vor ihnen; sie erstaunten sich darüber und schwiegen, er aber begann usw." Man denke sich einen General Tränen vergießend vor der Front seiner Brigade, die ihn tagszuvor beinahe zu Tode gesteinigt hatte! Welch ein Bild! Dabei war von den Führern Klearchos, wie eingangs gesagt, anerkannt der tüchtigste, „wegen seines rauhen Charakters, finstern Blickes und barschen Tones besonders gefürchtet"[2]), und man war noch im Beginne des Feldzuges! Wie mögen dann, so muß man sich fragen, erst die anderen Führer, und wie mag es später gewesen sein![3])

1) X. III. 1. 10. 2) X. II. 6. 9.

3) Bei den Römern war die Disziplin sehr streng, aber auch Cäsar hatte, allerdings nur ein einziges Mal im Beginne des gallischen Krieges, mit Indisziplin

Klearchos war der Vertrauensmann des Prinzen, bis dahin allein in dessen Pläne eingeweiht und somit ganz auf seiner Seite. Gleichwohl gab er sich in einem ähnlichen Doppelspiele, wie Syennesis dem Großkönige gegenüber, den Anschein, als ob er zu seinen Leuten und gegen Kyros hielte, sagte, er werde jegliches Geschick mit ihnen teilen, denn „sie seien ihm Vaterland, Freunde und Kriegsgenossen zugleich", und befragte sie um ihre Meinung. „Da sprach einer, der es mit der Umkehr nach Griechenland besonders eilig hatte, wenn Klearchos sie auf dem Rückmarsche nicht führen wolle, so müsse man eben schleunigst andere Führer wählen, Lebensmittel einkaufen und sich zum Abzuge anschicken." Und was erwidert darauf Klearchos? „Ich will dem, den ihr zum Anführer erwählen werdet, den pünktlichsten Gehorsam leisten, damit ihr seht, daß ich so gut wie irgendein anderer, gelernt habe, mir befehlen zu lassen."

Gewiß wollen solche Vorgänge nicht mit unserm Maßstabe gemessen, sondern aus dem Geiste jener Zeit heraus und unter Berücksichtigung der besondern Verhältnisse beurteilt werden; immerhin aber sind sie wohlgeeignet, das durch die Perspektive der Jahrtausende stark verklärte Bild der „griechischen Helden" nicht unwesentlich zu trüben. Solange die Not, der Selbsterhaltungstrieb sie zusammenhielt, ging es noch einigermaßen. Sobald sie aber später das Meer erreicht hatten und sich sicherer, der Heimat näher fühlten, löste sich die an sich schwache Kriegszucht vollkommen auf, und unverhüllt traten allerlei häßliche Eigenschaften in Erscheinung: Eifersüchteleien, Neid und offene Zwietracht, Habsucht, Mißtrauen, Verleumdung, Verrat und vor allem Undankbarkeit gegen Xenophon, der sie doch so oft gerettet hatte, und den sie nun sich nicht scheuten, öffentlich anzuklagen und mit Schmutz zu bewerfen. Natürlich fehlte es hier-

seiner Truppen zu kämpfen, deren sich, und zwar von den Führern ausgehend, eine gewisse Mutlosigkeit vor den Germanen bemächtigt hatte. Er versammelte darauf seine Offiziere bis zum Centurio (Hauptmann) abwärts und tadelte sie scharf, „daß sie glaubten, untersuchen oder überlegen zu sollen, wohin und in welcher Absicht man sie marschieren lasse" (de Bello Gallico I. 39 und 40). Von da ab waren ihm seine Legionen ein zuverlässiges und unbedingt gefügiges Werkzeug.

bei auch nicht an Leuten, die sich jetzt nachträglich über früher erhaltene Mißhandlungen beschwerten; das alte Lied! Xenophon gibt die erteilten Züchtigungen rückhaltlos zu, denn er habe sich in der Notlage anders gar nicht helfen können, – und die versammelten Leute billigen, was er getan hat (V. 8. 26)! „So gibt es denn nichts mehr", ruft er (VII. 6. 11) aus, „auf das sich ein Mensch nicht gefaßt machen müßte!" Und an andern Orten: „So dachtet ihr nicht, als wir uns in Not befanden, ihr, die ihr ein so vortreffliches Gedächtnis habt; damals nanntet ihr mich euern Vater und verspracht, euch meiner stets als eueres Wohltäters zu erinnern (VII. 6. 38)! Wer wird uns, solche Menschen, künftig noch rühmen? Würden wir doch selbst Leute, die sich derartiges zuschulden kommen ließen, für schlecht erklären (V. 7. 33). Wenn das so fortgeht, so sehet zu, in welchen Zustand unser Heer geraten wird (V. 7. 26)!" usw.

Und wie sieht es nun mit dem gepriesenen Heldentume aus? Xenophon sagt (V. 8. 22): „Die Menschen, die jetzt am meisten schreien, waren damals die größten Feiglinge", und (V. 8. 23): „Mancher (es ist im besondern ein Thessalier gemeint) stellte sich krank und wollte keinen Schild tragen; wenn es sich aber ums Plündern und Rauben handelte, war er stark."

Aus all diesen Kämpfen ging Xenophon als eine Persönlichkeit hervor, die unerschöpflich ist, und je tiefer man sie faßt, um so reicher sich entfaltet. Freilich hat er seine Geschichte selbst geschrieben, und er wird sich gewiß nicht im Lichte gestanden sein, aber die von ihm geschilderten Vorgänge sind menschlich so richtig gezeichnet, daß sie auch wahr sein müssen. Deshalb wollen wir die Taten der Griechen wohl bewundern, denn sie sind bewundernswert, aber nicht in blinder Anbetung und unter dem üblichen Gesichtspunkte, daß damals die Menschen besser und edler waren als heutzutage. Menschen bleiben allezeit Menschen, und das „bête humaine" haftet ihnen an, seit sie aus dem Paradiese vertrieben wurden! –

Nach dieser Abschweifung übergehe ich im einzelnen, durch welche wahrhaft erstaunliche diplomatische Kunst Klearchos, der inzwischen Kyros hatte sagen lassen, er solle nur unbesorgt sein,

er (Klearchos) werde die Sache schon wieder ins richtige Geleise bringen, die Ansicht der Leute so zu drehen wußte, wie er sie haben wollte. Man liest das am besten selbst. Schließlich ward beschlossen, eine Abordnung an Kyros zu schicken, um ihn kurz und bündig zu fragen, was er wolle. Wir finden hier ein ähnliches Verhältnis zwischen Kyros und den Griechen in seinem Heere, wie zwischen Wallenstein und seiner Elitetruppe, den Pappenheimer Kürassieren: „Du selber sollst uns sagen, was du vorhast, denn du bist immer wahr mit uns gewesen.“ [1]) Kyros rückte jedoch immer noch nicht offen mit seiner Absicht heraus, sondern gab eine ausweichende Antwort – auch hierin verweise ich auf das Verhalten Wallensteins –, indem er sagte, er habe gehört, „sein Feind Abrokomas stehe am Euphrates, zwölf Märsche von hier, gegen den wolle er sie führen“. Über die Stellung des Abrokomas erfahren wir nichts; Satrap von Phoinikien oder Syrien war er nicht, denn als solche werden Xen. VII. 8. 25 andere genannt, sondern wahrscheinlich ein von Artaxerxes aus Anlaß der drohenden kriegerischen Verwicklung mit dem Oberbefehle aller Truppen in Syrien und Phoinikien betrauter General.

Ein derartiges Vorhaben des Kyros wäre nun an sich nichts Ungewöhnliches gewesen, denn das Gefüge des persischen Reiches war ein so loses, daß kriegerische Streitigkeiten der Satrapen oder sonstiger Persönlichkeiten untereinander nicht zu den Seltenheiten gehörten – Kyros lag ja mit Tissaphernes längst in offener Fehde – und der Großkönig sich nicht weiter darum bekümmerte, wenn ihm nur der zuständige Tribut richtig eingeliefert wurde.[2]) Ob aber die Griechen ihrem Brotherrn glaubten, ist eine andere Frage, die nach dem späteren Verhalten des Xenias (vgl. S. 204) nicht unbedingt zu bejahen ist. Immerhin wollten sie sich vorläufig zufrieden geben, wenn, und das scheint mir überhaupt von vornherein der springende Punkt gewesen zu sein, der Prinz ihren Sold erhöhe. In der Zwangslage, in der er sich befand, ging Kyros ohne weiteres auf die Forderung ein, indem er ihnen die Hälfte mehr, also monatlich anstatt eines Dareiken deren andert-

1) Schiller. Wallensteins Tod, Akt III, Szene 15.
2) Xen. I. 1. 8.

halb, bewilligte. Wir haben mithin einen regelrechten Streik ganz nach modernem Muster und mit durchschlagendem Erfolge und sehen, daß es ein Irrtum ist, wenn man die Streikbewegungen, wie sie heutzutage leider an der Tagesordnung sind, als etwas Neues, dem Geiste unserer Zeit Entsprungenes, darstellt; denn schon vor zwei Jahrtausenden war es nicht anders.

Mit alledem ging eine Menge Zeit verloren, zwanzig Tage; endlich aber war man doch so weit, daß der Marsch ostwärts quer durch das gesegnete, nunmehr befreundete Kilikien über den Saros- und Pyramosfluß nach Issos fortgesesetzt werden konnte. Hier in Issos, einer großen und blühenden Stadt an der Nordostecke des Mittelländischen Meeres, von der heute keinerlei Spur mehr vorhanden ist, vereinigte sich Kyros mit der vom Peloponnesos sowie von Miletos und Ephesos angesegelten Flotte, im ganzen sechzig Schiffen, und nahm die letzten Verstärkungen auf: siebenhundert auf den Schiffen gekommene Hopliten und außerdem deren vierhundert, die von Abrokomas zu ihm überliefen. Er hatte nun alle seine Kräfte, an vierzehntausend Griechen, darunter zehntausend Hopliten, sowie neunzigtausend einheimische Truppen beisammen.

Seit dem Abmarsche von Sardes war ein Zeitraum von fast vier Monaten vergangen, der Aufmarsch vollendet.

II. Der Vormarsch von Issos nach Babylonien bis zur Schlacht bei Kunaxa (3. September 401 v. Chr.).

Xen. I. 4. 4 bis II. 1. 3.

Von Issos ab hat Kyros sein Ziel klar vor Augen; der friedensmäßige Aufmarsch wird durch jetzt für ihn feindliches Gebiet zum kriegsmäßigen Vormarsch. Hierfür wählt er nicht den schwierigen und in östlicher Richtung zu weit ablenkenden Weg über den Mons Amanus, den ich 1908 ostwestwärts genommen hatte, sondern wendet sich am Meere entlang nach Süden, obwohl er hier zwischen Meer und Felsen den gefährlichen Engpaß der Syrischen Tore, der Portae Syriae, passieren muß. Dieser Paß mit dem umliegenden Gelände gewann späterhin durch die Schlacht bei Issos (333 v. Chr.) eine große geschichtliche Bedeutung, indem dortselbst der bereits nach Syrien vorgedrungene Alexander der Große mit verkehrter Front die Streitmacht des in seinem Rücken erschienenen Dareios III. Kodomannos angriff und zertrümmerte, zum Siege hellenischer Bildung und Freiheit über asiatische Barbarei und Knechtschaft.

Der etwa 600 m lange Paß bildete die Grenze zwischen Kilikien und Syrien und war an den Ausgängen von zwei Forts gesperrt, einem nördlichen kilikischen und einem südlichen persischen. Von Kilikiern, das wußte der Prinz, hatte er nichts zu befürchten. Wahrscheinlich waren aber die persischen Befestigungen besetzt, und da konnte man zur Öffnung des Passes nicht geradeaus vorgehen, sondern mußte jene vom Rücken her anfassen. Dazu sollte die Flotte verhelfen, indem sie südlich des Forts Truppen landete, und deshalb hatte er sie nach Jssos segeln lassen. Es kam indessen nicht soweit, denn Abrokomas hatte auf die Nachricht von der Ankunft des Kyros in Kilikien und ohne daß dieser davon wußte, bereits von Phoinikien aus den Rückzug angetreten und sein starkes Heer, angeblich dreimalhunderttausend Mann

zu dem Großkönige in Marsch gesetzt. Nichtsdestoweniger erkennt man wieder, wie sicher und sorgfältig der junge Prinz alles überdacht und vorbereitet hatte, und wie der Weg, den er verfolgte, nicht von Fall zu Fall bestimmt wurde, sondern von Hause aus ganz genau festgelegt war. –

In der phoinikischen Stadt Myriandos (Myriandros? Bei dem heutigen Alexandrette), von wo Alexander der Große nach der vorerwähnten Schlacht bei Issos weiter nach Süden zog, um zunächst Ägypten zu erobern, mußte Kyros eine bittere Erfahrung von Untreue und menschlicher Undankbarkeit machen, indem der Arkadier Xenias, der mit einer Leibwache ihn schon vor drei Jahren von Sardes an das Sterbelager Dareios II. begleitet hatte, mit noch andern unter Mitnahme der Wertgegenstände auf einem Schiffe heimlich auf und davon ging. Xenophon gibt als Grund hierfür an, Xenias habe sich gekränkt gefühlt, weil gleich nach den Vorgängen in Tarsos ein großer Teil seiner Leute – auch eine für die zerfahrenen innern Verhältnisse der Legion bezeichnende Erscheinung – mit Sack und Pack zu Klearchos übergetreten war, ohne daß Kyros es gehindert hatte. Mag sein! Vielleicht kam aber noch als ein weiterer und den Ausschlag gebender Beweggrund hinzu, daß der Arkadier einen Zug nach Babylonien ahnte, sich den ihm ja aus Erfahrung bekannten Beschwerlichkeiten einer Wüstenreise dahin euphratabwärts nicht nochmals aussetzen wollte und deshalb die letzte Fluchtgelegenheit ergriff.

Wenn ich, der ich den gleichen Weg gezogen bin, nun dem Xenias auch seine Beklemmungen wohl nachfühlen kann und mich bei den herrschenden Zuständen eigentlich fast darüber wundern möchte, daß nicht noch mehr Griechen seinem Beispiele folgten, so stellt sich die Fahnenflucht vor dem Feinde doch als ein schweres militärisches Verbrechen dar, und zwar um so mehr, als gerade der Arkadier sich der besondern Gunst des Kyros zu erfreuen hatte.

So schmerzlich der ganze Vorgang für den Prinzen gewesen sein muß, er verstand es, ihn in kluger Weise zu seinem Vorteile zu nützen, indem er, trotz reichlich hierzu vorhandener Mittel,

die Entflohenen nicht verfolgen ließ, sondern vor den zum erstenmal zusammengerufenen Führern die Handlungsweise des Xenias und seiner Genossen nur als verächtlich kennzeichnete mit dem Hinzufügen, er werde sie ihrem eigenen Gewissen überlassen und ihnen für die bisher geleisteten Dienste sogar ihre, in seiner Gewalt befindlichen Weiber und Kinder ausliefern. „War einer unter den Griechen", sagt Xenophon, „der bisher zu dem Zuge hinauf noch keinen rechten Mut gehabt hatte, so trat er jetzt, durch des Kyros Edelmut überwältigt, mit Eifer und Lust den Weitermarsch an".

In Myriandos verließ der Prinz das Meer und marschierte, mit Lebensmitteln reichlich versehen, in beschleunigterem Tempo ostwärts los. In zwölf Märschen erreichte er, etwa über das heutige Aleppo, im letzten Drittel des Juli bei Thapsakos den Euphrates. Es war dies ohne Rast mit durchschnittlich 23 km täglich für eine so große Armee eine recht bedeutende Marschleistung, zumal wenn man bedenkt, daß Kyros zuerst durch beschwerliches Gebirgsgelände, den heutigen Beïlanpaß, und zuletzt durch eine Wüstengegend marschieren mußte. Augenscheinlich kam es Kyros nunmehr darauf an, vorwärts zu kommen.

Thapsakos lag auf dem rechten Euphratufer etwa 150 km unterhalb meiner letzten Übergangsstelle Biredschik, und zwar dort, wo der von Norden kommende Strom ostwärts umbiegt, also an dem Euphratknie. Es war eine große wohlhabende Stadt, in der man sich für die jetzt erst beginnenden eigentlichen Wüstenmärsche gut verpflegen konnte, und uralt, denn schon in der Bibel (1. Kön. 4, 24) wird es unter dem Namen Thipsach als äußerste nordöstliche Grenzstadt des salomonischen Reiches (etwa 1000 v. Chr.) genannt. Sein Name bezeichnet „Furt", und so befand sich wohl von alters her hier die gewöhnliche Übergangsstelle über den Euphrates; auch Xerxes hatte bei Thapsakos den Strom überschritten, und späterhin, im Jahre 331 v. Chr., ging Alexander der Große auf einer Schiffbrücke hinüber.

Angesichts des altehrwürdigen Euphrates, eines der Paradieseswasser der Bibel, und vielleicht dort, wo einst Abraham ihn überschritt auf seiner Wanderung von Harran in das ihm verheißene

Land (1. Mos. 15, 18), versammelte nun Kyros die griechischen Führer das zweite Mal zur großen Parole und sagte ihnen klipp und klar, „der Marsch gehe gegen den Großkönig von Babylon; das sollten sie ihrer Mannschaft sagen und diese dazu bereitwillig machen." Jetzt erst ließ also Kyros den Vorhang fallen zu offenem Spiele.

Die Führer gingen hin und sprachen mit ihren Leuten; wiederum aber war es nicht leicht, die Griechen zum Weitermarsche zu bewegen, zumal sie, ein im allgemeinen gewiß unberechtigter Vorwurf, ihre Offiziere beschuldigten, mit Kyros längst im geheimen Einverständnisse gehandelt und sie getäuscht zu haben. Zu guterletzt willigten sie jedoch ein, aber erst, nachdem ihnen, und damit wir haben den zweiten erfolgreichen Streik, eine abermalige Solderhöhung bewilligt und außerdem nach der Ankunft in Babylonien große Belohnungen in Aussicht gestellt waren. Die Truppen gingen nunmehr über den Strom, und zwar, da Abrokomas, „der vorausmarschiert war", die Schiffe verbrannt bzw. die Schiffbrücke vernichtet hatte, durch die Furt, nur bis zur Brusthöhe im Wasser. Einen derartigen Übergang konnte der Prinz, wie späterhin um das Jahr 70 v. Chr. der römische Feldherr Lucullus, dort gut bewerkstelligen, weil der Wasserstand des Euphrates zu jenem Zeitpunkte, im Hochsommer, ein niedriger zu sein pflegt.

Damit ist der entscheidende Schritt getan: jacta est alea!

Der Euphrates weist nach seinem Austritt aus den Kurdischen Bergen außer Thapsakos noch verschiedene Übergangsstellen auf, die geschichtlich zumeist eine Rolle spielten. Oberhalb Thapsakos sind es Biredschik (Apamea), wo die Kreuzfahrer übersetzten und in dessen Nähe noch neuerdings Ibrahim Pascha von Ägypten bei Nisib am 24. Juni 1839 die Türken schlug[1]), und Karkemisch, bekannt durch den Sieg des persischen Kronprinzen Nebuchodonossor (des Nebukadnezar der Bibel) über das Heer des Pharao Necho 605 v. Chr., also zwei Jahrhunderte früher[2]), – unterhalb Zenobia (nahe Der es Sor) auf der späteren römischen

1) Vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel S. 223–224.
2) Ebenda S. 247.

Heerstraße von Syrien über Palmyra nach Persien (Gefangennahme Zenobias 273 n. Chr.)[1]) und bei Pylai, nahe dem heutigen Feludscha. Ich selbst überschritt den Euphrat viermal, nämlich südlich bei Feludscha, zweimal auf dem Abstecher von Bagdad nach Kerbela und Babylon und schließlich auf der Rückreise bei Biredschik.[2])

Wenn wir das zu weit nördlich gelegene Biredschik und Karkemisch außer Betracht lassen, so fragt es sich, warum der Prinz unter Thapsakos, Zenobia und Pylai gerade das erstere als Übergangspunkt wählte.

Die Geländeverhältnisse liegen auf beiden Stromufern ziemlich gleich, d. h. es ist beiderseits eine Wüste, wie ich sie in Kairo–Bagdad–Konstantinopel geschildert habe, und wie sie im wesentlichen auch damals war, da der Euphrat auf dieser ganzen Strecke, selbst bei sorgfältigerer Bewässerung als heute, nur geringe Anbauflächen zuläßt. Allerdings boten auf dem linken Ufer, etwa halbwegs zwischen Thapsakos und Zenobia, die von Xenophon nicht erwähnten Niederungen des Belichas (Belitsch), sowie unterhalb Zenobias diejenigen des Araxes (Chabur) Nahrung und Weide[3]), letztere sogar, was heute nicht mehr zutrifft, „in vielen Ansiedelungen Getreide (d. h. wohl ägyptische Hirse) und Wein". Das war jedoch meiner Ansicht nach für die Entschließung des Kyros nicht das Entscheidende, denn er hatte sich ja einigermaßen vorgesehen, und die aufgefundenen Nahrungsmittel erwiesen sich zudem so wenig ausreichend, daß er sich weiter unterhalb sogar vom rechten Ufer „den Wüsten gegenüber, durch die das Heer zog", verproviantieren mußte. Wie ich meine, ging der Prinz vielmehr deshalb schon bei Thapsakos über, um einmal eine vollendete Tatsache, ein fait accompli, zu schaffen und damit den Truppen auch die Möglichkeit einer Umkehr zu nehmen, dann weil der Euphrat im oberen Laufe leichter zu überschreiten ist als Hunderte von Kilometern weiter unterhalb, und schließlich und hauptsächlich in der wohlerwogenen Absicht, einen späteren

1) Vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel S. 71.
2) Ebenda S. 222. vgl. zugehörige Karte.
3) Ebenda S. 85.

Stromübergang in der gefährlichen Nähe des feindlichen Bruders und Großköniges, den er ja gewarnt und mit einem großen Heere unterwegs wußte, zu vermeiden.[1])

Auf dem linken Euphratufer ging es jetzt in Eilmärschen südwärts nach dem vom Karadscha-Dagh im oberen Mesopotamien kommenden Araxes (Chabur), in dessen Niederungen drei Tage gerastet wurde, um sich zu verproviantieren. Diese Marschleistung – 250 km in neun Tagen! – und die in der Folgezeit bis zur Schlacht bei Kunaxa sind für ein so großes Heer und in der Wüste ganz außerordentliche. „Kyros beschleunigte eben", sagt Xenophon, „jetzt den Marsch nach Möglichkeit und verweilte nur dort, wo er der Verpflegung oder sonst eines dringenden Umstandes wegen unbedingt mußte; denn er glaubte, den König um so ungerüsteter anzutreffen, je mehr er eilte, und im Gegenteil ein um so stärkeres Heer vor sich zu finden, je mehr er zögerte. Und wer die Sachlage genau erwog, mußte einsehen, daß das persische Reich die Stärke, die es aus seinen weiten Gebieten und der Volksmenge gewinnt, durch die Länge der Wege und die weitläufige Verteilung der Truppen wieder verliert, sobald ein Feind den Krieg rasch zu führen versteht."

Diese viel zu wenig beachteten Ausführungen Xenophons, wie sie kürzer und treffender kaum anderwärts zu finden sein mögen, enthalten eine unvergängliche Wahrheit. Wir dürfen noch in neuester Zeit nur den Verlauf des Krimkrieges und des russisch-japanischen Krieges betrachten, um ohne weiteres die Nutzanwendung der Xenophonschen Lehre noch auf heutige Verhältnisse und insonderheit auf Rußland zu erkennen.

In der Gluthitze des mesopotamischen August wird über Korsote nach Pylai weitermarschiert. Das vom Maskas, wahrscheinlich einem Euphratarme, umflossene Korsote mag ungefähr gegenüber meinem einstigen Nachtquartier Abu Kamal[2]) gelegen haben. Xenophon nennt es eine „große verödete Stadt"; da man hier jedoch drei Tage Rast hielt und sich wieder mit Lebensmitteln versah, so kann – man denke immer an ein Heer

1) Vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel S. 93.
2) Ebenda S. 95.

von hunderttausend Mann! – der Ort gar so verödet nicht gewesen sein.

Große Schwierigkeiten bereiteten dem Kyros von Thapsakos ab auf dem ganzen Marsche bis Pylai die aus dem mesopotamischen Hochlande nach dem Euphrates hinabführenden Geländeeinschnitte oder Wadis, die ich auf meinen Wanderungen längs des Euphrat und Tigris vielfach geschildert habe, und die auch mir sehr hinderlich waren[1]). Einen großen Teil des Jahres trocken, sind sie häufig tief versandet oder durch nicht abgelaufene Frühlingswasser versumpft, so daß die Fahrzeuge darin stecken bleiben und selbst Fußgänger und Reiter Mühe haben, durchzukommen. Lebhaft kann ich mir nach meinen eigenen Erfahrungen vorstellen, wie einmal in einem solchen versumpften Wadi die Wagen sich festfuhren. „Sogleich hielt Kyros mit den vornehmsten und reichsten Persern, die in seinem Gefolge waren, an und befahl persischen Soldaten, den Wagen herauszuhelfen. Da sie ihm aber nicht schnell genug damit zustande kamen, wandte er sich etwas gereizt an die vornehmen Perser aus seinem Gefolge mit der Weisung, selbst mit Hand anzulegen. Da konnte man denn kein geringes Beispiel von Gehorsam sehen, denn jeder warf da, wo er eben stand, sein purpurnes Gewand ab und lief, wie um die Wette, den sehr steilen Talrand in seinem kostbaren Untergewand und den bunten Beinkleidern hinab; einige von ihnen waren sogar mit Halsketten und Armbändern geschmückt. Mit dieser Zierde sprangen sie ungesäumt in den Schlamm und hoben, ehe man es vermutete, die Wagen heraus." –

Und dann kam die Verpflegung. Welch ein Train war notwendig, und wie umsichtig mußten die Vorbereitungen getroffen sein, um das weit über hunderttausend Köpfe zählende Heer auf siebenundzwanzig Märschen von Thapsakos nach Pylai zu bringen! Freilich „raffte der Hunger viel Zugvieh weg, denn man traf in der Wüste weder Weide noch Baumwuchs"; selbst die wenigen Bewohner mußten sich dadurch die nötigen Lebensmittel einhandeln, daß sie am Hochufer „Steine brachen und sie als Mühlsteine nach Babylon brachten". Auch heute noch beschäftigt sich

1) Vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel S. 33 und a. a. Orten.

dort und auf der gegenüberliegenden Euphratseite die geringe Bevölkerung mit Steinbrucharbeiten; nur werden die jetzt gewonnenen und an Ort und Stelle behauenen Steine meist zu Bauten in dem großen schiitischen Wallfahrtsorte Kerbela verwendet und dahin verschifft[1]).

Daß hierbei die Lebensmittelpreise auf ein vielfaches hinaufgingen und die in der Mehrzahl dem „Barbarenheere" folgenden Händler ihre Vorräte möglichst teuer verwerteten, ist nur natürlich und darf weiter nicht wundernehmen. Wurde doch die Not so groß, daß man sich nicht scheute, vom rechten Euphratufer aus der wohlhabenden und ansehnlichen Stadt Charmande, aller Wahrscheinlichkeit nach dem uralten Asphaltorte Hit[2]), Getreide und Palmwein herüber zu holen. Palmen stehen heute noch am untern Euphrat von Ana abwärts stellenweise in so üppiger Pracht, daß mich das Landschaftsbild dort nicht selten an das obere Niltal erinnerte[3]). Interessant ist aber, daß man für die Überfracht Fahrzeuge fertigte, genau so, wie sie als „Keleks" vor siebzig Jahren der in türkischen Diensten stehende damalige Hauptmann von Moltke zur Feststellung der Fahrbarkeit des Euphrat mehrfach benützte[4]), wie sie noch dort in Gebrauch sind und wir sie im Pionierdienst auch heute zu Flußübergängen verwenden: nämlich mit Heu ausgestopfte Felle oder Hammelschläuche, die mit Brettern und Rohrbündeln überdacht und zu einer Art von Floß zusammengefügt werden.

Die Keleks sind so zwar recht komplizierte Fahrzeuge, durch ihre Biegsamkeit und Zähigkeit aber allein geeignet, über die Stromschnellen und störenden Klippen des Euphrat und Tigris fortzukommen. –

Anscheinend durch persönliche Eifersüchteleien der Führer gefördert, waren inzwischen Zersetzungsprozeß und Zuchtlosigkeit in der Legion weiter vorgeschritten, und der Gegensatz zwischen

---

1) Vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel S. 104.

2) Ebenda S. 94 und 108.

3) Ebenda S. 96 und 101.

4) Ebenda S. 94 und v. Moltke: Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei S. 232, 288, 291 u. a.

einzelnen Gruppen hatte sich so verschärft, daß einmal infolge heftigen Eingreifens des Klearchos gegen einen Soldaten Menons dessen Leute nach Klearchos mit Beilen und Steinen warfen, und ein bewaffneter Zusammenstoß zwischen den Regimentern des Klearchos und Menon, also eine Metzelei der Griechen untereinander fast im Angesichte des Feindes, nur durch das begütigende Dazwischentreten des gerade noch zu rechter Zeit eingetroffenen Kyros verhindert werden konnte. Diese kläglichen innern Zustände muß man sich immer vor Augen halten, um ein Maß für die Beurteilung der spätern Ereignisse und des dadurch erst recht hervortretenden Verdienstes Xenophons zu gewinnen.

Vom Feinde hatte man immer noch nichts gesehen, über seinen Verbleib auch keine Meldung erhalten, obwohl man sich in seiner Nähe wußte und Kyros aus untrüglichen Anzeichen (Pferdespuren und Mist) erkannte, daß ein starkes königliches Kavalleriekorps unweit vor ihm herzog, um das Wenige zu vernichten, das zu seinem Unterhalte irgend hätte dienen können. Glücklicherweise kam der Prinz dem beabsichtigten Verrate eines vornehmen Persers mit Namen Orontes auf die Spur, den er wegen ähnlicher Vergehen früher schon zweimal begnadigt hatte. Ein heilsames Beispiel der Strenge übend, ließ er ihn töten.

Pylai war ein Ort oder der Benennung nach, und da Xenophon sich nicht darüber ausspricht, eher eine Art von Paß zwischen Mesopotamien und Babylonien, denn es heißt: „Kyros rückte von hier durch Babylonien in drei Märschen zwölf Parasangen vor.“ Das ist nicht viel, aber er marschierte jetzt wohl deshalb wesentlich langsamer, als bisher, weil er täglich eines Zusammenstoßes mit dem Großkönige gewärtig sein mußte und auch seinen auf jeden Fall stark mitgenommenen Truppen Erholung gönnen wollte. Und dies konnte er hier. Denn während die Armee bisher, d. h. bis Pylai, durch die wasserarme, salzhaltige und bis auf die Gegenwart im Innern noch ziemlich unerforschte Wüstensteppe Mesopotamiens oder der Dschesire marschiert war, deren Boden- und Wasserverhältnisse, abgesehen von kleinen Enklaven an den Stromläufen, irgendwelchen nennenswerten Anbau nicht zulassen

und nie zugelassen haben, befand man sich nunmehr in dem damals reichsten Lande der Erde, in Babylonien oder dem Irak, dessen fetter Alluvialboden durch ein kunstvolles, vielmaschiges Kanalnetz befruchtet wurde. Der erst fünfundzwanzig Jahre vor Kyros Zuge verstorbene Herodot erzählt uns I. 193, daß der Reichtum Babyloniens an Getreide und Palmen den aller andern Länder übertraf, und noch bis in das Mittelalter hinein war es unter arabischer Herrschaft (Harun al Raschid) ein gesegneter Landstrich. Gegenwärtig hat sich „der Irak" durch Verwahrlosung der Bewässerungs- und Dammanlagen in eine öde, ähnlich der Dschesire bis auf die Stromufer fast völlig baumlose und nur geringe Bebauung aufweisende Wüstensteppe gewandelt.[1]) Vielleicht wird aber auch in ihm, dem Menschheitsparadiese der Bibel, unter der neuzeitlichen Richtung des osmanischen Staatswesens und mit Hilfe der ihrer Vollendung entgegenreifenden Bagdadbahn[2]) wieder eine Wendung zum Bessern eintreten; nur wird diese sich langsam vollziehen, denn der Orient ist beharrlich in Religion, Bevölkerung und Regierung, selbst wenn diese fortschrittliche Bahnen betritt. –

Auch in Babylonien scheint noch jegliche Aufklärung gefehlt zu haben, sonst hätte Kyros nach dem dritten Marsche, mit dem anbrechenden Tage die Entscheidungschlacht erwartend, nicht mitten in der Nacht eine Musterung des gesamten Heeres abgehalten, während die Masse der königlichen Armee tatsächlich noch ziemlich weit entfernt war. Immerhin muß diese mitternächtliche Revue von hunderttausend Mann unter dem Sternhimmel Babyloniens und an den Fluten des Euphrates ein Schauspiel gewesen sein, dem in der ganzen Weltgeschichte an Großartigkeit nur wenige gleichkommen mögen.

Nach der Musterung berief der Prinz die Führer und Unterführer der Griechen zusammen, d. h. er hielt in der Morgendämmerung eine große Parole ab, in der er die Anordnungen für die Schlacht besprach, die Offiziere durch eine Rede ermunterte, deren wesent-

---

1) Vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel S. 85–86 und 120.

2) Ebenda S. 244–255.

lichen Inhalt ich bereits S. 177 erwähnte, und ihnen im Falle eines Sieges reiche Belohnungen in Aussicht stellte.[1])

Eine Zählung der gesamten Armee während und nach dieser Musterung ergab an Griechen zehntausendvierhundert Schwer- und zweitausendvierhundert Leichtbewaffnete, an einheimischen Truppen hunderttausend Mann mit zwanzig Sichelwagen. Letztere waren wohl von derselben Art, wie sie auch im Heere des Königs Verwendung fanden, also Fahrzeuge, von deren Achsen seitwärts Sicheln herausstanden und erdwärts gebogen waren, um alles, was sie erreichten, zu zerschneiden.[2])

Das in der Mehrzahl von Ekbatana (Hamadan) in Persien herbeigeeilte königliche Heer soll eine Million zweimalhunderttausend Mann mit zweihundert Sichelwagen gezählt haben in vier gleich starken Heerhaufen, von denen, wie Kyros durch Überläufer erfahren hatte, der von Abrokomas befehligte aber noch nicht da war und auch wirklich erst fünf Tage nach der Schlacht von Kunaxa beim Großkönige eintraf. Dies kann ich mir nur so erklären, daß Abrokomas bei seinem Abzuge aus Phoinikien entweder einen oberhalb Thapsakos gelegenen Euphratübergang benützte, was jedoch sehr unwahrscheinlich ist, denn er kam ja aus Phoinikien, oder aber, daß er nur einen kleineren Teil bei Thapsakos hinüberschob, der vor dem herannahenden Kyros irgendwie auswich, mit der Armee dagegen nach dem Euphrates etwa in Richtung auf das heutige Der es Sor den Wüstenweg über Palmyra wählte, den auch ich gegangen bin. Dies konnte allein schon der Wasserversorgung wegen Abrokomas nur, wenn er sein Heer in verschiedene Marschstaffeln zerlegte, die er in gewissen Zeitabständen folgen ließ. Tausende mögen auch so zugrunde gegangen sein, aber darauf kam es damals nicht an; Menschenleben hatten, besonders für einen Perser, keinen Wert. Am Euphrates marschierte er dann, immer noch in sich gestaffelt,

---

1) Vgl. die Ansprache Cäsars vor der Schlacht gegen Ariovist (de Bello Gallico I. 40) und die General Bonapartes vor der Schlacht an den Pyramiden (6. Juli 1798).

2) Cäsar erzählt de Bello Gallico IV. 33. 1 von Streitwagen, die bei den Britanniern in Gebrauch, aber anderer Art und keine Sichelwagen waren.

auf dessen rechtem Ufer und rechts rückwärts von Kyros entlang – also genau auf meinem Wege (vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel S. 90 u. ff.) –, überschritt unterhalb Pylai den Strom und kam so erst fünf Tage nach der Schlacht von Kunaxa zum Könige. Hält man diese von mir meines Wissens bisher allein vorgeschlagene Lösung fest, so liegt in ihr auch eine Erklärung für die auffallende Tatsache, daß Kyros anscheinend – Xenophon erwähnt wenigstens davon nichts – von den für ihn doch sehr wichtigen Marschbewegungen des Abrokomas keinerlei Kenntnis hatte, denn dieser war von ihm durch den Euphrates und eine rückwärtige Entfernung von annähernd 100 km getrennt.

Hätte Abrokomas mit seinen Hauptkräften gleichfalls bei Thapsakos den Strom überschritten, wie man aus Xen. I. 4. 18 entnehmen könnte, so mußte er ja unbedingt vor Kyros hermarschiert sein, hätte die wenigen vorhandenen Lebensmittel aufgezehrt bzw. zerstört und wäre dann entweder rechtzeitig zur Schlacht bei dem Großkönige angelangt oder von dem, wie wir wissen, ungestüm vorwärtsdrängenden Prinzen unterwegs eingeholt und vernichtet worden. Auf keinen Fall kann, wie ein Erklärer vorschlägt, das oben erwähnte königliche Kavalleriekorps, das Kyros bei der Annäherung an Pylai vor seiner Front wußte, zu den Truppen von Abrokomas gehört haben, sonst wäre es ja mit diesen bei der Schlacht zugegen gewesen, was von Xenophon ausdrücklich in Abrede gestellt wird.

Ich bin auf die Erörterung dieser Frage absichtlich ausführlicher eingegangen, weil sie mir wichtig genug und bisher noch gar nicht oder nur wenig glücklich gelöst erschien.

Gewiß sind die Angaben über die Stärke des persischen Heeres nach orientalischer Weise – man denke nur an die Bibel! – bedeutend übertrieben; immerhin aber waren es doch so gewaltige Massen, die hier auf engem Raume zusammengedrängt waren, lebten und sich bewegten, daß man wiederum vor der Verpflegungsfrage steht, wie vor einem fast unlösbaren Rätsel.

Nach der Musterung und Parole rückte Kyros mit Tagesanbruch in Schlachtordnung und so seine Truppen unnötig ermüdend (vgl. S. 184), etwa vier Stunden vor, immer noch im Glauben, es

käme heute zum Kampfe. Auf halbem Wege, also nach zwei Stunden, gelangte man an einen frisch aufgeworfenen tiefen und breiten Graben, den der König auf die Nachricht von dem feindlichen Anmarsche seines Bruders quer vor in einer Länge von 50 km bis zur medischen Mauer hatte ziehen lassen. Diese, zum Schutze gegen die nördlichen Einfälle der Meder angeblich von Nebuchodonossor etwa 580 v. Chr. oder gar von der sagenhaften Königin Semiramis errichtet, mußte man bereits durchschritten haben, Xenophon erwähnt sie jedoch erst im Zusammenhange mit dem Graben. Sie führte dort, wo Euphrat und Tigris sich auf einen oder zwei Tagemärsche nähern, also etwa zwischen dem alten Opis und heutigen Bagdad, in südwestlicher Richtung bis südlich Pylai von Strom zu Strom, schied Babylonien (den Irak) von dem eigentlichen Mesopotamien (der Dschesire) und verdankte ihre Entstehung demselben Gedanken, wie der von dem Unterrheine nach der Donau laufende Limes oder wie die für solche Bauten typisch gewordene chinesische Mauer.[1]) Aus Ziegeln bestehend, die mit Asphalt, der ältesten Mörtelart[2]), verkittet waren, soll sie 6 m breit und an 30 m hoch gewesen sein. Man will (Lynch) noch deutliche Spuren von ihr entdeckt haben; ich konnte aber keine finden, so angelegentlich ich mich danach umschaute.

Der vorerwähnte Graben, der zu der medischen Mauer gewinkelt sein mußte, denn „er führte aufwärts durch die Ebene bis an die medische Mauer", bildete nun gewissermaßen eine zweite Schutzwehr und hatte seltsamerweise eine einzige, nur etwa 7 m breite Lücke unmittelbar am Euphrates. „Über diesen Damm zog Kyros mit seinem Heere und ließ den Graben hinter sich." Da er jenseits an demselben Tage noch zwei Stunden weiter in Schlachtordnung vorrückte, so ist diese Angabe Xenophons unrichtig. Denn das ganze Heer hätte vor dem Graben abbrechen, sich durch den Paß hindurchziehen und wieder aufmarschieren müssen: ein Manöver, das mit den unvermeidlichen Stockungen selbst bei größter Ordnung allein schon zwanzig und mehr Stunden er-

1) Vgl. Aus Ost und Süd, S. 25–26 und 41.
2) Vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel, S. 135.

fordert hätte. Ich nehme daher an, daß Xenophon hierbei nur die griechische Legion im Auge hatte, während die einheimischen Truppen sich östlich ihre eigenen Brücken schufen, dort übergingen und wieder in sich aufmarschierten, – auch so noch für solche Massen eine langwierige und außerordentlich ermüdende Operation.

Gegen Erwarten war der Feind nicht da und auch nicht aufzufinden; nur „viele Fußspuren von Menschen und Pferden deuteten darauf hin, daß er sich zurückgezogen hatte". Obwohl nun der Prinz aus einem gewissen Familienstolze heraus ursprünglich eine bessere Meinung von dem Mute und der Streitlust des Königs hatte, als „des Dareios und der Parysatis Sohn und seines Bruders", glaubte er jetzt, nachdem er am Grabenübergange nicht verhindert, sowie während dessen oder unmittelbar nachher nicht angegriffen worden war, „der König habe es aufgegeben, sich zu schlagen", verfiel von der größten Vorsicht in das gerade Gegenteil, in die größte Sorglosigkeit, und setzte an den beiden folgenden Tagen den Marsch anscheinend ohne jede Sicherung fort. Kyros selbst bestieg seinen Wagen mit nur geringer Bedeckung, während die Mannschaften in ungeordneten Haufen, d. h. außer Reih und Glied, einherzogen und ihre Waffen auf Wagen und Lasttiere ablegten. Und all dies, obgleich nur wenige Kilometer entfernt ein riesiges Heer zum Kampfe bereit stand! Man sieht eben daraus, daß, wie schon eingangs erwähnt, Marschsicherung und Aufklärung vollkommen versagten und man von deren Wesen und Bedeutung überhaupt keine richtige Vorstellung hatte.

Warum hat nun Artaxerxes II. mit einem Aufwande von Menschenkraft, wie sie nur einem damaligen Herrscher des Orients oder Ägyptens zu Gebote stand, den ungeheuern Graben anlegen lassen, warum hat er gerade am Euphrates in offenkundiger Weise eine Durchgangslücke gelassen, und warum hat er nicht seinen Bruder während des Überganges selbst oder kurz nachher angefaßt? War zu jenem Zeitpunkte der König mit seinem Heere überhaupt schon nahe genug heran und kampfbereit, so gibt es, glaube ich, für sein Verhalten nur eine Erklärung: Dem Könige mußte daran liegen, seinem Gegner nicht nur eine Niederlage

zu bereiten, – denn auch dann blieb er noch gefährlich –, sondern ihn völlig unschädlich zu machen. Deshalb wollte er den Prinzen verlocken, den Graben durch die offene Lücke zu überschreiten, auch in dem von Kanälen durchschnittenen Lande noch weiter vorrücken lassen, um ihn dann, Mauer und Graben im Rücken, dessen einzigen Übergang hinter dem rechten Flügel und den Euphrates in der rechten Flanke, anzugreifen und zu schlagen. Gelang der Plan, so mußte der Erfolg ein vollständiger und der Preis die Vernichtung des feindlichen Heeres sein. –

Schon hatte man am zweiten Marschtage um die Mittagszeit beinahe den in Aussicht genommenen Lagerplatz erreicht, als Pategyas, ein vermutlich nach eben diesem Lagerplatze vorausgeschickter persischer Ordonnanzoffizier des Kyros „im stärksten Galopp und auf schweißtriefendem Pferde heransprengte und allen, auf die er stieß, auf persisch und griechisch zurief, der König rücke mit großem Heere in Schlachtordnung an". Wie oft sind in der Kriegsgeschichte Meldungen in derart erregter Weise überbracht worden (die Preußen kommen!), und liegt hier nicht ein Vergleich mit der von Caesar de Bello Gallico I. 21. 4 bis 22. 4 geschilderten Szene nahe, als P. Considius, „ein sehr erfahrener Kriegsmann", mit verhängten Zügeln angaloppiert kommt (equo admisso accurrit) und ihm, dem Caesar, eine wichtige, wie sich aber später herausstellte, falsche Nachricht bringt?

Naturgemäß entstand daraufhin in der ungeordneten, unbewehrten Masse „eine gewaltige Verwirrung", lag doch die große Gefahr nahe, unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen vom Gegner angegriffen und einfach überrannt zu werden. Zum Glück für Kyros, „der vom Wagen sprang, den Panzer anlegte, sich aufs Pferd schwang und die Speere zur Hand nahm", kam es zu keiner Überrumpelung, denn der Befehlsmechanismus erwies sich wesentlich besser, als der Aufklärungsdienst. „In größter Geschwindigkeit", wie Xenophon sagt, und meiner Ansicht nach mit wahrhaft erstaunlicher Findigkeit „wurde Ordnung geschaffen", aufmarschiert und die Schlachtordnung hergestellt mit den Griechen rechts, dem Barbarenheere links daneben auf gleicher Höhe. Bei den ersteren kommandierte der für diesen Tag mit dem Oberbefehle

über die gesamte Legion betraute Klearchos unter Beigabe eines Regimentes einheimischer (paphlagonischer) Kavallerie den an den Euphrates angelehnten rechten Flügel, Menon den linken. Kyros selbst befand sich zwischen der griechischen Legion und seinen einheimischen Truppen.

Noch war nichts vom Feinde zu sehen. Bald aber, schon nachmittags, „erblickte man Staub, der einer weißlichen Wolke glich, sich allmählich in ein gewisses Dunkel verwandelte und die ganze Ebene überdeckte". Man denke sich anfangs September in Babylonien! Bei größerer Annäherung ließen sich allmählich durch das hervorleuchtende Metall der Waffen und Rüstungen – dieselbe Wirkung, die wir durch die neue Bekleidung und Ausrüstung jetzt möglichst vermeiden wollen – Gliederung und Stärke der Abteilungen erkennen: geschlossene Vierecke der einzelnen Völkerschaften, geharnischte Reiterei auf den Flügeln und Sichelwagen mit weiten Abständen von einander vor der Front. Alles „rückte still, ruhig und im Gleichschritt" vor[1]) und zwar so langsam, daß Kyros nach Erkennen der feindlichen Schlachtordnung noch Zeit fand, die Front der Griechen abzureiten und Klearchos auf dem rechten Flügel zu befehlen, sich gegen das feindliche Zentrum zu wenden, denn dort sei der König, und „haben wir dieses geschlagen, so ist der Sieg unser". Kyros faßte also taktisch richtig einen Punkt, den hauptsächlichsten, für die Entscheidung ins Auge.

Den Größenverhältnissen entsprechend war die Front des königlichen Heeres viel ausgedehnter, als diejenige der Armee von Kyros, und zwar in solchem Maße, daß schon das Zentrum, gegen das Klearchos vorgehen sollte, den linken Flügel des Barbarenheeres überragte. Klearchos sah dies alles selbst, verstand auch den Befehl und erkannte, daß er bei einem Angriffe gegen das Zentrum scharf links schwenken müsse, führte aber in der Besorgnis, bei einem Aufgeben der Euphratanlehnung von

1) Das Verhalten der Perser war wider Erwarten des Kyros dasselbe, wie bei den früheren Kriegszügen gegen Griechenland und wie später in den Schlachten bei Issos und Gaugamela gegen Alexander den Großen (vgl. Herodot IX. 60).

rechts her umfaßt zu werden, den Befehl nicht aus und anstatt dessen seine Truppen gerade vor. Da zu dem Zeitpunkte, als Kyros den Befehl gab, die ganze Sachlage von oberster Stelle aus genau zu übersehen war und sich auch nicht änderte, so entsprang die Handlungsweise des Klearchos nicht dem als höchste Charaktereigenschaft eines Führers verlangten Verantwortlichkeitsgefühle, auf Grund einer eingetretenen Verschiebung im Sinne des Ganzen auch gegen den Befehl zu handeln und dafür seine Person einzusetzen, sondern sie kennzeichnet sich einfach als einen Ausfluß mangelnder Disziplin, als „Ungehorsam gegen einen gegebenen Dienstbefehl". –

Sofern die Angriffe nicht aus Hinterhalten erfolgten oder der Schwächere gegen den Stärkern nicht ein Gelände aufsuchen konnte, das keine Entfaltung der Überlegenheit in die Breite gestattete, waren die damaligen Kämpfe reine Linearschlachten. Bedecktes oder hügeliges Gelände mit Stützpunkten, dem wir jetzt den Vorzug geben, brach die Fronten, wurde vermieden und dafür die Ebene begehrt. Und eine solche war hier vorhanden, wie es überhaupt in Babylonien außer wenigen flachen Erhebungen, die vielleicht frühere Siedelungen überdecken,[1]) eigentliche Hügel nicht gibt. Ich habe das Gefechtsfeld selbst überfahren und mir an Ort und Stelle ein vollständiges Bild des Verlaufes der Schlacht machen können, ganz einerlei, ob diese nun genau dort oder etwas südlicher, etwa nach dem heutigen Musejib zu, stattfand. Denn das Gelände ist überall gleich und stellte sich mir als eine baum- und strauchlose, von weißlichem, im Lufthauche spielendem Staube überzogene braungelbe Fläche dar,[2]) die man sich damals noch durch zahlreiche, teilweise sogar mit Getreideschiffen befahrene Kanäle durchschnitten und mit bereits abgeernteten Reis- und Weizenfeldern, sowie einzelnen Palmenpflanzungen bedeckt denken muß.

Als das königliche Heer auf 6–700 m herangekommen war, gingen die Griechen unter Anstimmung des Schlachtgesanges

1) Vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel S. 120. Auch der Erdhügel, von dem Xenophon I. 10. 12 spricht, war wohl eine solche Erhebung.

2) Ebenda S. 112 und 120.

ihrerseits zum Angriffe vor, und der Verlauf war nun im großen und ganzen so, daß während die Legion gegen die gegenüber befindlichen Feinde einen Teilsieg erfocht und diesen mehr, als für das Ganze gut war, verfolgte, der Großkönig mit dem Gros seiner Armee, das ja keinen Gegner vor sich hatte, links schwenkte. Der Prinz, jetzt für die linke Flanke und den Rücken seines Heeres besorgt, sah plötzlich den König inmitten einer Reiterschar vor sich. Da ließ er in aufloderndem Hasse und von seiner impulsiven Natur verleitet, einen der ersten Grundsätze für den Führer, sich ohne dringendste Not nicht selbst der Gefahr auszusetzen, um nicht das Ganze zu schädigen, außer acht, und zwar obwohl ihn seine Umgebung vorher noch besonders um Zurückhaltung gebeten hatte, sprengte er auf seinen Bruder los, verwundete ihn auch, fiel aber selbst inmitten seiner Getreuen, die mit ihm starben.

Der Tod des hochbefähigten jungen Prinzen mußte nicht nur das Schicksal des Tages entscheiden, sondern auch die Ausführung seines klugen und kühnen Planes vereiteln. Das „Barbarenheer“ floh, ohne daß die Griechen – soweit waren sie mittlerweile unbekümmert vorgerückt und eine solche Ausdehnung hatte die Schlacht gewonnen – von all den Vorgängen irgend etwas merkten. Selbst ein abermaliger Erfolg der Legion, die sich schließlich gegen die von hinten und von seitwärts auf sie anrückenden Perser wandte und diese erneut in die Flucht schlug, konnte nichts mehr ändern: mit der Person des Kyros waren Zweck und Ziel des Feldzuges verloren. –

Endlich, am Abend, gingen die Griechen nach ihrem Lager zurück. Sie fanden es geplündert und erfuhren erst bei Anbruch des folgenden Tages, daß Kyros geblieben und das „Barbarenheer“ nach seinem letzten Lagerplatze geflohen sei. Die wichtige Befehlsverbindung hatte also vollständig aufgehört; jeglicher Zusammenhang innerhalb der Armee war zerrissen.

So gibt uns die Schlacht bei Kunaxa am 3. September 401 v. Chr. und fast genau ein halbes Jahr nach dem Abmarsche von Sardes für alle Zeit die dreifache Lehre, daß ein Teilsieg meist nur dann dem Ganzen zum Nutzen gereicht, wenn er nicht aus

dessen Rahmen heraustritt, ferner, daß die oberste Führung sich stets zurückzuhalten hat, um den Überblick über das Ganze zu wahren und dieses zu fördern, und schließlich, daß von Anfang bis zu Ende das Gefühl der Zusammengehörigkeit alle Führer beseelen muß, ebensowohl zur Verbindung nach oben, wie zu einer solchen untereinander! –

Da von den Griechen ausdrücklich gesagt ist, sie hätten im Kampfe selbst keinen Mann verloren, indem die Feinde schon vor dem Zusammenstoße überall flohen, stellt diese Millionenschlacht den militärischen Eigenschaften der damaligen Perser das denkbar traurigste Zeugnis aus. Es waren eben Knechte, die ohne Streben und Lohn in den entscheidenden Augenblicken, wie dies Xenophon III. 4. 25 berichtet, mit der Peitsche angetrieben werden mußten, weniger zum Siege als zum Tod.

III. Der Rückzug aus Babylonien und zwar bis a) zu den Kurdischen Bergen.

(Erstes Drittel des November 401 v. Chr.)

Xen. II. 1. 4 bis III. 5. 7.

Hunderte von Meilen durch Meere, Wüsten und Gebirge getrennt von der Heimat, inmitten von Feinden und ohne Freunde, – denn auf das „Barbarenheer" war, wie sich bald zeigte, kein Verlaß mehr –, befanden sich die Griechen in einer üblen Lage; es blieb ihnen nur die Wahl zwischen waffenloser Übergabe an den König und dem Versuche, sich heimwärts durchzuschlagen. Obwohl schweren Herzens, entschlossen sie sich zu letzterm und erhielten hierzu auch die Einwilligung des Königs, wurden jedoch durch Verhandlungen aller Art so lange hingehalten, daß sie erst nach Monatsfrist, gegen Ende September 401 v. Chr., das durch Anstauen der Kanäle noch besonders unwegsam gemachte Babylonien verlassen konnten. Der anfangs geordnete Rückmarsch neben dem „Barbarenheere" her, sowie trotz berechtigten Mißtrauens in Begleitung und unter dem angeblichen Schutze der Heeresabteilungen von Tissaphernes, des Kyros Nachfolger, und von Orontes, des Satrapen von Armenien, sollte sich nur zu bald zu einem Rückzuge gestalten, der die Griechen, verlassen und verraten, durch fremde ihnen selbst dem Namen nach unbekannte Länder führte und in Verlauf und Vollendung ohne Zweifel eine der großartigsten Leistungen in der gesamten Weltgeschichte darstellt.

Den Griechen boten sich für die Rückkehr nach der Heimat zwei Möglichkeiten: entweder sie schlugen denselben Weg ein, den sie gekommen waren, oder sie marschierten am Tigris (Xenophon schreibt Tigrēs) aufwärts und dann womöglich in westlicher Richtung quer durch Kleinasien. Der erstere Weg war ihnen bekannt und der kürzere, führte sie jedoch dem sicheren Hungertode ent-

gegen, da sie dort keine Verpflegung mehr finden konnten. So blieb ihnen nur der zweite, unbekannte und weitere, auf den sie auch die Perser hindrängten, unzweifelhaft in der Absicht, sie damit noch mehr in das Innere zu locken und um so sicherer zu verderben. Die Griechen entschlossen sich also, die Tigrisroute zu nehmen, und zwar nicht die westliche auf dem rechten, sondern die östliche auf dem linken Ufer, obwohl sie in ersterem Falle den Strom gar nicht, bei einem Marsche auf der östlichen Seite aber gleich zu Anfang und für die beabsichtigte Richtung nach Jonien späterhin ein zweites Mal überschreiten mußten. Diese Flußübergänge waren für sie eine Sache von großer Bedeutung, da der Tigrēs bei kürzerem Laufe ein viel stärkeres Gefälle und damit eine reißendere Strömung hat, als der Euphrates. Augenscheinlich war für diesen Entschluß abermals die Verpflegungsfrage in zwingender Weise maßgebend, denn auf der Westseite, auf der ich selbst entlang zog, um die Ausgrabungen von Assur zu besuchen, tritt die mesopotamische Wüstensteppe überall fast unmittelbar an den Strom heran, während östlich des Tigrēs von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart weite Gebiete durch zahlreiche Zuflüsse anbaufähig und gut bevölkert sind. So führt auch heute die große Karawanenstraße von Bagdad nach Mosul auf der Ostseite des Tigrēs zwischen diesem und der persischen Grenze über Kerkuk und Erbil[1]) durch das fruchtbare, wasser- und naphtareiche Regengebiet des einstigen Assyrien[2]).

Die Griechen zogen jedoch nicht auf dieser uralten Verkehrsstraße zwischen Babylonien und Persien, sondern hielten sich näher an den Strom heran, wahrscheinlich des im Spätherbste vielfach spärlichen Wassers wegen, und weil sie sich scheuten, noch weiter an das von wilden Stämmen bewohnte kurdisch-persiche Gebirge heranzugehen. Seit dem Tode des Kyros gehorchten sämtliche Obersten, Hauptleute und Mannschaften dem

1) Erbil ist das alte Arbela, schon Jahrtausende v. Chr. ein Hauptsitz des Istarkultus und die Stätte, wo später Dareios III. Kodomannos vor der Schlacht bei Gaugamela seine Schätze barg und nachher Alexander der Große sein Hauptquartier aufschlug. Vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel S. 157.

2) Ebenda S. 156.

Klearchos wie nach einem stillen Übereinkommen und ohne daß sie ihn zu ihrem Anführer gewählt hatten, „weil sie einsahen, daß er allein die erforderliche Einsicht eines Oberfeldherrn hatte, die andern dagegen zu unerfahren waren.“ Nur die Not zwang also zu Einigkeit und Disziplin. –

In der Nähe von Sittake (Lage unbekannt, vermutlich nahe dem heutigen Bagdad) überschritten die Griechen denn anfangs Oktober 401 v. Chr. auf einer bereits vorhandenen Schiffbrücke den Tigrēs und marschierten hierauf nordwärts über die große Stadt Opis am Physkosflusse und immer mehr oder weniger am Strome entlang in fünfzehn Tagen bis zum Zabatos (großen Zab), dem bedeutendsten Zuflusse des Tigrēs von den kurdisch-persischen Bergen her. Hierbei kamen sie auf weiten Strecken durch damals wie heute wüstenartige Gegenden und müssen unbedingt den von Xenophon nicht erwähnten Dschebel Hamrin passiert haben. Es ist dies ein mehrere hundert Meter hoher, jetzt ganz kahler Gebirgszug, der von Nordwesten her an Assur vorbei über den Tigrēs weg bis gegen die persische Grenze hinstreicht und in enger, beiderseits einen Uferweg freilassender Schlucht (arabisch Fakkâ) vom Strome durchbrochen wird[1]). Ich möchte ihn für den Ararat der Bibel ansprechen[2]).

1) Vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel S. 168 und 252.

2) Schon an anderer Stelle (Kairo–Bagdad–Konstantinopel S. 157–158) habe ich darauf hingewiesen, daß, wenn man in Babylonien und weiter nordwärts in den Stromniederungen des Euphrat und Tigris die Frühjahrsüberschwemmungen gesehen hat, man sich bei einer durch außerordentliche Verhältnisse oder Naturereignisse noch gemehrten Hochflut die Entstehung der Sintflutsage, die der Beduine Abraham aus seiner babylonischen Heimat nach Kanaan mitnahm, gerade dort unschwer erklären kann. Ich möchte nun das Gebirge Ararat der Bibel, auf dem sich die von dem klugen Schech und Hausvater Noah in Kenntnis des Sprunghaften seiner heimischen Natur rechtzeitig gezimmerte Arche mit ihrer gemischten Gesellschaft niederließ, nachdem die Wasser dem Meere zu abgelaufen waren, hierher östlich des Tigris nach dem Dschebel Hamrin in das einst heilige, frucht- und weinreiche Land Gutium verlegen.

Der Orient ist ja wohl besonders konservativ im Festhalten von Namen; häufig finden wir jedoch für mehrere Örtlichkeiten nicht nur dieselbe Bezeichnung, sondern auch, daß deren eine oder andere ganz verschwunden ist. Und so glaube ich, daß der Dschebel Hamrin früher Ararat hieß und diesen Namen verloren hat. An dem Ausdruck „Gebirge“ nehme ich keinen Anstoß,

Auch an dem jenseits des Tigrēs gelegenen Kainai kamen sie vorbei und erhielten von dessen Einwohnern Lebensmittel auf ebensolchen Schlauchflößen (Keleks) herübergebracht, wie wir sie bereits vom Euphrates her kennen (vgl. S. 210). Kainai, vielleicht das Kanne des Propheten Hesekiel (Hes. 27. 23), war damals eine „blühende, große Stadt". Wir können mit aller Bestimmtheit annehmen, daß es mit dem alten Assur identisch und, wie die neuerdings dort über assyrischen Bauten freigelegten persischen Anlagen beweisen, auf dessen Trümmern entstanden ist.[1])

Bis zum Zabatos hatte man die Griechen ruhig gelangen lassen. Hier jedoch, wo sie von Babylon sowohl, wie von ihrer Heimat genügend weit entfernt schienen, ward die ganze Niedertracht der Perser offenbar. Tissaphernes lud die Führer und Hauptleute der Griechen zu sich, und als diese in größerer Anzahl, darunter auch Klearchos und Proxenos, der Einladung Folge leisteten, zwar nicht ohne Argwohn, aber doch im Vertrauen auf den früher gegen-

---

denn der Babylonier Noah kannte ja nur die Ebene, und so waren für ihn Höhen schon ein Gebirge.

Daß der mehr als hundert Meilen nördlich Babylonien und jenseits des armenischen Hochgebirges gelegene wirkliche Ararat, von ewigem Schnee bedeckt und noch 300 m höher als der Montblanc, nicht gemeint sein kann, ist meines Erachtens ohne weiteres klar, und gehört das Festhalten an ihm als dem Ararat der Sintflutsage zu dem mancherlei Unbegreiflichen. „Und da sie (d. h. die Kinder Noahs vom Gebirge Ararat) nun gen Morgen (d. h. nach Osten) zogen, fanden sie eine Ebene im Lande Sinear (unzweifelhaft in Babylonien, wenn auch wohl nicht gerade dort, wo Noahs bzw. der Kinder Noahs Heimstätte gewesen war) und wohneten daselbst" (1. Mos. 11. 2). Das stimmt nun zwar allerdings nicht genau auf den Dschebel Hamrin, aber noch sehr viel weniger auf den Ararat. Es liegt hier meiner Ansicht nach nur eine ungenaue Angabe der Himmelsgegenden vor, wie wir solche in dem Alten Testamente auch anderwärts finden, insofern die Länder einfach nach ihrer Lage von Palästina aus bezeichnet und unter denen des Morgens eben alle östlich gelegenen bis zum Euphrat und Tigris zusammengefaßt wurden. Dahin zogen sie, also nicht von sich, sondern von dem Schreiber aus „gen Morgen". –

Die Annahme des Dschebel Hamrin als Ararat erscheint mir auch wahrscheinlicher, als diejenige des Dschebel Dschudi am Südrande der kurdischen Berge, auf dem chaldäische, syrische und arabische Überlieferungen die Arche Noahs festsitzen lassen (vgl. S. 230 und v. Moltke: Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei S. 237).

1) Vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel S. 169–172.

seitig geleisteten Eid, ließ er sie samt und sonders niederhauen oder gefangen nehmen zu späterm Tode. –

In dieser Zeit der Führerlosigkeit und größten Not, als die Griechen an den Ufern des Zabatos lagen, „schlaflos vor Schmerz und Sehnsucht nach Vaterland, Eltern, Weibern und Kindern, die sie ja niemals wiedersehen würden", trat nun Xenophon hervor, um von jetzt ab die Seele aller Unternehmungen zu werden. In mehreren meisterhaften Reden setzte er den nächtlicher Weile zusammengerufenen Anführern und Hauptleuten, sowie späterhin den versammelten Mannschaften auseinander, wie man nach dem soeben Erlebten und unter den obwaltenden Umständen jeden Gedanken an eine andere Lösung aufgeben müsse, als mit den Waffen in der Hand einig und mutig sich den Heimweg zu erkämpfen. „Nicht die Menge", ruft er aus, „nicht die Stärke sind es, die, das wißt ihr wohl, im Kriege den Sieg verleihen, sondern gewöhnlich ist es der höhere Mut, mit dem man im Vertrauen auf die Götter in die Schlacht geht", und an anderer Stelle: „wem sein Leben lieb ist, der ringe nach Sieg, denn nur den Unterliegenden trifft der Tod durch die Hand des Siegers".

Die Griechen beschlossen denn auch, den Marsch fortzusetzen und zunächst an Stelle der ermordeten Führer andere, darunter für Proxenos Xenophon, zu wählen. Auf dessen Vorschlag wurden dann die meisten Wagen und, wohl in mangelnder Voraussicht der bevorstehenden schweren Winterszeit, auch die Zelte verbrannt, damit „es nicht das Zugvieh ist, das uns den Weg vorzeichnet, sondern wir unabhängig vom Trosse den Marsch allein nach dem Vorteile der Armee einrichten können", ferner für den Weitermarsch fürs erste die Viereckform, mit Lasttieren und Troß in der Mitte, bestimmt und der Oberbefehl dem Lacedämonier Cheirisophos, die Führung der Nachhut neben einem gewissen Timasion Xenophon übertragen.

Dieser wünschte also für sich nicht die Gesamtleitung, sondern nur den geringern, auf einem Rückzuge jedoch besonders wichtigen und schwierigen Posten eines Arrieregardenführers. Von einem solchen verlangt man, daß er alles tut, dem zu schützenden Gros Zeit und Luft zu schaffen, wenn es sein muß selbst

mit Aufopferung seiner Truppen, daß er aber andererseits nie aus dem Auge verliert, sich an jenes heranzuhalten. Dazu gehört nicht nur Begabung, sondern auch Routine. Und die hatte, das zeigte sich gleich, Xenophon noch nicht. Nachdem nämlich die Griechen den um diese Jahreszeit nur seichten Zabatos ungehindert überschritten hatten und dann von rückwärts her durch berittene und leichtbewaffnete Perser angegriffen wurden, ließ sich Xenophon fortreißen, mit den Hopliten seines Nachtrupps die zurückweichenden Feinde, ohne sie jedoch erreichen oder schädigen zu können, so weit zu verfolgen, daß dadurch der Zusammenhang des Ganzen gefährdet und der Weitermarsch erheblich verzögert wurde. Auf den Vorhalt des Cheirisophos gab Xenophon seine Fehler unumwunden zu und setzte durch, daß für die Nachhut zu künftighin besserer Abwehr eine kleine Reitertruppe, sowie eine Abteilung rhodesischer Schleuderer formiert wurden, die denn auch in den folgenden Tagen schon recht gute Dienste leisteten. Wir finden hier das Bestreben, die Nachhut beweglicher zu machen und mit weittragenden Geschossen auszustatten, wie es heute noch Grundsatz ist, der Arrieregarde nur schwache Infanterie mitzugeben, die unter den Waffengattungen am unbeweglichsten und aus dem Gefechte am schwersten loszulösen ist, dagegen desto mehr Kavallerie und Artillerie.

Den Zabatos überschritten die Griechen nicht an der Mündung, sondern weiter oberhalb[1]), denn sie gelangten erst am andern Tage „an den Tigrēs“ nach Larissa und später nach Mespila, dem einstigen Kalach Nimrud und Ninive. Diese ehemaligen assyrischen Großstädte waren 606 v. Chr. und bald nach dem Tode des assyrischen Herrschers Assurbanipal von verbündeten babylonischen und medischen Scharen, letztere unter dem Könige Kyaxares, zerstört worden und zur Zeit Xenophons nur verödete, in Ruinen liegende Orte. Wunderbar ist und ein Beweis, wie gründlich die Zerstörung gewesen sein muß, daß kaum zwei Jahrhunderte später Xenophon ihnen andere Namen gibt, also

1) Noch mehr oberhalb ging, aber in umgekehrter Richtung, Alexander der Große siebzig Jahre später über den Zabatos, als er nach der Schlacht bei Gaugamela auf Arbela marschierte.

von ihren ursprünglichen, die doch einer ganzen Welt bekannt waren, gar nichts mehr wußte.[1])

Vom Kujundschykhügel der Ruinenstätte von Ninive blickte ich seinerzeit gen Norden bis zu den Vorhöhen der in blauen Dunst gehüllten kurdischen Berge auf eine weite, leichtgewellte Fläche.[2]) Über diese setzten die Griechen in ziemlicher Entfernung von dem vielfach gewundenen Tigrēs ihren Marsch fort, stets bedroht von den Persern, sowie dem mit diesen jetzt offen verbündeten „Barbarenheere", und bald genötigt, die auf die Dauer zu beschwerliche und ungelenke Viereckform mit einer solchen in kleinen beweglichen Kolonnen zu vertauschen.

Etwa zwischen dem heutigen Këif und Zacho, vermutlich näher an letzterm, wurden sie in das erste ernstere Gefecht verwickelt und erlitten solche Verluste, daß sie in den umliegenden Dörfern durch ärztliche Hilfe für ihre Verwundeten sorgen mußten (vgl. S. 181). Die bei dieser Gelegenheit erwähnte Sitte der Perser, während der Nacht ihre Pferde anzubinden und noch dazu mit Fußschlingen zu versehen, um sie am Weglaufen zu verhindern, habe ich jetzt noch in Persien und ganz Mesopotamien allgemein in Gebrauch gefunden.

Bei einem der Kämpfe verdient das persönliche Beispiel Erwähnung, das Xenophon nach Art großer Führer gab. Als es einmal darauf ankam, rasch eine Höhe zu gewinnen, um den Feinden zuvorzukommen, und auf die anfeuernden Worte Xenophons ein Mann ihm erwiderte, er habe gut reden, ihn trage sein Pferd, er aber erliege fast unter der Last des Schildes, „sprang jener vom Pferde, stieß den Soldaten aus dem Gliede, nahm ihm den Schild ab und eilte zu Fuß in seiner Reiterrüstung allen voran". Das Beispiel wirkte; die Griechen kamen zuerst auf die Höhe. Ich erinnere hierbei an das Verhalten Cäsars im Kampfe gegen die Nervier, wo er, als das Gefecht ins Schwanken geriet, selbst einem Soldaten den Schild entriß und, damit in die vorderste Reihe tretend, die Hoffnung der Truppen neu belebte

1) Wegen alles Nähern betreffend Kalach Nimrud und Ninive vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel, S. 182–188 und a. a. O.

2) Vgl. ebenda S. 184.

(cuius adventu spe inlata militibus ac redintegrato animo. De Bello Gallico II. 25. 3), sowie an dasjenige General Bonapartes bei Arcole am 15. November 1796. Xenophon sagt III. 1. 36 zu den Offizieren: „Auf euch sind die Augen der Soldaten gerichtet. Sehen sie euch mutlos, so werden sie alle zagen, geht ihr selbst jedoch auf den Feind los und fordert die andern dazu auf, so seid überzeugt, daß sie euch folgen und nachzueifern bestrebt sein werden. Es gehört sich aber auch, daß ihr euch vor ihnen auszeichnet, denn ihr seid ja ihre Offiziere.“ Und so ist auch bis auf den heutigen Tag in entscheidenden Augenblicken das Beispiel der Offiziere von größtem Werte, und die Worte: „en avant les epaulettes“ haben noch ebensolche Gültigkeit, wie vor zweitausend Jahren.

Endlich gelangten die Griechen unter fortwährenden Gefechten etwa in der Nähe des heutigen Finek zu einem Passe am Tigrēs, wo ihre Lage äußerst schwierig wurde: auf der einen Seite (östlich) hohe Berge, auf der andern (westlich) der Strom von einer Tiefe, daß man sie mit den Lanzen nicht zu ergründen vermochte. Es war dies unzweifelhaft die Stelle, wo der Tigrēs aus den kurdischen Bergen heraustritt, und wo nahebei auf einer Strominsel das heutige Dschesire ibn Omar (Bedzabde) gelegen ist.

Hiermit war der erste Teil des Rückzuges beendet. Trotz der Hinmordung einer größern Anzahl von Führern und sonstiger Verluste war er immerhin der leichtere, denn er führte in noch günstiger Jahreszeit über ziemlich ebenes, teilweise bebautes Land und zwischen dem feigen persischen Gesindel hindurch. Bedeutsam ist er aber vor dem kommenden durch das Hervortreten Xenophons, dessen Einfluß von jetzt ab der maßgebende werden sollte.

b) in die Ebene Pasin

(gegen Ende Dezember 401 v. Chr.).

Xen. III. 5. 8 bis IV. 6. 4.

Bis hierher bestehen über den Weg der Zehntausend im großen und ganzen keine Zweifel, denn die berührten Städte Kleinasiens, die kilikischen und syrischen Pässe, Thapsakos, die Flußläufe des Euphrates und Tigrēs, sowie dessen Austritt aus den kurdischen Bergen bilden feststehende Punkte und Linien, zwischen und an denen die Marschrichtung sich mehr oder weniger genau bestimmen läßt. Xenophon vermochte seine Aufzeichnungen in Ruhe und auf Grund einiger Bekanntschaft mit den geographischen Verhältnissen der durchwanderten Länder zu machen. Von jetzt ab treten die Griechen aber in die Berge und in ihnen völlig fremde Gebiete. Xenophons Kräfte werden durch seine Führerschaft in schwierigem, bald mit Eis und Schnee bedecktem Gelände und gegen streitbare, kraftvolle Völkerschaften mehr und mehr in Anspruch genommen und seine Notizen so spärlich, daß er ohne eigene klare Vorstellung von der Lage der durchzogenen Länder und von der Richtung der überschrittenen Gebirge und Ströme bei der nachträglichen Bearbeitung Erlebtes und Gesehenes vielfach durcheinander brachte, sowohl räumlich wie zeitlich. Unter diesem schon eingangs geltend gemachten Gesichtspunkte will ich nun versuchen, den Weitermarsch der Griechen zu verfolgen, wie er vom militärischen Standpunkte aus zunächst von hier aus durch mir persönlich nicht bekanntes Gebiet bis in die Ebene Pasin wahrscheinlich, und dann von dort aus weiterhin bis zum Schwarzen Meere, wo ich seinen Spuren nachging, meiner Ansicht nach mit aller Sicherheit stattgefunden hat. –

Wir haben die Griechen im ersten Drittel des November etwa bei dem heutigen Dschesire ibn Omar (Bedzabde) zwischen dem Tigrēs und den nahe herantretenden kurdischen Bergen, dem Dschebel Dschudi (vgl. Anmerkung S. 225), in einer bedenklichen Lage verlassen. Diese kurdischen Berge erheben sich

dort bis zu 1500 m und begrenzen die südliche der drei Abstufungen des armenischen Hochlandes (s. unten). Sie lagen nahe rechts von mir, als ich Mitte April 1908 von Mosul nach Mardin zog, und waren zu jenem Zeitpunkte noch bis tief herunter mit Schnee bedeckt. In Mosul und später in Mardin hatte man mir damals gesagt, selbst für meine nur kleine Karawane und bei aller Unterstützung seitens der Behörden würde es sehr schwierig sein, sie in der von mir für die Xenophon-Forschung beabsichtigten Richtung Dschesire–Bitlis–Erserûm zu überschreiten.[1])

Armenien ist bis hinüber nach dem heute ganz in russischem Besitze befindlichen Transkaukasien ein in drei großen, durch Randgebirge getrennten Abstufungen nach Norden bis zu 2000 m über dem Meere ansteigendes Hochland, von gewaltigen Gebirgsketten und mächtigen Strömen durchzogen, mit kalten, langen Wintern und heißen Sommern. Die Griechen kannten es nicht, denn die Anführer ließen Gefangene herbeibringen und erkundigten sich bei ihnen nach den umliegenden Ländern. Da sagten ihnen diese, der Weg gegen Süden führe nach Babylonien und Medien, woher sie, die Griechen, kämen, der gen Osten nach Persien, jenseits des Tigrēs westwärts gelange man nach Lydien und Jonien und gegen Norden über die Berge der kriegerischen und noch niemals unterworfenen Karduchen (Kurden) nach der fruchtbaren Satrapie Armenien, von wo man dann überall hin könne, sei es, daß man „die Quellen des Tigrēs überschreite oder umgehe".

Wo wollten nun die Griechen hin? Ohne Zweifel nach Lydien und Jonien. Dahin führte der gewöhnliche Weg bei Dschesire (Bedzabde) über den Tigrēs – auch Alexander der Große ging im Jahre 331 v. Chr. auf seinem Marsche von Thapsakos (vgl. S. 205) nach Gaugamela bei Bedzabde über – und dann westwärts weiter über das heutige Mardin etwa in der seinerzeit von mir gewählten Richtung zum Euphrates. Leider konnten sie jedoch den Tigrēs dort nicht überschreiten, und zwar nicht dessen Beschaffenheit wegen, denn es hätte sich nach dem Vorschlage eines

1) Vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel, S. 199.

Rhodesiers mittelst aneinander gereihter, luftgefüllter Schläuche, befestigt mit Reisholz und Erde und durch Steine verankert, wohl eine Art von Schiffbrücke herstellen lassen, sondern weil sie ein großes Heer im Rücken hatten und die jenseitigen Höhen von zahlreicher Kavallerie besetzt sahen.

In dieser Lage entschlossen sie sich, nordwärts zu marschieren, und zwar nach einer kurzen Rückwärtsbewegung, vermutlich um die Feinde zu täuschen, also nach einem Scheinmanöver, nicht unmittelbar entlang des Tigrēs, da hier der Weg zwischen Strom und Felsen sehr schmal ist und von diesen stellenweise sogar überragt wird, sondern landeinwärts über das Berggelände hinweg. Auf solche Art hofften sie, den Tigrēs weiter oberhalb, „nahe seinen Quellen", überschreiten zu können und in das Tal des Euphrates zu gelangen.

So ward denn der Marsch angetreten. Trotz einer abermaligen Verringerung und Säuberung der Bagage, wobei die Führer in der bereits S. 179 besprochenen Weise eingriffen, gestaltete er sich in den wegelosen Bergen bald sehr schwierig und verlustreich. Die Karduchen, die heutigen Kurden (vgl. S. 84), waren ein wildes, kriegerisches Volk und damals noch in den Bergen seßhaft. Erst später drangen einzelne ihrer Stämme in stetem Kampfe mit den Beduinen in die mesopotamische Ebene vor und nahmen dort teilweise Leben und Sitten der Nomaden an[1]); von Moltke schildert sie als „arm, in Hütten meist ohne Fenster und Türen lebend, aber wild, von unbändigem Freiheitsdrange, Ackerbauer aus Bedürfnis, Krieger aus Neigung.[2]) Diese belästigten nun die Marschkolonne unermüdlich, bald durch Angriffe, bald durch Herabrollen von Felsstücken, wobei sich wohl auch die Kurdenweiber beteiligten.[3]) Anstrengungen und Entbehrungen steigerten sich von Tag zu Tag, und eingetretenes Regenwetter erschwerte das Fortkommen. Dadurch erklärt es sich, daß die Griechen bis jenseits des Gebirges in sieben Tagen nur eine Strecke von kaum 70 km zurücklegten und ihre bisher größten Verluste erlitten.

1) Näheres vgl. Kairo–Bagdad–Konstantinopel S. 203 u. ff.
2) Vgl. v. Moltke, Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei S. 267.
3) Ebenda S. 282.

Wie sie sich im Vorschreiten durch Besetzung der vor- und seitwärts kulissenartig hinter einander liegenden Berge durcharbeiteten, stets unter besonderer Gefährdung der von Xenophon geführten Nachhut, entspricht – natürlich unter Berücksichtigung der Artilleriewirkung – genau der Art des Vordringens der Russen im Kaukasus (Daghestan, Gunib). Interessant ist es, das Verfahren der Griechen mit dem der Türken zu vergleichen in den Operationen und Gefechten, die in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Beisein des damaligen Hauptmanns von Moltke und von ihm meisterhaft geschildert in fast demselben Gelände und unter mannigfacher Übereinstimmung stattfanden.[1])

Wenn man bedenkt, daß seitens der griechischen Legion dies alles geschah ohne Karten, an grauen Novembertagen ohne Sonne und Orientierungsmöglichkeit in dem wilden Gebirge und belastet mit einem trotz vorgenommener Verminderung durch die notwendige Mitfuhr von Lebensmitteln immer noch umfangreichen Trosse, so kann man sich wirklich nur verwundern, daß sie dort nicht zugrunde ging. Nahe lag dies auf jeden Fall, und auch die Perser müssen es angenommen haben, denn sie zeigten sich von jetzt ab nicht mehr, zogen mit ihren Massen, wahrscheinlich bei Dschesire ibn Omar, über den Tigrēs in ihre Landesteile Lydien und Armenien ab und überließen die Griechen dem ihrer Ansicht nach sichern Untergange.

Diese gelangten indessen nach, wie gesagt, sieben schweren Tagen in die Niederungen des am Thospites (Wan-See) entspringenden Kentrites (Bohtan Su), der damals die Grenze zwischen dem Gebiete der unabhängigen Karduchen und der persischen Satrapie Armenien bildete, und damit in wohlhabende Dörfer mit reichlichen Lebensmitteln. Wenn Xenophon sagt, es habe dort eine solche Menge Wein gegeben, daß ihn die Einwohner in ausgetünchten Zisternen aufbewahrten, so trifft dies zwar heute in dem Maße nicht mehr zu, denn in den islamischen Gegenden ist der Weinbau allenthalben zurückgegangen; die geschilderte Aufbewahrungsart entspricht indessen genau dem Brauche, wie ich

1) Vgl. v. Moltke, Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei S. 254 u. 272.

ihm heute noch vielerorts in Armenien und auch in Transkaukasien begegnet bin.

Für das Überschreiten des Kentrites fand sich glücklicherweise nahe der zuerst ins Auge gefaßten tiefen, schlechtgrundigen Übergangsstelle eine Furt; der Übergang gestaltete sich aber trotzdem gefahrvoll, denn er mußte angesichts von Reitern, die jenseits auf den Uferhöhen standen, sowie gegen die von rückwärts her nochmals angreifenden Karduchen im Gefecht erfolgen.

Wo war nun die Übergangsstelle? Die Griechen hatten ihren Marsch nicht am Tigrēs entlang, sondern über die Berge genommen und stiegen von diesen in das Tal des Kentrites herunter. Den Tigrēs sahen sie hierbei nicht; sie kannten auch nicht seinen von Westen her über das heutige Diarbekr kommenden Hauptstrom, sondern glaubten, die Quellen lägen in geringer Entfernung vor ihnen, d. h. sie nahmen die nördlichen bzw. nordöstlichen Zuflüsse des Tigrēs für diesen selbst.[1]) Deshalb glaube ich, daß der Übergang nicht, wie allgemein angenommen wird, bei Til etwa in Richtung auf Zokh stattfand, zumal man hier zunächst über bergiges Gelände mußte, während Xenophon ausdrücklich nur von flachem Lande und sanften Anhöhen spricht, sondern weiter nördlich, und zwar oberhalb des Zusammenflusses des Kentrites mit dem Keser Su, wo ersterer schmaler war, und daß die Griechen dann, nunmehr in Armenien, an diesem Tage noch bis in die Gegend nördlich des heutigen Sört vorrückten. Das Gelände war auch hier nicht eigentlich flach, es mochte sich aber dem von den kurdischen Bergen heruntersteigenden Xenophon wohl so darstellen.

Von hier zogen sie durch fruchtbares Land über den Keser Su zum Bitlis Su, den sie für den Tigrēs ansprachen, und diesen aufwärts bis zu seinen Quellen bei dem heutigen Bitlis.[2])

Nun müssen sie unbedingt nahe der Westecke des Thospites

1) Auch Strabo (zur Zeit von Christi Geburt) und nach ihm Plinius waren noch der Ansicht, daß der Tigrēs am Westende des Thospites (Wan-Sees) herauskomme, eine Strecke weit unterirdisch laufe und erst bei dem heutigen Bitlis wieder zutage trete.

2) Vgl. die Schilderung der Landschaft zwischen Sört und Musch bei v. Moltke, Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei S. 270.

oder Wan-Sees auf dem 1800 m über dem Meere und 300 m über der Talsohle des Bitlis Su gelegenen Tachtali-Passe die Wasserscheide zwischen Tigrēs und Euphrates und damit zwischen Kurdistan und Armenien überschritten haben, um in das an 400 m tiefere, gut bevölkerte und „liebliche“ Tal des Teleboas (Kara Su, zu deutsch Schwarzwasser) zu gelangen, eines linken Zuflusses des östlichen Euphrates, des Murad Su. Von dem westlichen Euphrates, dem Frat Su, der sich mit dem Murad Su westlich Charput zum eigentlichen Euphrates vereinigt, hatten sie wohl ebensowenig Kenntnis, wie von dem oben genannten westlichen Tigrēs. Die Ersteigung des Tachtali-Passes, der eine Einsenkung mehr einer ausgedehnten Hochfläche als eines Gebirges darstellt, bietet keine besondere Schwierigkeiten. Anscheinend bemerkten sie bei dem Paßübergange den ganz nahen Thospites nicht; dies mag jedoch seine Erklärung darin finden, daß der See vom Passe selbst aus nicht sichtbar ist und die düstern Novembertage den Ausblick von den umliegenden Höhen erschwerten. Zudem hat Xenophon ja auch den Paßübergang selbst und späterhin so viele wichtige Dinge unerwähnt gelassen, daß man auf das Nichterwähnen gerade des Thospites, von dem er indessen wohl gehört haben mag, kein besonderes Gewicht zu legen braucht.

Nachdem sie den Teleboas in Armenien erreicht hatten, mit dessen Satrapen Tiribazos sie einen zweifelhaften Vertrag abschlossen, „rückten sie in drei Märschen fünfzehn Parasangen über die Ebene fort und kamen zu einem königlichen Schlosse mit vielen wohlhabenden Dörfern“, d. h. sie marschierten das breite, fruchtbare, weingesegnete Tal des Teleboas hinunter und gelangten in die Gegend bei und nördlich Musch. Während des mehrtägigen Aufenthaltes in der Ebene von Musch fiel in den Nächten ein so tiefer Schnee, daß er alles eindeckte, die Zugtiere sich kaum aufrichten konnten und man der Kälte wegen trotz fortgesetzter feindlicher Bedrohung das Biwakieren aufgeben und Schutz in den Häusern suchen mußte.

Der starke Schneefall ist dort Ende November und in der absoluten Höhe von 1300 m eine natürliche Erscheinung. Xenophon

erwähnt den Schnee hier zum erstenmal als etwas Neues, dann nur noch ab und zu und schließlich gar nicht mehr, obwohl sich nach den klimatischen Verhältnissen Armeniens annehmen läßt, daß der Schnee von jetzt ab zumeist liegen blieb und bis zum Niederstiege nach Trapezūs dem Marsche der Griechen in steigendem Maße hinderlich sein mußte. Glücklicherweise für diese waren die Gegenden damals bewaldet und boten so genügend Koch- und Wärmeholz, während heutzutage in Armenien fast kein Baum mehr zu finden ist und als Feuerungsmaterial fast nur Stroh und getrockneter Mist verwendet wird. Auf meiner ganzen Reise von Kars über Erserûm und bis jenseits des Vavuk-Passes habe ich nur in dem russischen Grenzgebiete bei Sarikamysch kleinere Fichtenwaldungen (vgl. S. 74), sonst aber, außer unbedeutenden Anpflanzungen in unmittelbarer Nähe von Städten und Dörfern, kaum einen Strauch gesehen. –

Soweit stimme ich in bezug auf den vom Kentrites ab zurückgelegten Weg mit der Mehrzahl der Forscher überein. Nunmehr lassen aber die meisten, und damit bin ich nicht einverstanden, Xenophon in nördlicher Richtung den Euphrates überschreiten, nordwestlich bis an den Fuß des über 3000 m hohen Bingöl Dagh marschieren, wo bei Baskan sich „eine warme Quelle“ befindet, dann scharf rechtsum machen[1]) und über drei Pässe die Richtung gerade nach Norden auf Hassankala in der Pasin-Ebene nehmen. Was sie darauf hingeführt hat, ist einmal die von Xenophon erwähnte warme Quelle und dann ein scharfer Nordwind, der der Marschkolonne „ins Gesicht blies“, und von dem sie annehmen, daß er von dem oben genannten Bingöl Dagh herabwehte. Dieser bildet in gewissem Sinne das Dach Westasiens; an ihm entspringen der Araxes und vielfache Zuflüsse des östlichen Euphrates, des Murad Su. Er stellt eine breite vulkanische Erhebung dar mit erloschenem Krater und schließt die fruchtbare, wasserreiche Hochebene, in der das heutige Khinis liegt, gen Westen ab.

1) Andere (Strecker) lassen die Griechen westlich des Bingöl Dagh nordwärts marschieren.

Was nun die warme Quelle betrifft, so kennen wir allerdings keine andere in der dortigen Gegend, wie die bei Baskan. Es gibt aber sonst in Armenien noch mehr warme Quellen, z. B. bei Bitlis und Hassankala, und da liegt, meine ich, doch die Möglichkeit vor, daß sich Xenophon nachträglich in Zeit und Lage irrte, und daß er auf dem Weitermarsche an anderer Stelle eine warme Quelle traf, die jetzt versiegt bzw. an der Oberfläche nicht mehr sichtbar ist, oder die man in dem wenig erforschten Gebiete überhaupt noch nicht wiedergefunden hat. Ein solch räumlicher Irrtum Xenophons ist leicht erklärlich, hat dieser doch späterhin den Iris- und den Halysfluß einmal richtig nach dem Osten und dann fälschlicherweise nach dem Westen von Sinope verlegt (V. 6. 9 und VI. 2. 1). Der Nordwind aber kann dort im Winter überall scharf geblasen haben und brauchte nicht gerade vom Bingöl Dagh her gekommen zu sein, wofür sonst gar kein weiterer Anhalt gegeben ist. Meiner mehrfach geäußerten Ansicht nach sind zwar, namentlich in diesen spätern Abschnitten, die Orts- und Zeitangaben Xenophons nicht allzu genau, sondern nur mit einem gewissen Spielraume zu nehmen; auf die vorbeschriebene allgemein angenommene Route passen sie aber gar nicht. Zudem kann ich mir nicht denken, daß ein General seine mit Troß an fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann starke Truppe durch tiefen Schnee an den Fuß eines zur Winterszeit nahezu unübersteiglichen Gebirgsstockes, wie des Bingöl Dagh, führt, um dann fast rückwärts denselben zu umgehen und über immerhin beschwerliche Pässe den Marsch fortzusetzen.

Ich glaube vielmehr, daß die Griechen aus der Umgegend von Musch am Euphrates aufwärts „und seinen Quellen zu“ eine nordöstliche Richtung einschlugen, bei Karakilissa die uralte Straße gewannen, die aus dem Tale des östlichen Euphrates, des Murad Su, nach dem des Araxes, des Aras Su, führt, und auf dieser in die Ebene Pasin gelangten.

Zur Begründung dieser meiner Ansicht folge ich den Ausführungen Xenophons selbst.

„Die Griechen brachen (aus der Umgegend von Musch) auf,

erkämpften sich den Übergang über einen vom Feinde besetzten Höhenzug und machten drei Märsche durch wüste Gegenden am Euphrates", d. h. sie überstiegen nordostwärts den vom Nimrud Dagh her streichenden niedrigen Bergrücken des Schatak und marschierten über Lisz und Gop bis Melaskert am Euphrates 60 km, eine in Anbetracht des tiefen Schnees beträchtliche Leistung. Hierbei wird der Thospites rechts (südlich) wiederum nicht erwähnt, ohne daß dies jedoch einer Erklärung bedarf, denn der See liegt 40–50 km von der Marschstraße entfernt und ist zwischen dem Nimrud Dagh (3000 m) und Sinan Dagh (4000 m) durch sein nördliches Randgebirge völlig verdeckt. „Dann durchschritten sie den Euphrates, der ihnen nur bis an den Nabel ging, weil hier angeblich seine Quellen in der Nähe waren, marschierten drei Tage über eine mit tiefem Schnee bedeckte Ebene und den ganzen folgenden Tag nach einem größern Orte, wo ein Teil der Truppen unterkommen konnte". Sie gingen also bei Melaskert, einem sehr alten Orte mit noch zahlreichen Ruinen, über den dort im Winter etwa 100 m breiten und nur $^3/_4$ m tiefen Euphrates (Murad Su) und gelangten, jetzt auf dessen rechtem (westlichem) Ufer, in den ersten drei Tagen bis jenseits Tutakh (einschl. Flußübergang etwa 50 km) und am folgenden Tage bis in die Gegend von Karakilissa. Es mag gewiß kein Vergnügen gewesen sein, bis zum halben Unterleib durch das eisige Wasser zu waten; Xenophon sagt aber darüber nichts. Trotz der bittern Kälte war der Euphrates nicht zugefroren, und das ist richtig, denn er hat in seinem obern Laufe ein stärkeres Gefälle und trägt dort nur in seltenen Fällen eine Eisdecke, ähnlich wie in dem Oberlaufe der Araxes (Aras Su), über den ich an Ort und Stelle diese Auskunft erhielt.

„Zurückgebliebene Soldaten fanden in einer Schlucht eine dampfende Quelle": es ist dies die warme Quelle, derentwegen man die Griechen aus der Talebene nordwärts nach Baskan am Bingöl Dagh marschieren lassen will (vgl. S. 236). Bei Karakilissa sind heute keine warmen Quellen vorhanden, wohl aber bei Hassankala in der Ebene Pasin, wohin die Griechen später kamen. Entweder hat nun Xenophon beide Orte ver-

wechselt, was jedoch der begleitenden Nebenumstände wegen wenig wahrscheinlich ist, oder es war in dem Hügellande südlich Karakilissa tatsächlich eine solche Quelle vorhanden, die verschwunden oder noch nicht wiedergefunden ist (vgl. S. 237).

Die Märsche vom Teleboas bis hierher fanden unter äußersten Mühseligkeiten statt. Siegreich und mit verhältnismäßig geringen Verlusten waren die Griechen aus den Kämpfen mit Persern und Kurden hervorgegangen, schwer aber litten sie jetzt von der Härte des armenischen Winters. Menschen und Tiere fielen vor Hunger und Frost, am dritten Tage, also auf dem Wege nordwärts gegen Tutakh, blies ihnen ein scharfer Nordwind in das Gesicht, Schnee blendete die Augen, Füße und Zehen erfroren, und was liegen blieb, hieben die ringsum schwärmenden Feinde nieder oder schleppten es fort, wenn es der Mitnahme wert schien. Dabei wird immer wieder in der heute völlig baumlosen Gegend Wald erwähnt, der nicht nur das nötige Holz lieferte zum Kochen und Wärmen, sondern auch die Feinde deckte, wenn sie zum Angriffe überraschend daraus hervorbrachen oder sich dahin zurückzogen.

Karakilissa liegt in der fruchtbaren, durch die Zuflüsse des Euphrates (Murad Su) reich bewässerten Ebene von Alaschkert an der Hauptverkehrsstraße von Persien nach dem Schwarzen Meere, die weiterhin über die Ebenen Pasin und Erserûm führt und heute noch von zahlreichen Karawanen belebt ist. In Karakilissa und den umliegenden Dörfern rastete nun das Heer über eine Woche, zog die Nachzügler heran und erholte sich bei reichlicher Verpflegung. „Die Wohnungen befanden sich unter der Erde, am Eingange gleich einer Brunnenöffnung eng, unten aber weit; darin hausten Menschen, Ziegen, Schafe, Rinder und Federvieh.“ Solche Wohnstätten sind heute noch in Armenien vielfach zu finden, wenn auch nicht ganz so unterirdisch, wie Xenophon sie schildert, der durch die Schneedecke getäuscht gewesen sein mag. Auf meiner Reise im Jahre 1904 nach dem Goktscha See in russisch-Armenien hatte ich sie zum ersten Male kennen gelernt und während eines orkanartigen Gewitters in deren einer

Unterstand genommen[1]); jetzt habe ich ganze Dörfer so getroffen (vgl. Abb. S. 83). Da die Hütten fast ganz unter der Erde liegen, muß man schon nahe herankommen, um sie zu entdecken, und dies Auffinden besonders schwierig sein, wenn die Landschaft von Schnee bedeckt ist. Dann mögen die darüber vielfach errichteten Aufbauten zur Aufnahme von Heu und Stroh, vielleicht „die Türme“ Xenophons (IV. 4. 2), eine Marke für das Auge geboten haben. –

Bis jetzt waren nach meiner Annahme die Griechen seit ihrem Aufbruche aus dem Tale des Teleboas fast nur über flaches Land marschiert und hatten, dem Euphrates nach seinen Quellen folgend, was sie ja wollten, hohe Gebirge umgangen. „Von hier (d. h. aus der Gegend von Karakilissa) gelangten sie in zehn Märschen an den Phasisfluß, der ein Plethron (etwa 30 m) breit war.“ Unter dem Phasis versteht Xenophon zweifellos nicht den heutigen Rion (vgl. S. 12), sondern den Araxes (Aras Su), der, vom Bingöl Dagh kommend und späterhin mit dem Kyros (Kur) vereinigt, sich in das Kaspische Meer ergießt. Sie erreichten ihn bei Köprikeui, bis wohin die Entfernung von Karakilissa 115 km beträgt. Die Märsche waren also nur klein, die Griechen konnten aber in dem tiefen Schnee nur langsam vorwärts kommen, machten Umwege, da am dritten Tage ihr Wegweiser ihnen weglief, und mußten über den Delibabapaß, der noch im letzten russisch-türkischen Kriege eine Rolle spielte (vgl. SS. 43 u. 44).

Gegen Ende Dezember 401 v. Chr. sehen wir mithin die Legion in der Ebene Pasin angelangt, deren Bewohner Xenophon Phasianer nennt, und zwar am Flusse Phasis (Aras Su) bei Köprikeui. Hier traf ich selbst von Kars her auf den von mir für richtig gehaltenen Weg der Griechen, mit denen wir nun Schritt für Schritt zusammen weiter wandern wollen bis zum Schwarzen Meere.

1) vgl. Aus Ost und Süd, S. 56.

c) zum Schwarzen Meere

(Erstes Drittel des Februar 400 v. Chr.).

Xen. IV. 6. 5 bis V. 3. 3; vgl. auch Karte I.

In diesem letzten Teile des Zuges, soweit er hier in Betracht kommt, sind die Schilderungen Xenophons noch dürftiger und in betreff der Marschrichtung womöglich noch unklarer gehalten, als in dem vorhergehenden, so daß sie zu den verschiedensten Kombinationen Veranlassung gaben. Man hat sich hierbei, ausgehend von den allein feststehenden Anfangs- und Endpunkten, der Pasinebene und Trapezūs, fast allgemein genau an die angeführten Marschtage und die viel frühern und spätern Angaben Herodots bzw. Strabos über die Sitze der von Xenophon erwähnten Völkerschaften gehalten und nun einen Weg zusammengestellt, den über hohe Pässe, durch wegelose, wilde Täler, in unwirtlichem, winterlichem Lande und bei den kurzen Tagen eine Armee, die noch dazu wegen der umschwärmenden Feinde nicht in einzelnen Kolonnen, sondern notgedrungen stets geschlossen sich bewegen mußte, mit ihrer Bagage in solcher Rastlosigkeit meiner Ansicht nach gar nicht marschiert sein kann, – ganz abgesehen von den Gefechten, Fouragierungen und gelegentlichen Plünderungen, die ebenfalls Zeit und Kräfte in Anspruch nahmen und nicht selten zu Kreuz- und Querzügen nötigten.

Wie ich auch hier wiederhole, sind Xenophons Angaben räumlich und zeitlich nicht zuverlässig; selbst über die Himmelsrichtung war er sich häufig nicht im Klaren, denn er hatte ja keine Karte, nicht die geringste Kenntnis weder des verworrenen Gebirgsgeländes, in dessen Hauptgerippe sich eine Unmenge von Quertälern und tief eingeschnittenen engen Schluchten einschieben, noch seiner Völkerschaften, die Wegweiser fehlten oder liefen davon, und der winterliche Schneehimmel verhüllte wochenlang die orientierende Sonne. Da zudem die Niederschrift nach den in diesem Abschnitte besonders lückenhaften Aufzeichnungen wohl erst sehr viel später erfolgte, so sind Irrtümer nicht nur erklärlich, sondern geradezu unvermeidlich.

Woran man sich meines Erachtens mehr halten muß, als an Wege- und Entfernungsangaben, das sind Gesamteindrücke einer Gegend, namentlich wenn Flüsse oder Pässe überschritten wurden. Da bot sich Xenophon nachher in der Erinnerung ein bestimmtes Landschaftsbild, eine Ebene, ein Bergland oder schluchtenreiches Tal, und diese Eindrücke hat er festgehalten, wenn anderes im Gedächtnisse sich auch verwischte oder ganz schwand. Sie müssen daher auch für uns und für unsere Erwägungen die Grundlage bilden.

Nach der allgemeinen Annahme gelangte die Legion in die Pasinebene nicht, wie ich vorstehend ausgeführt habe, von Osten her nach Köprikeui, sondern von Süden her nach Hassankala, marschierte nordwärts weiter und überschritt im Gefechte gegen Chalyber, Taocher und Phasianer auf Saumpfaden den 2600 m hohen Paß nach dem gegenwärtig zum kaukasischen Militärbezirke Rußlands gehörigen Oltitale. Dann folgte sie diesem in nördlicher Richtung hinüber in das Flußgebiet des Kur bis Ardahan hinauf in der russischen Provinz Kars, wandte sich, immer in schwierigstem Gebirgsgelände, westwärts nach dem Harpasosflusse (Chorok Su) und nun, anstatt an diesem nördlich entlang zum nahen Meere, wiederum südwestlich fast 200 km weit nach der „großen Stadt“ Gymnias (Baiburt), von wo sie, abermals auf Saumpfaden, über das 2000 m hohe Pontische Gebirge Trapezūs erreichte: all dies hauptsächlich, um die Anzahl der Marschtage, die Entfernungen und die mutmaßlichen Wohnsitze der namhaft gemachten Völkerschaften einigermaßen zusammen zu bringen. Nun mögen gewiß die Bezeichnungen der Völker zutreffend sein; das von ihnen damals inne gehabte Gebiet kann sich indessen später verschoben haben, indem sie von kräftigeren Stämmen zeitweilig oder ganz verdrängt wurden. Sie hielten sich auch wohl nicht immer an die Gebirgsgrenzen, sondern griffen teilweise, so namentlich aus den Bergen in die Hochflächen, über jene hinüber, wie wahrscheinlich die Taocher von Norden und die Phasianer von Osten her in die Ebene von Erserûm.

Ich kann mich also der geltenden Ansicht über den Weg Xenophons, wie im vorigen Abschnitte vom Teleboas in die Ebene

Pasin, so auch weiterhin von dieser zum Schwarzen Meere nicht anschließen und bin im Gegensatze hierzu der bestimmten Überzeugung, daß die Griechen eine viel einfachere und kürzere Route genommen haben, nämlich über die Ebene von Erserûm nordwärts nach dem Tale des Harpasos (Chorok Su), dieses aufwärts bis Gymnias (Baiburt) und von dort in fruchtbaren, meist breiten Tälern über den Ziganapaß im Tēchēsgebirge (Thalatta, Thalatta!) nach Trapezūs.

Nachstehend bringe ich die Erzählung Xenophons mit dieser meiner Auffassung in Einklang.

Wir haben die Griechen, von Osten kommend, in Köprikeui verlassen.

„Nachdem sie von hier in zwei Märschen zehn Parasangen zurückgelegt hatten, stellten sich ihnen auf einem Bergrücken, über den der Weg in die jenseitige Ebene führte, Chalyber, Taocher und Phasianer entgegen“: in der Ebene Pasin fanden sie nordwärts hohe Bergketten vorgelagert (vgl. S. 91), dagegen einen von Westen her kommenden Fluß, dem sie naturgemäß folgten; sie marschierten also in der bisherigen Richtung (auch Xenophon sagt nichts, daß diese geändert worden wäre) 40 km (zehn Parasangen) weiter nach Westen bis zum Dewe Boyum. Dieser ist ein Bergrücken, der die Ebene Pasin westlich abschließt. Der dortige Paß ist nicht hoch und führt mit gelindem Abstieg in die Ebene von Erserûm. Die Paßhöhen — auch mit Weideland! — wurden noch im letzten russisch-türkischen Kriege von den Russen zeitweilig genommen und jetzt in umfassender Weise in den Befestigungsgürtel von Erserûm mit einbezogen.

Als ich mich von Köprikeui-Hassankala kommend dem Dewe Boyum näherte (vgl. S. 93), nahm ich den Xenophon zur Hand, und da passen nun die Schilderung, die er von den Anhöhen macht, und die Erzählung, wie sie genommen wurden, so genau auf die Geländeverhältnisse und Vorgänge, daß für mich gar kein Zweifel mehr über den Vormarsch Xenophons hier bestehen kann. Die Griechen demonstrierten in der Front („sie stellten sich an, als ob sie dort angreifen wollten“) und sandten nächtlicherweile eine Umgehungskolonne auf die Berge, — dies kann nur rechts

(nördlich) der Straße gewesen sein –, um den Paß zu öffnen. Das Verfahren der Griechen war also ganz ähnlich demjenigen der Russen bei ihrem Angriffe auf die Türken am 4. November 1877 (vgl. S. 95). Zudem sagt Xenophon zweimal, daß die Truppen jenseits des Passes „in die Ebene hinabstiegen" mit dem Zusatze, „wo sie in Dörfer einrückten, die mit allerlei Lebensmitteln reichlich versehen waren". Außer der Pasin-Ebene gibt es aber in dem ganzen dortigen Gebiete nur noch eine Ebene, und das ist die von Erserûm mit zwar kaltem, aber sehr fruchtbarem und wohlangebautem Boden.

Ferner spricht Xenophon von einem Bergrücken, der eine Ausdehnung von sechzig Stadien (11000 m) habe; das kann nur der Dewe Boyum sein, denn von Hassankala nordwärts marschierend muß man über ein Hochgebirge, dessen Enden nicht abzusehen sind. Und schließlich sagt er, dieser Bergrücken sei von Chalybern, Taochern und Phasianern verteidigt worden.

Die Chalyber saßen in dem mächtigen Gebirgsstocke, der die Ebene von Erserûm westlich und nordwestlich abschließt und die Wasserscheide zwischen dem Quellengebiete des zum Schwarzen Meere eilenden Harpasos (Chorok Su) und des westlichen Euphrates (Frat Su) bildet, die Taocher in den Gebirgstälern von Olti und Ortum und die Phasianer in der Ebene Pasin. Nimmt man nun an, daß die Phasianer von Osten her sich über den niedrigen Dewe Boyum in die Ebene von Erserûm und die Taocher von Norden in die jene Ebene nördlich begrenzende Hügellandschaft ausgedehnt hatten, so finden die Worte „auf dem Bergrücken stellten sich ihnen Chalyber, Taocher und Phasianer entgegen" ihre natürliche Erklärung, indem die Chalyber und Taocher in eigenem Interesse herbeigeeilt waren, die in der Ebene von Erserûm seßhaften Phasianer bei der Abwehr der Griechen am Dewe Boyum zu unterstützen. Läßt man die Griechen dagegen von Hassankala nordwärts marschieren, so ist es völlig unverständlich, warum die Chalyber und noch vielmehr die Phasianer sich den Taochern zur Verteidigung der dortigen Gebirgspässe beigesellt haben sollten, denn für die Chalyber lag gar kein ersichtlicher Grund dazu vor, und die Phasianer konnten als

Ebenenbewohner wohl über den Höhenzug des Dewe Boyum nach der Ebene von Erserûm, sicherlich aber nicht über ein Hochgebirge in die wilden Talschluchten der Taocher hinübergreifen und mußten den Auszug Xenophons aus ihrem Gebiete dorthin doch eher begünstigen, als verwehren.

Meiner Überzeugung nach spricht also alles ebenso gegen einen Weitermarsch aus der Pasin-Ebene nach Norden, wie für einen solchen nach Westen.

„Hierauf zogen sie in das Land der Taocher und legten in fünf Märschen dreißig Parasangen zurück": sie wandten sich aus der Ebene von Erserûm in das Hügelgelände nördlich davon, das Teile der Taocher innehatten, und machten dort Fouragierungen. Diese waren vielfach mit Gefechten verbunden, da die Taocher ihre reichen Vorräte an Lebensmitteln und Vieh in feste Plätze zusammengeschleppt hatten, die erst genommen werden mußten. Dazu brauchten die Griechen die fünf Tage und erbeuteten während dieser Zeit so viel Proviant und Vieh, daß sie bis zum Harpasos (Chorok Su) „in sieben Märschen das Gebirgsland der wilden Chalyber" durchziehen konnten, wo sie „gar nichts vorfanden, sondern von dem bei den Taochern erbeuteten Vieh leben mußten".

In dem breiten Tale des Harpasos (Chorok Su) marschierten sie „über eine Ebene durch das Land der Skythinen acht Tage und erreichten eine große, reiche und bevölkerte Stadt mit Namen Gymnias."

Wenn wir mit größter Wahrscheinlichkeit Gymnias an der Stelle oder in der Nähe des heutigen Baiburt annehmen dürfen – wie man Erserûm für Gymnias halten kann, verstehe ich nicht –, so fragt es sich, wie die Griechen aus der Ebene von Erserûm bzw. aus dem diese nördlich begrenzenden Hügellande der Taocher durch das Gebiet der Chalyber dahin gelangten.

Von Erserûm führen drei Wege nach Baiburt, das ich mit Gymnias identifiziere, bzw. in das Tal des Harpasos (Chorok Su); sie sind durch die Gestaltung der Berge gegeben und können nie anders gewesen sein. Zwei davon überschreiten (vgl. S. 124) in westlicher Richtung den Kop Dagh und Jehen Dagh auf hohen

Pässen und vereinigen sich dann bei Maden Chan (s. Karte I). Selbst der um 200 m niedrigere Kop Dagh-Paß ist höher, als die Furka, und ich fand ihn noch anfangs Mai ganz in Schnee. Der Weg über den Kop Dagh bildet die hauptsächlichste Karawanenstraße für den gewaltigen Verkehr von Trapezunt nach den Wilajets Erserûm und Wan, sowie nach Persien. Er wurde in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Chaussee ausgebaut, ist aber jetzt stark verfallen (vgl. S. 122 u. a. a. O.). Der dritte Weg geht von Erserûm nordwärts nach dem 1200 m hoch gelegenen Ispir (Sber) am Chorok Su; er ist schmal, für Fuhrwerk ungeeignet und jetzt nur wenig begangen, weil sich aller Verkehr über die zwar höhern und beschwerlicheren, aber erheblich näheren westlichen Pässe gezogen hat.

Diesen Weg nun nahmen die Griechen, die sich schon nördlich von Erserûm bei den Taochern befanden, durch das Gebiet der Chalyber nach Ispir und wandten sich von dort, wo das 3000 m hohe, im Sommer nur auf einem Saumpfade, im Winter gar nicht überschreitbare Pontische Gebirge nördlich vorliegt, mit kleinen Märschen am Harpasos (Chorok Su) aufwärts durch das fruchtbare Gebiet der Skythinen nach Gymnias (Baiburt).

Von hier aus zogen sie über das Pontische Gebirge nach Trapezūs, und zwar „schickte ihnen der Beherrscher des Landes einen Wegweiser, der sich mit seinem Kopfe dafür verbürgte, sie in fünf Tagen bis an eine Stelle zu führen, von der aus sie das Meer erblicken sollten." Einige und sonst ganz gründliche Erklärer wollen sie nun weit östlich Baiburt auf Saumpfaden aus dem Tale des Chorok Su über das Pontische Gebirge, dort Kaschgar Dagh genannt, in Richtung auf Rizeh gehen und dann ohne Weg und Steg schräg durch eine Menge zum Meere hinabführender Täler und Schluchten nach Trapezūs gelangen lassen. Dies halte ich für noch unwahrscheinlicher, als einen Marsch von Baiburt in direkt nördlicher Richtung über den Kitowa Dagh (Paß 2400 m hoch) und Sumela.[1]) Auf solchen Pfaden und kreuz und quer marschiert keine Armee mit Troß; außerdem läßt es sich in keiner Weise mit

1) Vgl. zu diesen und den folgenden Ausführungen auch Karte I.

den Angaben Xenophons in Einklang bringen, man mag diese dehnen und strecken, wie man will.

Die Möglichkeit eines Marsches über den Kaschgar Dagh schalte ich daher von vornherein aus. Der Weg über den Kitowa Dagh biegt von der meinerseits gewählten Route nach Trapezunt in Varzahan rechts ab, und ich versuchte dort Maultiere zu mieten, um diesen Weg nachträglich für einen Marsch Xenophons auszuprobieren. Aber für kein Bitten und kein Geld, selbst nicht unter dem Druck der Behörden wollten sich Leute dazu bereitfinden. Es sei, sagten sie, unmöglich, und die in Varzahan stationierten Gendarmen bestätigten es (vgl. S. 135). Als ich nun dort bei der alten Basilika stand und gen Norden das Pontische Gebirge – anfangs Mai! – bis tief herunter mit Schnee bedeckt vor mir liegen sah, da sagte ich mir: hier geht auf einem Saumpfade Ende Januar vielleicht unter ausnahmsweise günstigen Schneeverhältnissen auf gut Glück mit vorzüglichen Karten und Führern ein waghalsiger Touristentrupp hinüber, aber nimmermehr ein Heer mit Sack und Pack.

So bleibt denn nur der dritte Weg übrig. Er führt über den von Osten her nur wenige hundert Meter hohen Vavuk-Paß und dann im Bogen, immer an Flußläufen entlang und durch meist breite, fruchtbare und gut bevölkerte Täler über einen zweiten Paß, den von Zigana, nach Trapezūs. Dieser Weg ist von der Natur selbst durch die Berge nach der Küste gelegt; nicht der jüngste Offizier würde für seine Truppe einen anderen nehmen, und ihn ist auch Xenophon gegangen, wenn – und das ward nun für mich ausschlaggebend – wenn er vom Zigana-Passe aus oder von einer Höhe am Paßwege das Meer (Thalatta, Thalatta!) sehen konnte.

Kehren wir nunmehr wieder zu Xenophon zurück.

Die Griechen marschierten mithin auf dem auch von mir weiterhin befolgten Wege über Varzahan und Gymyschchaneh in fünf Tagen 110 km bis zum Zigana-Passe, eine angemessene Leistung. Während dieses Zuges plünderten und verwüsteten sie „mit Feuer und Schwert“ auf die Aufforderung des Fürsten von Gymnias hin das ihm feindliche Gebiet. Xenophon nennt den Berg oder das Gebirge, von dem aus die Griechen am fünften Tage

das Meer sahen, Thēchēs. Nun liegt etwa halbwegs zwischen Baiburt und dem Zigana-Passe an einer engen Talsperre ein Dorf, auf der Karte geschrieben Tekke, von den Einwohnern gesprochen Tachīje. Von hier führt ein angeblich nur im Sommer gangbarer abkürzender Pfad über den Maden Chan und Kolat Dagh direkt nach Trapezūs. Es schien mir wohl möglich, daß von alters her der Ort von dem nördlichen Gebirge oder dieses von dem Orte die Benennung annahm und behielt, und daß die Griechen vielleicht von Tekke aus nach Norden abzogen. So unwahrscheinlich mir dies auch vorkam, wo sie das fruchtbare, bequem aufwärts ziehende Tal vor sich hatten, erkundigte ich mich doch in Tekke eingehend nach diesem Wege, erhielt aber von dem Ortsvorstand den Bescheid, er sei jetzt ungangbar, schon nach wenigen Stunden versänken die Maultiere bis zum Leibe im Schnee. Unter solchen Umständen schien mir ein Heeresmarsch hier mitten im Winter undenkbar, zumal die Griechen sich ja nicht von ihrer Bagage trennen konnten, sondern sie stets mit und sogar zwischen sich führen mußten, da die mißhandelten und erbosten Landesbewohner ihnen hart auffolgten und Schaden zufügten, wo sie nur konnten.

Ich blieb also mit Xenophon auf der Straße nach dem Ziganapasse. Dieser, fast 2000 m hoch, mit einem Anstieg von 600 m, ist in der Luftlinie etwa 50 km vom Schwarzen Meere entfernt. Als ich jedoch oben war, vermochte ich dieses nicht zu sehen; eine Höhenkette liegt vor, und die bezüglichen Angaben von Reisenden erwiesen sich als nicht zutreffend (vgl. S. 140 u. ff.). Dagegen führte man mich nach einer in nordöstlicher Richtung, also rechts vom Wege gelegenen, noch mit Schnee bedeckten Höhe, und dort zeigten mir die Gendarmen gen Norden einen in blauen Duft verschwimmenden Strich, den sie mir – mehr konnte ich auch mit dem Glase nicht erkennen – mit aller Bestimmtheit und wiederholt als das Meer bezeichneten. Genau dort mußte es sein; auch kannten die Leute weit und breit jeden Weg und Steg und waren ihrer Sache ganz sicher. Da bestand denn für mich kein Zweifel mehr; auf meinem Wege war Xenophon marschiert und vielleicht auf diese Höhe, von dem

Wegweiser geleitet, der Vortrupp der Griechen geeilt; hier hatten sie das Meer gesehen, auch nicht anders wie ich, wahrscheinlich sogar der gewöhnlichen Februarnebel wegen noch undeutlicher, „mit Tränen der Freude in den Augen sich umarmt“ und den jauchzenden, über die ganze rückwärtige Kolonne sich fortpflanzenden Ruf erschallen lassen: Thalatta, Thalatta! Das Meer, das Meer! Wahrlich, es muß Xenophon ähnlich zu Mute gewesen sein, wie fast zwei Jahrtausende später Kolumbus, als dessen Leute vor Guanahani „Land, Land!“ riefen.

„Der Wegweiser zeigte den Griechen ein Dorf, wo sie sich aufhalten sollten“, sie nächtigten also mit ihrem Gros vermutlich in noch südlich des Passes gelegenen Gehöften (Maden Keui?). Der Zigana Dagh bildet die westliche Fortsetzung des Kolat Dagh, und Xenophon nennt beide Tēchēsgebirge.

Am andern Tage überschritten sie den Paß und „marschierten drei Tage (zehn Parasangen) durch das Land der Makronen“, d. h. sie legten eine Strecke von annähernd 40 km bis zu dem heutigen Dschevizlik zurück. Die Märsche sind nur klein; es galt aber, die ganze lange Kolonne über den hohen Paß zu ziehen und zunächst für einen etwaigen Kampf mit den Makronen in sich aufschließen zu lassen, und dazu bedurfte man Zeit.

Xenophon sagt, „am ersten Tage erreichten sie den Fluß, der zwischen dem Gebiete der Makronen und Skythinen die Grenze bildete“: es ist dies der im beginnenden Frühjahr wasserreiche Matschka Tschai. Gegenwärtig führt die Straße auf dessen rechtem (östlichem) Ufer; damals lief sie, was im Gelände sehr wohl möglich ist, auf der linken (westlichen) Uferseite, so daß die Griechen den auch heute noch mit Bäumen bestandenen Fluß nach einer Vereinbarung mit den Makronen überschreiten mußten, wobei ihnen diese behilflich waren. „Dann folgten sie (seinem Laufe abwärts) durch deren Land bis an die Grenzen der Kolcher“, d. h. bis zum heutigen Dschevizlik.

Von einem der dort zahlreich vorhandenen Bergkegel vertrieben sie die Kolcher durch einen Angriff in einzelnen Trupps, mit andern Worten und nach unserer Bezeichnung in auseinandergezogenen Kompagniekolonnen, und „gelangten in zwei Märschen

(sieben Parasangen oder 30 km) an das Meer nach Trapezūs". Sie wurden von den Bewohnern dieser sinopischen, im Gebiete der Kolcher gelegenen Kolonie freundlich empfangen, schlugen nahebei, wahrscheinlich an der Mündung des Pyxites (Deirman Dere) das Lager auf und blieben daselbst einen Monat.

Hält man den von mir vorgezeichneten Weg von der Pasinebene ab fest, so nimmt der Marsch einen natürlichen Verlauf, und es stimmen auch, wie wir gesehen haben, Entfernungen und Gelände ganz genau mit den bezüglichen Angaben Xenophons überein.

Gegen die Mitte des Februar 400 v. Chr. und etwa ein Jahr nach ihrem Auszuge aus Sardes gelangten so die Griechen an das Meer, ebenso zu ihrer eigenen Überraschung, wie zum Erstaunen der Mit- und Nachwelt. Sie zählten noch achttausend Hopliten und achtzehnhundert Leichtbewaffnete, also annähernd zehntausend Mann. Daher wohl die Bezeichnung: Rückzug der Zehntausend.

In Trapezūs waren sie gerne aufgenommen; bald aber erging es ihnen so, wie es Gästen häufig zu ergehen pflegt: sie werden freudig empfangen, aber noch freudiger entlassen. Die Trapezunter drängten mehr und mehr auf den Abmarsch, und da sie nicht rasch genug die erforderliche Anzahl von Schiffen zum Abtransport zusammenbringen konnten, so besserten sie für den Marsch der Griechen aus freien Stücken den Weg aus, der sich nahe dem Strande nach ihrer Schwesterkolonie, der Kirschenstadt Kerasūs (Kerasund), hinzieht. Anscheinend war dieser Weg im Frühjahr damals ebenso schlecht, wie er es, wenigstens von Platana ab, heute noch ist. Im März und April führen zahlreiche brückenlose Bäche Ströme Wassers von dem Pontischen Gebirge dem Meere zu, und weite Strecken sind, Fieber erzeugend, bis in den Mai hinein versumpft. Bis Platana (15 km, vgl. S. 165) ist der Weg fahrbar, und auch weiterhin kann man zu Pferde durchkommen, wenn man es gut trifft; allezeit tut man jedoch besser daran, die Strecke von Trapezunt oder Platana nach Kerasund zu Schiff zurückzulegen.

Etwa am 10. März 400 v. Chr. brachen die Griechen nach ver-

schiedenen verlustreichen Gefechten mit den Kolchern und andern Bergvölkern endlich auf. Sie gebrauchten von Trapezūs nach Kerasūs – 110 km – nur drei Tage, machten also sehr starke Märsche. Ich vermag aber darin nichts besonders Auffälliges und keinen Grund zu sehen, deshalb, wie manche wollen, das Kerasūs Xenophons näher an Trapezūs zu suchen, als das heutige Kerasund; denn man hatte sich gründlich ausgeruht, der Weg war instand gesetzt und „nur die rüstigsten Männer marschierten, während die Kranken, ferner alle, die über vierzig Jahre alt waren und endlich vom Trosse, was man nur entbehren konnte, auf Schiffen dahin verladen wurden".

In Kerasūs blieben sie, bevor sie ihren Zug zu Lande und zu Wasser fortsetzten, zehn Tage. Eine abermalige Zählung hier ergab insgesamt nicht mehr als achttausendsechshundert Mann. „Diese waren glücklich davongekommen, die andern aber durch das Schwert der Feinde, durch Schnee und Krankheit hingerafft worden." –

Schlußwort.

Damit endet für unsere Betrachtung der Zug Xenophons. In Wägen und Wagen ohne Beispiel in der Geschichte, ist er eine Bestätigung der Siege von Marathon und Salamis und ein Beweis dafür, daß einer innerlich gesunden Kultur die Barbarei unterliegen muß.

Aufs neue hat er die Zerrissenheit und Schwäche des Perserreiches klar gelegt, einen Alexander den Großen zu seinen Zügen begeistert und durch die Jahrtausende in Kriegszelt und Gelehrtenstube, bei der Jugend und dem Alter die gleiche Beachtung gefunden zu Bewunderung männlicher Taten und zu unsterblichem Ruhme.

Auch wir haben versucht, von ihm in zeitgeschichtlicher und geographischer, in politischer und vornehmlich in militärischer Beziehung zu lernen. Die reichste Belehrung wird uns aber in der wundervoll ausgeglichenen Persönlichkeit Xenophons rein menschlich zuteil durch dessen auf philosophischer Grundlage beruhende und von sonnigem Optimismus getragene Lebensweisheit, niemals zu verzagen, allen Geschehnissen, auch den widrigsten, eine gute Seite abzugewinnen, und sie „im Vertrauen auf die Götter“ und auf die eigene Kraft zu einem glücklichen Ende, zum Siege über Natur und Menschen zu führen. –

„Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann!“

(G. A. Bürger).

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Von **E. v. HOFFMEISTER** ist früher erschienen:

KAIRO-BAGDAD-KONSTANTINOPEL

WANDERUNGEN UND STIMMUNGEN

Mit 11 Vollbildern und 157 Abbildungen, fast nur nach Originalaufnahmen des Verfassers, im Text sowie einer Kartenbeilage

[X u. 262 S.] gr. 8. 1910. In Leinwand geb. M. 8. -

Seit 1900 01 hat der Verfasser fast alljährlich große Reisen in den Orient unternommen. Nach einer abermaligen Fahrt gibt er nunmehr eine Zusammenfassung seiner jahrelangen Studien über Geschichte und Gegenwart in Natur und Volkstum des Orients, wobei er bestrebt ist, die Darstellung, die sich auf gewissenhafte Aufzeichnungen gründet, zu einer Art von Reisephilosophie auszugestalten. Auf dieser Reise fand er alles, was er für sein Vorhaben brauchte: Seltene Wege und wenig berührte Gegenden, die bedeutendsten Städte und interessantesten Ruinenfelder des Orients, den großen Wallfahrtsort Kerbela, die Hedschas-, Anatolische und Bagdadbahn, weiße, braune und schwarze Menschen, das lebendige Meer und die totenstarre Wüste, mächtige Ströme und schneebedeckte Berge. Alles, was ihn erfüllte und bewegte, hat er in dieses Buch hineingelegt, das nun bei allen denen Einkehr halten möge, denen ein starkes Empfinden gegeben und das Auge offen ist und die Seele weit für die Wunderpracht und Herrlichkeit der Schöpfung.

Aus den Besprechungen:

„... Es ist keine der üblichen belehrenden Reisebeschreibungen, auch keine jener oberflächlich liebenswürdigen Erlebnisplaudereien, die es dem Leser unmöglich machen, subjektive und Augenblickseindrücke vom Typischen zu sondern. ‚Wanderungen und Stimmungen' hat Hoffmeister sein Buch genannt. Aber es gibt mehr. Es gibt ein Volks- und Kulturbild der Länder, die er bereiste, und gibt sie in der frischen Erzählungsweise eines Romanschriftstellers. Malerisch gesehen ist alles, was er vor uns hinstellt, dabei nicht etwa nur impressionistisch von außen her betrachtet, sondern im Wesentlichen gefaßt, im Historischen sowohl wie im Gewordenen empfunden. Eine überraschende Fülle von Stoff birgt sich in diesen 250 Seiten, denen viele interessante Abbildungen beigegeben sind." **(Deutsche Rundschau.)**

„... Ein Mann, der viel gesehen und den Kreis seiner Anschauungen bis zu jener Toleranz erweitert hat, die alles begreift und von jedem kleinlichen Selbstgefühl befreit, erfreut hier den Leser durch stimmungsreiche Schilderungen, denen es oft nicht an Humor fehlt, und die — was bei Reisebeschreibungen eigentlich selbstverständlich sein sollte, es aber leider nicht ist — außerdem noch durch einen farbenprächtigen anschaulichen Stil die fernen Länder und malerischen Gestalten des Orients vor unseren Augen erstehen lassen. Zahlreiche, durchaus gelungene, Illustrationen schmücken das schöne und interessante Buch." **(Vossische Zeitung.)**

„... Das Buch bietet einen interessanten Überblick über den Kulturzustand und im besonderen über die Verkehrsverhältnisse Syriens, Mesopotamiens und Kurdistans und liefert damit wertvolle Anhaltspunkte für die militärische Beurteilung jener Gebiete." **(Petermanns Mitteilungen.)**

„... Von Hoffmeister wandert nicht mit der beutelüsternen Wißbegier des gewöhnlichen Touristen, sondern er steht immer über den Erlebnissen und über den Dingen, die er mit heiterer Ruhe beurteilt. Tiefgründige Bildung, glänzende Darstellungsgabe und ein fein kultivierter Humor, in dem etwas von der lächelnden Überlegenheit des orientalischen Weisen lebt, begleiten den sympathischen alten Herrn auf den strapaziösen Fahrten durch die Länder versunkener Kulturen, die nun zu neuem Leben erweckt werden." **(Petersburger Zeitung.)**

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Weltreisebilder.

Von **J. Meurer.** Mit 116 Abbildungen im Text und auf Tafeln sowie einer Weltkarte. In Leinwand geb. M. 9.—

Der als Reiseschriftsteller bekannte Verfasser bringt seine Reiseerlebnisse und -eindrücke in Form von abgeschlossenen Bildern, deren ein jedes einen Reiseabschnitt behandelt. In diesen Abschnitten stellt der Autor möglichst anschaulich dar, was dem Weltreisenden in den einzelnen Ländern, z. B. Indien, Java, China, Japan, Nordamerika, auf einer längeren See- oder Landreise, oder in einer besonders hervorragenden Landschaftsszenerie, wie dem Himalaja — entgegentritt. Sein besonderes Augenmerk hat der Verfasser darauf gerichtet, Vergleiche zu ziehen mit europäischen Verhältnissen, um dadurch ein leichteres, der Wahrheit oder Wirklichkeit näher tretendes Verständnis des Lesers hervorzurufen, dem jene Länder und Völker fremd sind. Besondere Sorgfalt widmet der Verfasser der Schilderung der besonderen Eigenart der ostasiatischen Völker, und zwar der Inder und ihrer Religionskulte, der Javaner und Malaien, der Chinesen und Japaner. — Auch die unerreicht großartigen Kunstbauten sowie die unvergleichlichen Kunsterzeugnisse Indiens, Chinas und besonders Japans werden eingehender behandelt.

„... Ich möchte behaupten, daß der ‚Meurer' unter Umständen bessere Dienste tun kann als der ‚Baedeker'. Denn nicht nur zu stillvergnügten Weltreisen in Kämmerlein und Studierstube, wie sie Jörn Uhls alter Onkel so leidenschaftlich betrieb — auch für die Praxis ist das Buch äußerst schätzbar. Es unterrichtet über Kultur und Geschichte der exotischen Länder, über Volkscharakter, Entwicklung oder Verfall der verschiedenen Rassen und beherrscht mit gleicher Sicherheit die Mysterien religiöser Kulte wie die Fähigkeit, die prachtvolle Vegetation ferner Reiche zu veranschaulichen. Die ‚Weltreisebilder' werden sich in ihrer gediegenen Ausstattung viel Freunde erwerben."
(Die Zeit.)

Mittelmeerbilder.

Gesammelte Abhandlungen zur Kunde der Mittelmeerländer. Von Geh. Reg.-Rat Professor Dr. **Th. Fischer.** Geh. M. 6.—, in Leinwand geb. M. 7.—. **Neue Folge.** Mit 8 Kärtchen. Geh. M. 6.—, in Leinwand geb. M. 7.—

„... Alle Freunde des Mittelmeergebiets, der alten Heimstatt unserer wissenschaftlichen Bildung, des ewig jungen Zauberkreises erfrischender, neu anregender Eindrücke in den Erholungspausen des Lebenstagewerks, werden es dem Verfasser Dank wissen, daß er, nachdem er die gewichtigen Früchte seiner planvollen Forschungen in bedeutenden Werken und gehaltvollen Einzelstudien niedergelegt, nun auch die anmutigen Blüten, die er an seinen Wanderpfaden gepflückt, und die für die ganze gebildete Welt bestimmten Zusammenfassungen seiner Eindrücke von Ländern seines besonderen Arbeitsfeldes, Augenblicksbilder ihrer Zustände und vor- und rückwärts gekehrte Übersichten ihrer Entwicklung und ihrer Bedeutung, in einem stattlichen und doch handlichen Bande vereint hat. Er hat damit dem Leser mehr geboten, als er selber plante, nicht nur die einheitliche Wirkung von Studien, die über 33 Jahre sich verteilen, sondern auch den Eindruck seiner eigenen Entwicklung als Forscher und Darsteller von den munteren, vom blanken Spiegel eines jungen wissensdurstigen Sinnes in farbenfrischer Unbefangenheit zurückgestrahlten Wahrnehmungen der ersten Reisen bis zu den mit dem Bewußtsein methodischer Verantwortlichkeit, bedächtigeren Schrittes, mit sorgsam gedichtetem Gedankengefüge und minder leichtflüssigem Satzbau auftretenden Essays des ausgereiften, in seiner Eigenart abgeschlossenen geographischen Denkers."
(Petermanns Mitteilungen.)

„... Die ‚Mittelmeerbilder' des Vaters der Mittelmeerkunde bieten uns eine Reihe prächtiger Einzeldarstellungen, zum größten Teil auf eigener Anschauung begründet, daher nicht allein von echt geographischem Geiste getragen, sondern auch lebensvoll und farbenreich. Wie der Fachmann, so wird auch jeder gebildete Laie, der sich für das Mittelmeer interessiert, in diesem Buche nicht nur eine Fülle von Belehrung und Anregung, sondern auch eine anziehende, immer gehalt- und geschmackvolle Lektüre finden; ein Meister länderkundlicher Darstellung spricht hier zu uns, aber in einer Sprache, die sich, bei allem wissenschaftlichen Ernst, doch immer in den Grenzen allgemeiner Verständlichkeit und allgemeinen Interesses hält. Auch für die Schule werden sich manche Teile trefflich eignen. So begrüßen wir Th. Fischers ‚Mittelmeerbilder' als eine wahre Zierde unserer modernen geographischen Literatur."
(Deutsche Literaturzeitung.)

Das Mittelmeergebiet.

Seine geographische u. kulturelle Eigenart. Von Professor Dr. **A. Philippson.** 2. Auflage. Mit 9 Figuren, 13 Ansichten und 10 Karten auf 15 Tafeln. In Leinwand geb. M. 7.—

„... Es ist in jeder Hinsicht eine des Meisters der Länderkunde, Ferd. v. Richthofens, dem es gewidmet ist, würdige Gabe. Die Aufgabe, die sich der Verfasser gesetzt hatte, das Mittelmeergebiet als ein nach seiner Entstehung und seinen Charakterzügen einheitliches darzustellen, den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen, soweit sie geographisch bedingt sind, herauszuarbeiten und überall auf dem festen Boden exakter Beobachtung, nicht der geistreichen Spekulation, nachzuweisen, ist glänzend gelöst. Philippson enthüllt hier ganz neue Seiten seines Wissens und Könnens und bietet auch dem Kulturhistoriker und dem Soziologen sehr viel. Methodisch bedeutsam ist auch die überall scharf durchgeführte Scheidung von Geologie und Geographie."
(Petermanns Mitteilungen.)

„... Von dem höchsten Standpunkt aus, auf den die heutige Wissenschaft den Forscher zu stellen vermag, läßt der Verfasser seinen Leser die unendliche, von nicht auszugenießenden Reizen verklärte Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen am Mittelmeer überschauen.... Nicht nur der Laie, der von dem Forscher Anschluß und Belehrung erwartet, wird für diese dankbar sein, auch die Gelehrten, deren Facharbeiten auf naturwissenschaftlichem, historischem, volkswirtschaftlichem Gebiet hier zu einem einheitlichen Bilde vereinigt sind, werden zweifellos in ihm wertvolle Anregungen finden.... Auf dem Gebiete der deutschen, das ganze Mittelmeer umfassenden Literatur steht Prof. Philippsons Werk unbedingt an erster Stelle und wird wohl auch in der außerdeutschen keinen ebenbürtigen Genossen haben."
(Norddeutsche Allgemeine Zeitung.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Vom Kaukasus zum Mittelmeer.

Eine Hochzeits- und Studienreise durch Armenien. Von Dr. **Paul Rohrbach.** Mit 47 Abbildungen. Geh. M. 5.—, gebunden M. 6.—

Das Buch schildert die Hochzeitsreise des Verfassers durch das russische und türkische Armenien und die Gebirgslandschaften bis an die Südküste Kleinasiens. Die großen Armeniermassakres der Jahre 1895—1897 waren unmittelbar vorhergegangen; der ganze verwüstete Zustand des Landes, der Ruin und die Dezimierung der Bevölkerung enthüllten sich in einem schrecklichen, wochenlangen Panorama den Blicken der beiden Reisenden. Neben diesem unmittelbar aktuellen Thema ergibt sich aufgereiht an dem fortschreitenden Faden der Reise eine mannigfaltige Folge von persönlichen Erlebnissen, politischen, kulturgeschichtlichen und ethnographischen Beobachtungen aus der bunten, wenig bekannten Völkerwelt jener Gebiete. Die landschaftliche Schilderung und die Bezugnahme auf die historische Vergangenheit bilden Hintergrund und Rahmen.

„... Abwechselnd werden dem Leser eigene Erlebnisse, politische, ethnographische und kulturgeschichtliche Betrachtungen in interessanter Weise vorgeführt; man kann mit Recht das Buch als einen vorzüglichen Wegweiser empfehlen, um zu einer gerechten und verständigen Beurteilung der armenischen Frage zu kommen." **(Dresdner Journal.)**

Vom Heiligen Berge und aus Makedonien.

Reisebilder aus den Athosklöstern und dem Insurrektionsgebiet von Geh.-Rat Professor D. Dr. **H. Gelzer.** Mit 43 Abbildungen und einem Kärtchen. Geheftet M. 6.—, in Leinwand gebunden M. 7.—

Der erste Teil dieser Skizzen beschäftigt sich mit der Klosterrepublik des Heiligen Berges, der einzigen Stätte, wo altchristliche Askese und byzantinisches Mönchtum sich völlig bis in die Gegenwart erhalten haben. Ein allgemeiner Überblick skizziert kurz die Geschichte der Athosklöster, wendet sich dann zu deren heutiger Verfassung und Organisation, sowie zu dem auch in dieser abgeschiedenen Welt hervortretenden Zwist der hellenischen und der slawischen Nationalitäten. Der zweite Teil gibt die Eindrücke der Reise des Verfassers durch Westmakedonien wieder. Über Monastir, wo er die Gastfreundschaft und werktätige Unterstützung des später so grausig dahingemordeten russischen Konsuls Rostkowsky genoß, wandte er sich nach Ochrida. Im Anschluß an die Reiseerlebnisse werden Geschichte und Bräuche der Albanesen und die Stellung der orthodoxen Toska charakterisiert, deren Kultur eine völlig griechische ist. Den Abschluß bildet der Besuch in Kastoria, mit dessen Bischof der Verfasser in nähere Beziehungen trat.

„... In dem vorliegenden Werke gibt der als gründlicher Kenner und Erforscher des Orients bekannte Verfasser eine hochinteressante Beschreibung seiner Reise nach dem Heiligen Berge Athos und dem angrenzenden Gebiete ... Das Buch ist vorzüglich ausgestattet, mit recht guten Abbildungen versehen und verdient — zumal es den Leser in noch weniger bekannte Gegenden führt und die dortigen Verhältnisse in anziehender Weise schildert — die wärmste Empfehlung." **(Nord und Süd.)**

Das europäische Rußland.

Eine Studie zur Geographie des Menschen. Von Prof. Dr. **A. Hettner.** Mit 21 Karten. Geh. M. 4.—, in Leinwand geb. M. 4.60.

„... Es weht ein echt geographischer Zug durch das ganze Buch. Mit großem darstellerischen Geschick führt uns der Verfasser, von der Natur des Landes ausgehend, durch die in ihrem eigenartigen Werdegang auf das nachhaltigste von dem Schauplatze der historischen Ereignisse abhängige Geschichte bis zu den heute Rußland bewohnenden Völkern. Im Anschluß hieran wird überzeugend nachgewiesen, daß eine gerechte und vorurteilsfreie Würdigung der kulturellen und wirtschaftlichen Eigentümlichkeiten dieser Völker des Zarenreiches gleichfalls nur unter richtiger Würdigung der geographischen Natur des Landes, in welchem diese Verhältnisse wurden, denkbar sei. Kurzum, es wird eine Summe echt geographisch erfaßter Kausalzusammenhänge aufgedeckt, wie wir sie in solcher Vollständigkeit und methodischen Folgerichtigkeit in der bisherigen Literatur über Rußland vergeblich suchen." **(Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.)**

Ostasienfahrt.

Von Professor Dr. **Franz Doflein.** Erlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers in China, Japan und Ceylon. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf 8 Tafeln sowie mit 4 Karten. In Leinwand geb. M. 13.—

„... Nicht nur ein Forscher, sondern auch ein Mensch mit offenen Augen, der sich redlich bemüht, die Dinge nicht durch die Brille vorgefaßter Meinungen zu sehen, tritt dem Leser entgegen. Unvoreingenommen, mit dem Wunsche zu verstehen und gerecht zu sein, betrachtet Doflein diese Kultur und ihre Träger. Liebevoll sucht er sich hineinzufühlen in die Seele des japanischen Volkes, das uns Europäern so viele Rätsel aufgibt. Ich kann nicht schließen, ohne meinen Dank gegen den Verfasser in den Wunsch gekleidet zu haben, recht viele möchten die Gelegenheit benützen, sich durch die Lektüre dieses schönen und reichen Buches einen reinen Genuß zu verschaffen." **(Frankfurter Zeitung.)**

„... Dofleins Ostasienfahrt gehört zu den allerbesten Reiseschilderungen, die Referent überhaupt kennt, die er getrost neben die Darwins stellen möchte, nur daß an Stelle der ernsten Bedächtigkeit und Zurückhaltung des Briten das lebhafte Temperament des Süddeutschen tritt, dem das Herz immer auf der Zunge liegt, und der deshalb auch vor einem kräftigen Wort nicht zurückscheut, wo es die Verhältnisse aus ihm herausdrängen. Es liegt eine solche Fülle feinster Natur- und Menschenbeobachtung in dem Werk, über das Ganze ist ein solcher Zauber künstlerischer Auffassung gegossen, und allen Eindrücken ist in geradezu meisterhafter Sprache Ausdruck verliehen, daß das Ganze nicht wirkt wie eine Reisebeschreibung, sondern wie ein Kunstwerk, dem der Russisch-Japanische Krieg, der zur Zeit der Reise gerade wütete, einige dramatische Akzente verleiht. Auch die Ausstattung des Werkes ist eine vorwiegend feinsinnig künstlerische." **(Die Umschau.)**

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Auf Java und Sumatra.

Von Professor Dr. **K. Giesenhagen.** Streifzüge und Forschungsreisen im Lande der Malaien. Mit 16 farbigen Vollbildern, zahlreichen Abbildungen und einer Karte. Geh. M. 9.—, in Leinw. geb. M. 10.—

„. . . Zu lernen ist aus dem Buche viel, und der gut disponierte Text wird unterstützt durch eine sehr reichliche und wirklich orientierende Beigebung von Illustrationen. Am schönsten sind die großen Vegetationsbilder, für den nichtbotanischen Liebhaber am interessantesten aber die zahlreich eingestreuten Genreszenen. Sehr angenehm berührt die Vielseitigkeit des Interesses: die buddhistische Kultur in den grandios-phantastischen Tempelbauten von Borobudur auf Java regt den Verfasser nicht weniger zur mündlichen und schriftlichen Darstellung an, wie der nach seiner Schilderung in der Tat wunderbare ‚Berggarten' der holländisch-indischen Regierung zu Tjibodas in der Preanger Residentschaft auf Java." **(Preußische Jahrbücher.)**

Eine Australien- und Südseefahrt.

Von Dr. **A. Daiber.** Mit zahlreichen Abbildungen. In Leinwand geb. M. 7.—

„. . . Was bislang in deutscher Sprache über Australien geschrieben worden ist, ist äußerst gering und mangelhaft. Erst die gegenwärtige Schrift, die auf Grund eingehender Studien an Ort und Stelle verfaßt worden ist, kann den Anspruch erheben, über Land und Leute des neuen Erdteils, über die Entwicklung und das Leben in Australien und der Südsee in befriedigender und ausführlicher Weise berichten zu können. Die Schrift fesselt vom Anfange bis zum letzen Satze und gewährt dem Lehrer für Erd- und Völkerkunde, ebenso wie dem Naturwissenschaftler und Kaufmann eine reiche Fundgrube tatsächlichen Anschauungsmaterials, das alle Erscheinungen früherer Jahre in den Schatten stellt." **(Odd Fellow.)**

Geschichten aus Australien.

Von Dr. **A. Daiber.** In Leinwand geb. M. 3.60.

Das Buch bietet in freier Erzählung eine Reihe merkwürdiger Episoden aus der Entwicklungsgeschichte Australiens, die zeigen, mit welchen Schwierigkeiten die Träger der Kultur in diesem Weltteil zu kämpfen hatten, und wie es schließlich die zielbewußte, alle Hindernisse überwindende Arbeit einzelner war, die, den Fortschritt anbahnend, der Masse zugute kam. Es ist daher ein Werk recht für die reifere Jugend, das begeistert, zum Handeln anspornt und zugleich wertvolle Kenntnisse vermittelt. Aber auch der Erwachsene wird dem Verfasser gern folgen, der Land und Leute durch eigene Anschauung wie durch wissenschaftliches Studium genau kennt und daher ein tieferes Verständnis des eigenartigen Landes vermitteln kann.

Aus Deutsch-Brasilien.

Von Dr. **Alfred Funke.** Bilder aus dem Leben der Deutschen im Staate Rio Grande do Sul. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und einer Karte von Rio Grande do Sul. In Leinwand gebunden M. 7.—

„. . . Der Verfasser ist ein scharfer Beobachter und ein vortrefflicher Feuilletonist. So weiß er, gestützt auf eine mehrjährige Bekanntschaft im Land und Volk, ein lebendiges Bild von unseren Landsleuten am Rio Grande zu geben. Es ist ein lehrreiches und amüsantes Buch über ein Gebiet, das in den deutschen Kolonisationsbestrebungen eine ganz besondere und zukunftsvolle Rolle spielt." **(Berliner Tageblatt.)**

Unter den Coroados.

Eine Geschichte von deutschen Bauern und brasilianischen Indianern. Von Dr. **Alfred Funke.** Mit 6 Vignetten und 6 Vollbildern von A. Weßner. In Leinwand gebunden M. 3.20.

„. . . Der Verfasser erzählt hier von den Zeiten, wo die deutschen Ansiedler mit Axt und Pflug in den Urwald eindrangen und dabei noch in Berührung mit den Ureinwohnern des Landes kamen, die man dort allgemein Coroados nennt. Aus dem Gegensatz zwischen der Kulturarbeit der deutschen Bauern und dem Herdenleben der Waldindianer erwächst die fesselnde Handlung. Der Verfasser schildert Land und Leute in Brasilien. Von dem Schaffen und Leben der Urwaldpioniere erhalten wir ein lebendiges, wahrheitsgetreues Bild. Auch die Wilden, die handelnd auftreten, sind keine Waldheroen, sondern der Wirklichkeit entsprechend Menschen mit den Instinkten der Wilden, die nichts anerkennen, als die eigenen Wünsche. So zeichnet sich die Darstellung durch die Wahrhaftigkeit und Echtheit des Inhalts aus. Die geschmackvolle Ausstattung macht das Buch zu einem vorzüglichen Geschenk. Wertvoll sind insbesondere die Bilder von A. Wessner, der Land und Leute in treuer künstlerisch vollendeter Darstellung wiedergibt." **(Schule und Haus.)**

Die Polarwelt und ihre Nachbarländer.

Von Professor Dr. **Otto Nordenskjöld.** Mit 77 Abbildungen und einem farbigen Titelbild. In Leinwand geb. M. 8.—

„. . . In äußerst geschickter Weise wird der Leser an der Hand einer fesselnden Lektüre mit den eigenartigen Naturverhältnissen dieser merkwürdigsten Gebiete unseres Erdballs vertraut gemacht, er lernt das Eis in den verschiedenen Arten seiner Ausbildung und seiner Wirkung kennen, und er gewinnt Einblick in das materielle und geistige Leben der Polarvölker, vor allem des Eskimovolkes, das auch heute noch häufig unzutreffenderweise für ein auf niedriger Kulturstufe stehendes Volk gehalten wird. Aber auch in die zahlreichen wissenschaftlichen Probleme, die sich an das Polargebiet knüpfen, wird man nahezu spielend eingeführt, und die bisher gegebenen Lösungen dieser Probleme werden in überzeugender Form mitgeteilt, oder eine neue, eigenartige Lösung vom Verfasser selbst gegeben." **(Deutsche Literaturzeitung.)**

„. . . Voll fesselnder Schilderungen, mit guten Abbildungen aller wichtigsten Erscheinungen, in trotz der wissenschaftlichen Objektivität und der durch den Reichtum des Stoffes gebotenen knappen Kürze der sachlichen Ausführungen nirgends ermüdender, überall anregender Darstellung des geologisch, paläontologisch, anthropologisch und tier- und pflanzengeschichtlich gleich reichen Stoffes ist das Buch den besten populärwissenschaftlichen Leistungen unserer Zeit gleichwertig zur Seite zu stellen." **(Münchener medizinische Wochenschrift.)**

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Tierbau und Tierleben

in ihrem Zusammenhang betrachtet

von

Professor Dr. **R. Hesse** und Professor Dr. **F. Doflein**

2 Bände. Lex.-8. Mit Abbildungen und Tafeln in Schwarz-, Bunt- und Lichtdruck nach Originalen von H. Genter, M. Hoepfel, E. L. Hoeß, E. Kißling, W. Kuhnert, C. Merculiano, L. Müller-Mainz, O. Vollrath und den Verfassern.

Gebunden in **Original-Ganzleinen** je M. 20.–, in **Original-Halbfranz** je M. 22.–

I. Band: **Der Tierkörper als selbständiger Organismus.** Von R. Hesse. Mit 480 Abbildungen und 15 Tafeln. [XVII u. 789 S.] 1910.

II. Band: **Das Tier als Glied des Naturganzen.** Von F. Doflein. [Erscheint im Frühjahr 1912.]

Aus der gewaltigen Fülle naturwissenschaftlicher Schriften und Bücher, hervorgerufen durch das in immer weitere Kreise dringende Verlangen nach naturwissenschaftlicher und hauptsächlich biologischer Erkenntnis, ragt das Werk von Hesse und Doflein in mehr als einer Beziehung hervor. Sich nicht auf eine Beschreibung der einzelnen Tiere beschränkend, sondern in meisterhafter Weise das Typische, allen Lebewesen Gemeinsame herausgreifend, schildert es auf Grund der modernsten Forschungsergebnisse die tierische Organisation und Lebensweise, die Entwicklungs-, Fortpflanzungs- und Vererbungsgesetze, die Abhängigkeit der einzelnen Teile vom Gesamtorganismus und wiederum deren Einfluß auf das Ganze, kurz, alle die Fragen, die heute den Forscher wie den interessierten Laien bewegen. Dabei vereinigt das Werk mit unbedingter wissenschaftlicher Zuverlässigkeit eine seltene Klarheit der Sprache, die eine Lektüre desselben für jeden Gebildeten zu einem Genuß gestaltet. Eine große Anzahl künstlerischer Bilder und Tafeln, von ersten Künstlern besonders für das Werk hergestellt, unterstützt den Text, so daß die innere wie äußere Ausstattung als hervorragend bezeichnet werden muß.

„Der erste Band von R. Hesse liegt jetzt vor, in prächtiger Ausstattung und mit so gediegenem Inhalt, daß wir dem Verfasser für die Bewältigung seiner schwierigen Aufgabe aufrichtig dankbar sind. Jeder Zoologe und jeder Freund der Tierwelt wird dieses Werk mit Vergnügen studieren, denn die moderne zoologische Literatur weist kein Werk auf, welches in dieser großzügigen Weise alle Seiten des tierischen Organismus so eingehend behandelt. Schon ein Überblick über die verschiedenen Kapitel läßt den Reichtum des Inhalts erkennen. Hesses Werk wird sich bald einen Ehrenplatz in jeder biologischen Bibliothek erobern."

(Prof. Dr. L. Plate im „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie.")

„Ein Buch, welches ganz auf der Höhe steht, und auf welches Autor und Verleger in gleichem Maße stolz sein können. Der großen Schar von Freunden der Biologie sei dieses Buch aufs wärmste empfohlen. Der Kundige sieht überall die enorme Arbeit, die in dem Buche steckt, und freut sich vor allem über das erfolgreiche Bemühen, dem Leser nur das wirklich zum sicheren Besitz der Wissenschaft Gewordene vorzutragen. Mit Staunen wird der Fernerstehende innewerden, wieviel Positives schon bereits in diesem Teil der Biologie geleistet worden ist. . . ."

(Prof. Dr. W. Kükenthal in der „Schlesischen Zeitung.")

„Man wird dieses groß angelegte, prächtig ausgestattete Werk, das einem wirklichen Bedürfnis entspricht, mit einem Gefühl hoher Befriedigung durchgehen. Es ist wieder einmal eine tüchtige und originelle Leistung . . . Eine Zierde unserer naturwissenschaftlichen Literatur . . . Es wird rasch seinen Weg machen. Wir können es seiner Originalität und seiner Vorzüge wegen dem gebildeten Publikum nur warm empfehlen." **(Prof. C. Keller in der „Neuen Zürcher Zeitung".)**

„Man kann es jetzt schon uneingeschränkt aussprechen, daß diese erste moderne Tierbiologie ein Werk bilden wird, das, nach Art des Inhalts und der Darstellung von gleich großen und allgemeinen Gesichtspunkten angelegt, strengste Sachlichkeit und wissenschaftliche Gründlichkeit mit einer für jeden Gebildeten verständlichen Form verbindet." **(Hamburger Nachrichten.)**

Ausführliche illustr. Prospekte durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Geographische Zeitschrift.

Herausgegeben von Professor Dr. **A. Hettner.** XVII. Jahrgang. 1911. Jährlich 12 Hefte. Halbjährlich M. 10.—

Die „Geographische Zeitschrift" stellt sich die Aufgabe, die Fortschritte des geographischen Wissens und die Veränderungen der geographischen Zustände in übersichtlicher Weise zusammenzufassen und zu allgemeiner Kenntnis zu bringen. Sie wendet sich daher keineswegs nur an den Geographen von Beruf, sondern an alle, die an geographischen Dingen Anteil nehmen, an die Lehrer der Geographie, an die Vertreter der Naturwissenschaften, an die gebildeten Laien. Sie bringt also keine Spezialarbeiten, die nur vom Fachmann verstanden werden und nur für ihn Interesse haben, sondern behandelt nur Gegenstände von allgemeinem Interesse in allgemeinverständlicher und dabei möglichst reiner und fließender Sprache. Aber sie ruht dabei doch auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage, alle Artikel sind von tüchtigen Fachmännern verfaßt und sie zählt die hervorragendsten Geographen zu ihren Mitarbeitern.

Die „Geographische Zeitschrift" bringt: 1. Untersuchungen über wichtige Probleme aus allen Teilen der Geographie und aus ihren Hilfs- und Nachbarwissenschaften; 2. Charakteristiken einzelner Erdräume; 3. Übersichten und Erörterungen der Veränderungen geographischer Zustände, besonders der Veränderungen der politischen Geographie, der Bewegung der Bevölkerung, der Entwicklung des Verkehrs und der wirtschaftlichen Verhältnisse; 4. Besprechungen wichtiger Fragen aus der Methodik der geographischen Forschung und des geographischen Unterrichts.

Außerdem enthält jedes Heft zahlreiche kleinere Mitteilungen und eine Fülle von Neuigkeiten und Bücherbesprechungen aus allen Teilen der Geographie sowie regelmäßige Inhaltsangaben der wichtigeren geographischen Zeitschriften. — **Prospekte und Probehefte umsonst und postfrei vom Verlag.**

Himmel und Erde.

Illustrierte naturwissenschaftliche Monatsschrift, herausgegeben von der Gesellschaft Urania Berlin, redigiert von Dr. **P. Schwahn.** XXIV. Jahrgang. 1911/12. Jährlich 12 Hefte. Vierteljährlich M. 3.60.

Sich fernhaltend von einer seichten Popularität, die nur der Halbbildung dient, unterrichtet „Himmel und Erde" in wissenschaftlich einwandfreier, aber dennoch jedem Gebildeten verständlicher Weise den Leser über alle Fortschritte auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und Technik. Seit den mehr denn zwei Dezennien ihres Bestehens erfreut sich die Zeitschrift der ständigen Mitarbeit der besten Namen aus allen Fachgebieten. Der reiche Bilderschmuck, der jedem Hefte beigegeben ist, und die gediegene Ausstattung machen das Blatt zu einem Schmuck für jede Bibliothek. Jedes Heft enthält eine Anzahl reich illustrierter größerer Aufsätze von namhaften Fachgelehrten, die entweder fundamentale Fragen der Naturwissenschaft und Technik oder biographische Würdigungen schöpferischer Geister auf dem Gebiete moderner Naturerkenntnis behandeln. An die größeren Aufsätze schließen sich Mitteilungen über wichtige Entdeckungen und Erfindungen, über naturwissenschaftliche und technische Kongresse, über die jeweiligen Himmelserscheinungen, außerdem Besprechungen der hervorragendsten neuen Werke auf naturwissenschaftlichem Gebiete. So wird es dem Leser gewährleistet, daß er den Überblick nicht verliert und einerlei, ob er selbst forschend tätig ist oder mitten im praktischen Leben steht, Fühlung mit den Errungenschaften unseres naturwissenschaftlichen Zeitalters behält.

Biologisches Skizzenbuch für die Adria.

Von Dr. **A. Steuer.** Mit 80 Abbildungen u. Buchschmuck vom Verfasser. In Leinwand geb. M. 2.—

Für das große, internationale Reisepublikum waren die herrlichen österreichischen Küstenländer noch bis vor kurzem vollkommen Neuland. Nur unter den Naturforschern sind sie manch einem längst zur vertrauten „zweiten Heimat" geworden. Angehenden Naturforschern und Naturfreunden im weitesten Sinne, den vielen, die an den Gestaden der Adria zum ersten Male südliches, marines Leben kennen lernen wollen, soll das Büchlein unaufdringliche Mentordienste leisten. Es soll vor allem dem Leser die Frage beantworten: Was kann ich ohne Schwierigkeit auf Spaziergängen am Strande, während des Badens, auf Bootsfahrten und dergl. vom marinen Leben sehen und wie, nach welchen Gesichtspunkten, kann ich es am besten betrachten? So lernt der Leser das Tier- und Pflanzenleben auf den Lagunen, in den Salinen, die Anpassungsformen mariner Organismen an das Leben innerhalb der Brandungszone, ferner markante Fälle von Symbiose und Mimikry beobachten. Wenn auch zunächst für die Adria geschrieben, möchte das Büchlein auch den Naturfreunden an den Küsten des Mittelmeeres überhaupt Begleiter sein, zu verständnisvollem Sammeln und Beobachten Gelegenheit geben.

„Der als Zoolog und insbesondere als Planktonforscher weiten und wohlverdienten Ruf genießende Verfasser bietet mit diesem prächtigen kleinen Buche zunächst seinen Hörern und Schülern, dann aber auch der so großen Zahl jener Naturfreunde, welche offenen Auges und offenen Sinnes sich den Wundern unseres herrlichen Meeres hingeben wollen, einen Leitfaden für die einfachen Betrachtungen, zu denen die Lebewesen des Meeres und dieses selbst in so reichem Maße anregen, dar, wie man sich wohl keinen besseren und inhaltsreicheren wünschen kann."

(Triester Zeitung.)

„Dieses Büchlein hat ein Gelehrter geschrieben, der bei seinen Forschungen in der Natur sein Herz nicht daheim gelassen hat und dem ein gütiges Geschick eine köstliche Gabe verliehen hat: den echten, deutschen Humor. Dank verdient auch die schöne Ausstattung, die der Verleger dem Büchlein mit auf den Weg gab; die 80 Abbildungen im Text und der Buchschmuck lassen uns den Autor des Werkchens auch als beachtenswerten Meister des Griffels erkennen. Kurzum ein Büchlein, das man nur weglegen wird, um es recht oft wieder zur Hand zu nehmen."

(Grazer Tagblatt.)

567541
HAs Hoffmeister, Eduard von
H6995du Durch Armenien.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 16 18 20 09 012 9